Staatliche Bibliothek
Regensburg

Garve

German. 299

F. Mathaei del. J. Blaschke sc

Prüfung der Faehigkeiten.

Sammlung

einiger

Abhandlungen.

Von

Christian Garve.

K. KREISBIBLIOTHEK REGENSBURG

[1. Theil]

Breßlau 1801.

M

Vorrede.

Ich habe diese Abhandlungen zusammendrücken lassen, weil einige meiner Freunde dieselben zu besitzen wünschten, ohne sich das große Werk anschaffen zu dürfen, in welchem sie zerstreut sind. Da dieselben für eine periodische Schrift verfertiget worden, an welcher mehrere Theil hatten: so wird sich der Leser an das Wir nicht stoßen, mit welchem der Verfasser von sich selbst redet, und welches Schriften dieser Art eigen zu seyn pflegt.

Ich habe diese Aufsätze beynahe ganz unverändert gelassen, nicht weil ich sie für vollkommen halte, sondern weil ich jetzt außer Stande bin, große Verbesserungen zu machen, und kleine für den Nutzen, den sie stiften, zu mühsam finde. Uiberdieß macht oft die Veränderung, die in dem Gemüth oder den Umständen eines Schriftstellers vorgegangen ist, daß er Stellen seiner ehemahligen Schriften zu verbessern glaubt, wenn er sie bloß seiner jetzigen Lage und Denkungsart gemäßer macht. Endlich ist es entweder an sich, oder nur mir insbesondere schwer, den Faden alter Gedanken so vollständig wiederzufinden, daß er anders geleitet werden kann, ohne zerrissen zu werden. Ich finde es weit leichter, eine Materie von neuem durchzudenken, als einzelne Stücke derselben nach einem alten Plane zu bearbeiten.

Unter allen scheint mir jetzt die Abhandlung vom Interessirenden am meisten einer Verbesserung zu bedürfen. Sie ist zu weitschweifig, zuweilen mit einer unnützen Metaphysik überladen; und oft mit Betrachtungen ausgeziert, die nicht nothwendig zum Hauptstoffe gehören.

Folgender Plan scheint mir jetzt der einfachste, kürzeste und richtigste zu seyn.

Interesse im eigentlichen Verstande, ist die Theilnehmung an dem Gewinnste oder Verluste eines andern. Interesse im figürlichen Verstande, ist die Theilnehmung der Seele an den Handlungen oder Eindrücken eines andern. So vielerley Arten der Beschäftigungen der Seele es gibt, wann Gegenstände auf uns selbst wirken: eben so viele Ar-

ten der Theilnehmung oder des Interesses gibt es auch, wann diese Gegenstände auf andre wirken. So wie die Vorstellungen unsers Verstandes, unsre Gemüthsbewegungen und unsre Schicksale uns unmittelbar einnehmen: so können die Gedanken, die Empfindungen, die Begebenheiten eines andern uns durch die Theilnehmung beschäftigen, das heißt, uns interessiren. Wir nehmen aber an den Gedanken eines andern alsdann am ersten Theil, wenn sie so klar, so einleuchtend, und von so begreiflichem Nutzen sind, es sey zum menschlichen Leben oder zur Auflösung von Schwierigkeiten, daß wir sie leicht zu unsern eignen Gedanken machen können, und Lust haben, uns darauf einzulassen. Wir nehmen an den Gemüthsbewegungen eines andern Theil, wenn wir die Wahrheit und die Billigkeit derselben, in ihren Ausbrüchen oder in

ihrer Schilderung erkennen. Wir nehmen an den erzählten Begebenheiten andrer Theil, wenn diese wahrscheinlich, anschauend, deutlich und erheblich sind; jenes, um uns leicht in die Stelle der handelnden Personen versetzen zu können; dieses, um in dieser Stelle einen merklichen Einfluß der Begebenheiten auf uns gewahr zu werden.

In einigen Werken des Genies sind alle diese Arten von Interesse vereiniget, als, zum Beyspiele, im Drama; fast in allen sind einige derselben vermischt. Uiberhaupt aber gehört zu dieser Theilnehmung eben so wohl eine Empfänglichkeit von Seiten des Zuhörers, als ein Grad von Wirksamkeit von Seiten des Redners oder Dichters. Diejenigen Gegenstände interessiren allgemein, die, um an sich und nach ihrer Brauchbarkeit verstanden zu

werden, keine andern Fähigkeiten und Kenntnisse erfordern, als die allen wohlerzogenen Menschen gemein sind. Diejenigen interessiren nur eine gewisse Classe, die Erfahrungen oder Neigungen einer besondern Art voraussetzen.

Man kann sagen, das Interesse der Gedanken oder der Empfindungen sey die Grundlage, worauf sich das Interesse der Begebenheiten stützt, weil diese nur insofern wichtig werden, als sie die Ursachen von einem von beyden sind.

Chr. Garve.

Versuch
über die
Prüfung der Fähigkeiten.

Wenn das Hauptwerk der Erziehung darinnen besteht, den Fähigkeiten der Seele Beschäftigung und den Neigungen ihre gehörigen Gegenstände zu geben: so wird ihr erstes Geschäft seyn müssen, diese Fähigkeiten zu kennen. Aber wie schwer und wie mißlich ist diese Untersuchung! Wodurch will man die Fähigkeiten des Geistes kennen lernen, wenn man ihn nicht handeln sieht? Und doch, was kann es in diesem Alter für Verrichtungen geben, bey denen diese Fähigkeiten merklich würden? Es geht mit der Bildung der Geister, wie mit der Entstehung der Körper. Wir werden diese letztern nicht eher gewahr, als bis sie schon eine merkliche Größe erreicht haben, und schon lange über die Epoque hinaus sind, wo sich ihre Bestandtheile zusammenfügten, und durch ihre Lage und ihre Gestalt die Beschaffenheit und Erscheinungen des künftigen Dinges bestimmten. Eben so erkennen wir die Vollkommenheiten eines Geistes erst alsdann, wann sie an wichtigen Gegenständen geübt werden; aber dann ist es gemeiniglich schon zu spät, die

Wahl ist geschehen, und nur der glückliche oder unglückliche Erfolg läßt uns auf die Anlage der Seele schließen, die diesen Gegenständen angemessen war. In der That, wie viel Kenntniß der Seele und was für eine feine Beobachtung gehört dazu, wenn man in kleinen Wirkungen eben die Kraft, die große hervorbringen könnte, in nichtswürdigen Beschäftigungen das Genie, und selbst in Ausschweifungen und Fehlern die Vorzüge des Geistes erkennen soll? Wenn nicht hier der Zufall oft mehr thäte, als die Klugheit und die Wahl, oder wenn nicht die Natur, mit vorzüglichen Fähigkeiten für gewisse Sachen, auch eine vorzügliche Neigung dazu verbunden hätte, so würden die meisten Talente erstickt oder schlecht angewendet werden.

Also, wenn das der einzige Endzweck dieser Untersuchung wäre, dem Menschen seine Bestimmung und seine Geschäfte anzuweisen, so könnte man sie getrost aufgeben. Der Richterstuhl, der über die Fähigkeiten junger Bürger in einem Staate den Ausspruch thun, und jedem seine Lebensart nach diesem Ausspruche zuerkennen sollte, ist einer von den schönen Vorschlägen, die zu weiter nichts dienen, als ihre Erfinder zu belustigen. Die Natur will nicht haben, daß sich unsre Weisheit in alle ihre Werke mischen soll; und am Ende macht sie es doch vielleicht eben so gut, als wir es mit unsrer ganzen Klugheit würden gemacht haben.

Aber um den erwachsenen Mann mit seinen eignen Kräften bekannt zu machen, ihm, wenn der Zufall ihn gerade an die rechte Stelle gestoßen hat, mehr Zufriedenheit zu geben, oder wenn er an die unrechte gekommen ist, ihm wenigstens einen Zeitvertreib zu zeigen, der sich besser für ihn schickt, als seine Geschäfte; endlich wenigstens von den Erscheinungen in dieser Sphäre Grund anzugeben, und die seltsame Vereinigung zu erklären, die man so oft in demselben Menschen zwischen großem Verstande und großer Einfalt, zwischen ausnehmenden Talenten und einer ungewöhnlichen Unfähigkeit, zwischen großen Kräften und einer völligen Ohnmacht gewahr wird, dazu ist diese Untersuchung nützlich. Kann wohl die Philosophie, wenn sie nun einmahl nicht zugelassen wird, die Dinge in der Welt zu bessern, etwas anders thun, als das, was geschieht, zu beschreiben? und wenn sie nicht an der Spitze des Heers gehen kann, als Befehlshaber, um die Begebenheiten zu lenken, so muß sie wenigstens hinter her gehen, als Geschichtschreiber, um sie aufzuzeichnen.

Alle Untersuchungen, die man zu dem Ende anstellen müßte, theilen sich in zwo Classen. Entweder sammlet man die Kennzeichen, aus denen man auf gewisse Fähigkeiten der Seele schließen kann. Dieser Theil ist lang und beruhet auf einer Reihe von Beobachtungen, zu denen jeder einzelne Mensch nur einen Beytrag thun kann. Oder man

bestimmt für jede Fähigkeit die Art von Geschäften, die sie am besten auszurichten im Stande ist. Dieser Theil würde leicht seyn, wenn es möglich wäre, jede Art von Geschäften durchaus zu kennen, ohne selbst die Fähigkeit zu besitzen, sie auszuführen.

Um zu wissen, wie sich gewisse Fähigkeiten der Seele äußern, muß man diese Fähigkeiten erst unterscheiden.

I. Die erste Fähigkeit, der Grund aller übrigen, und die, welche die Stärke und Beschaffenheit der andern bestimmt, ist das Vermögen zu empfinden. — So ist der Gang der Natur: Zuerst empfängt die Seele eine Menge Eindrücke, das Gedächtniß erhält sie, die Einbildungskraft setzt sie zusammen, der Verstand sammlet das Aehnliche in denselben, und verwandelt die Eindrücke in Ideen, die Vernunft endlich bringt diese Ideen in Verbindung und erbaut sich daraus das System ihrer Grundsätze und ihrer Regeln. Die Empfindungen sind also der Stoff, welchen die übrigen Fähigkeiten bearbeiten. Ist dieser fest und dauerhaft, so ist weiter nichts als ein geschickter Künstler dazu nöthig, um vortreffliche Werke daraus zu machen; ist er schwach und untauglich, so wird selbst eine Meisterhand und die weiseste Anwendung nur etwas Mittelmäßiges hervorbringen.

Von der Empfindung sollte also der Anfang dieser Untersuchung, so wie der Erziehung überhaupt, gemacht werden. Sind die Eindrücke, die

die Seele des Kindes von sich selbst und von den Sachen außer sich empfängt, richtig, mit den Gegenständen übereinstimmend, tief und dauerhaft: sind ihre Empfindungen wahr und stark? daß ist die Frage, die man zuerst entscheiden muß. Ich setze mich in die Stelle des Vaters und Lehrers, und folge dem Kinde in allen seinen Bewegungen.

1. Das erste, worauf ich Acht haben werde, ist, ob das Kind die Sachen, die es einmahl empfunden hat, geschwind und leicht wieder erkennt. Diese Beobachtung werde ich selbst zu der Zeit anstellen, wo das Kind für diese Empfindungen noch keine Worte hat. Der Schluß selbst ist klar. Um eine Sache wiederzuerkennen, ist nöthig den alten und den gegenwärtigen Eindruck zu vergleichen. Je geschwinder diese Vergleichung geschieht, desto merklicher müssen die Spuren seyn, die die Sache in der Seele zurückgelassen hat. Man sieht zugleich, warum dieses Merkmahl bey Kindern richtig ist, und bey Erwachsenen trügt. Die Seele der ersten beschäftigt sich ganz allein mit Empfindungen; ihre Aufmerksamkeit ist niemahls zwischen den sinnlichen Gegenständen und allgemeinen Ideen getheilt; und das Maaß der Stärke also, mit welchem sie empfindet, ist zugleich das Maaß ihrer Kraft überhaupt. Bey den andern hängt die Leichtigkeit, die alten Gegenstände wiederzuerkennen, nicht bloß von dem Nachdrucke, mit dem man sie zuerst empfunden hat, sondern auch von dem Grade der Aufmerksam-

samkeit ab, den man jetzt auf sie wendet; und für die Empfindung bleibt nur so viel von der Kraft der Seele, als zum Denken nicht nöthig ist.

2. Ein ander noch allgemeineres und sicherers Merkmahl ist es, wenn das Kind eine große Aufmerksamkeit auf den jedesmahligen Gegenstand seiner Empfindung hat, und sich durch die übrigen Sachen, die jetzt nicht eigentlich zu seiner Betrachtung gehören, wenig oder gar nicht zerstreuen läßt. Jedermann wird sich erinnern, diesen Unterschied an Kindern bemerkt zu haben. Einige werden von dem Anblicke keiner einzigen Sache so stark gerührt, daß sie eine Zeitlang bey derselben verweilen, sie sehen alles an, ohne irgend etwas zu bemerken; unter der Menge von Dingen, die um sie sind, irret der Sinn und die Seele beständig von einem Gegenstande zum andern, ohne bey einem einzigen stille zu stehen; oder vielmehr, sie verhalten sich gegen alle nur leidend, nehmen alle Eindrücke an, wie sie ihnen von ungefähr in die Sinne fallen, ohne einem einzigen freywillig den Vorzug zu geben.

Andre sind immer nur mit einem Gegenstande auf einmahl beschäftigt. Ihre Augen oder Ohren haben immer etwas Festes und Bestimmtes, worauf sie sich richten. Unter einem noch so großen Haufen von Sachen oder Personen unterscheiden sie augenblicklich das Bekannte vom Fremden, gehen unachtsam bey dem einen vorbey, und sehen dafür das andre so lange starr und unverwandt an,

bis sie ungefähr damit eben so bekannt worden sind, wie mit den übrigen.

Wenn man das Uibrige gleich setzt, so kann man mit Recht vermuthen, daß die Bilder in der Seele des letztern besser und richtiger sind, als in der ersten.

Diese Gabe, viele Dinge nicht zu sehen und nicht zu hören, um von einer recht geührt zu werden, die Aufmerksamkeit mit einem Worte, ist sowohl die Ursache als der Beweis starker Empfindungen. Die Ursache, weil, wo mehr Kraft angewendet wird, die Wirkung größer seyn muß; der Beweis, weil die Seele von jeder Sache um so viel mehr an sich gezogen wird, je größer die Thätigkeit ist, in die sie die Seele setzt. Ist die Seele nur zu leichten und gleichsam nur berührenden Eindrücken fähig; so werden sie niemahls über die Zerstreuungen die Oberhand behalten; die Kraft der Seele wird unter alles gleich ausgetheilt, und durch diese Theilung verzehrt. Heftige Wirkungen hingegen werden die Aufmerksamkeit, auch ohne ihren Willen, auf die Gegenstände festhalten, die sie erregen.

3. Ein drittes, aber mehr zweydeutiges Kennzeichen ist schon immer bey dieser Untersuchung gebraucht worden; die Lebhaftigkeit meine ich, und die Geschäftigkeit des Geistes. Die Wahrheit, die zum Grunde liegt, ist diese: Je besser und lebhafter die Bilder sind, die die Seele durch die Em-

pfindungen erhält, desto größer ist das Vergnügen über dieselben, und desto größer das Verlangen nach neuen.

Die Begierde also, mit welcher wir gewisse Seelen immer neue und neue Gegenstände ihrer Empfindung aufsuchen sehen, und die Behendigkeit, die diese Begierde allen ihren Handlungen gibt, könnte ein Beweis von der Güte ihrer Empfindungen seyn, wenn nur diese Munterkeit nicht oft einer gewissen Beharrlichkeit entgegen wäre, welche jedem Eindrucke Zeit genug läßt, sich in den Seelen festzusetzen, ehe ein neuer auf ihn folgt. Ein schneller Uibergang von einer Sache zur andern zeigt freylich eine wirksame Seele, aber er löscht zu leicht einen Eindruck durch den andern aus, und zerstört die Wirkung, indem er den Gegenstand zu oft abändert.

Man sieht also, wie leicht hier der Irrthum ist. Ein langsamer Fortgang von einem Gegenstande zum andern, der bey Kindern oft für Dummheit angesehen wird, kann eben die Ursache ihres künftigen Verstandes seyn, weil er für ihn eine Reihe unterschiedner und sorgfältig gezeichneter Bilder sammlet. Und die Flüchtigkeit der andern, über die man sich als eine unfehlbare Verkündigung eines fähigen Geistes freuet, verwirrt und vermischt diese Bilder, und gibt der Reflexion, wenn sie endlich ihr Amt anfangen will, nichts als ein Chaos von halbverlöschten und verworrnen Zügen,

aus denen sich nichts zusammensetzen läßt. Die Kunst besteht also darinnen, zu unterscheiden, ob die Seele aus Trägheit und Verdrossenheit so schwer die alten Gegenstände verläßt, oder ob es aus einer gewissen Art von dunkler Betrachtung herrührt, die sie darüber anstellt.

4. Die unmittelbarsten Wirkungen der Empfindungen sind die Begierden. Man kann also diese brauchen, um auf jene zurückzuschließen; und da sich die Begierden eher als die Fähigkeiten entwickeln, so ist dieß auch der erste Weg der Untersuchung, die Talente aus den Leidenschaften zu beurtheilen.

Sind diese rauschend und heftig, aber vorübergehend, so sind die Eindrücke in der Seele schnell, aber flüchtig. Sind sie ruhig, aber dauerhaft, so ist die Empfindung langsam, aber tief. Ist zwischen den Begierden und ihren Gegenständen ein gewisses Verhältniß, gesetzt auch, daß sie zuweilen darüber hinausgehen sollten, so kann man in den Begriffen Ordnung und Richtigkeit vermuthen. Ausschweifende oder ganz verkehrte Leidenschaften, ohne alles wenigstens scheinbare Verhältniß mit dem Guten, auf welches sie gerichtet sind, zeigen Zerrüttung und Undeutlichkeit in den Bildern an, die die Dinge von sich in der Seele abgedrückt hatten. Ein Mangel aller Leidenschaften ist das untrüglichste Kennzeichen der Dummheit.

5. Aber die genaueste und schärfste Prüfung läßt sich durch die Beobachtung des Geschmacks anstellen. Für diejenige Classe von Empfindungen ist das Vermögen der Seele am fähigsten, in der sie das Schöne vom Häßlichen am leichtesten und richtigsten unterscheidet. Nach der Einrichtung der Natur bringt, wenn die sinnlichen Werkzeuge richtig und die Seele nicht unfähig ist, das Schöne Vergnügen und das Häßliche Verdruß hervor. Aber nicht bey allen Gegenständen ist diese angenehme oder unangenehme Empfindung gleich stark. Das Auge eines Malers empfindet weit mehr Verdruß über eine unrichtige Gestalt, als sein Ohr über eine Disharmonie; hingegen sieht der Tonkünstler die abgeschmackteste Zeichnung ohne Ekel, und geräth bey falschen Tönen oder bey verfehltem Takte außer sich.

Man kann also diese Beobachtung auf zweyerley Art brauchen.

Einmahl das Empfindungsvermögen überhaupt zu beurtheilen. Ein Mensch, dem alles gleichgiltig ist, der das Schlechte und Gute mit gleicher Zufriedenheit aufnimmt, und auf den Harmonie, Ordnung und Schönheit keine Wirkung thun; dessen Eindrücke müssen an und vor sich schlecht, unrichtig und schläfrig seyn: denn wenn das Bild von der Sache selbst richtig gefaßt ist, so ist diese begleitende Empfindung von Lust oder Unlust unausbleiblich.

Zum andern die Art von Gegenständen zu bestimmen, zu denen jede Seele die beste Anlage hat, nähmlich für die, wo sie am leichtesten und genauesten das Gute nicht nur vom Schlechten, sondern auch vom Mittelmäßigen unterscheidet, wo ihre Unterscheidungen die feinsten, und ihr Vergnügen und ihre Unlust die lebhaftesten sind. Es würde diese Art von Prüfung weit vollkommner werden, wenn es möglich wäre, von jeder Art der sinnlichen Gegenstände dem Kinde die schönsten und vortrefflichsten vorzustellen, um an ihnen seine Empfindung zu prüfen. Wenigstens wäre es doch billig, anstatt das Auge und das Ohr des Kindes von Jugend auf an Mißgestalten und Disharmonie zu gewöhnen, und es gegen den natürlichen Ekel davor abzuhärten, es lieber durch richtige Zeichnung und wohlklingende Töne schon zuvor einzunehmen, und ihm seine ersten Vergnügungen zu einem Muster zu machen, nach denen es schlechtere beurtheilen und verwerfen lernte.

6. Das wären also solche Kennzeichen der Empfindung, die selbst Ursachen oder Wirkungen der Sache sind, die sie bezeichnen. Es gibt aber andre, die mehr Anzeichen als Merkmahle sind, die ganz auf der Oberfläche liegen, die bey den einzelnen Menschen am leichtesten bemerkt werden, und sich doch, weil sie so mannigfaltig und so veränderlich sind, am schwersten in eine allgemeine Regel verwandeln lassen.

Das Wichtigste dieser äußern Merkmahle ist der Bau der Werkzeuge. Ein lebhaftes, munteres und feuriges Auge ist daher immer mit Recht für das Zeichen eines fähigen Geistes gehalten worden, weil es die Quelle der vornehmsten und meisten Empfindungen, oder, wie Milton sagt, das große Thor der Weisheit ist.

Die Munterkeit und das äußere Betragen, die Beweglichkeit und Thätigkeit des Körpers ist ein ander solches Mermahl. So wie der Schlaf die Beraubung aller Empfindung ist, so ist die Schläfrigkeit die Schwächung derselben. Eine Seele, die immer mit gewissen Gegenständen beschäftiget ist, setzet auch ihren Körper in Bewegung, und verhindert die Erschlaffung der Nerven, aus der die Trägheit entsteht. Wenn hingegen die Seele leer oder nur schlecht gerührt ist, so wirkt sie in ihren Körper eben so langsam und eben so schwach, als auf sie war gewirkt worden, und der Mensch versinkt in Langeweile und Müdigkeit.

7. Aber ein Merkmahl, welches seltner beobachtet wird, ist die Unfähigkeit eines jungen empfindenden Kopfs zur Erlernung abstrakter Begriffe, oder der Wörter die sie ausdrücken. Man hört so oft über die Ungelehrigkeit von Kindern klagen, die allenthalben, nur nicht in ihren Lehrstunden verständig scheinen. Ganz gewiß müssen alsdann entweder die Sachen nicht gut für sie gewählt seyn, die man sie lehrt, oder der Lehrer unterscheidet die

Gabe, bloß andrer Gedanken zu behalten, nicht von der Fähigkeit selbst zu denken. In einem je höhern Grade es die letztere besitzt, desto weniger wird es von der ersten haben, besonders von den unfruchtbaren Gegenständen, mit denen man gemeiniglich den Unterricht anfängt. Eine Seele, die mit wirklichen Bildern von Dingen erfüllt ist, wird sich sehr ungern von denselben zu bloßen Worten wegwenden, die es nicht versteht; und je lebhaftere Eindrücke es bekömmt, mit desto größerm Widerwillen wird es sich die Gewalt anthun, Sachen zu behalten, die ohne alle Eindrücke sind.

Die Geschichte der Genies hat diese Anmerkung bestätigt, und oft das Urtheil ihrer ersten Schullehrer widerlegt.

Nur noch zwey Worte über diese ganze Materie. —

Erstlich: Es ist nichts schwerer, als die Empfindungen anderer zu beurtheilen oder zu vergleichen. Unsre Sprache drückt das sinnliche Bild bloß durch den Nahmen des Gegenstandes aus. Jeder erinnert sich also bey dem Worte an seine eigne Idee, aber keiner erfährt die Idee des andern. Die Mittheilung der Gedanken besteht nicht sowohl darinnen, in dem andern eben die Eindrücke hervorzubringen, die wir selbst haben, sondern nur die Eindrücke wieder zu erwecken, die durch eben die Gegenstände bey ihm hervorgebracht werden. Unsre sinnlichen Begriffe sind lauter Verhältnisse. Das

Absolute in denselben könnte sich völlig ändern, und alle unsre Ausdrücke würden noch können dieselben bleiben, wenn nur die Aenderung durchgängig und auf eine gleichförmige Art geschähe. Um also zu wissen, wie empfindet ein anderer, müssen wir untersuchen, was fängt die Seele mit ihren Empfindungen an? und der Gebrauch, den jemand von den Bildern macht, die in seiner Seele gesammlet sind, zeigt am ersten, wie diese Bilder beschaffen sind. Man wird dieses nirgend so gewahr, wie bey den nachahmenden Künstlern. Würde man wohl aus der besten Beschreibung eines Malers schließen, daß er was anders und bessers sieht, als wie andere? Sobald er durch Worte mittheilen soll, so schränkt sich seine Empfindung bloß auf das Allgemeine ein, was allen sehenden Menschen in die Augen fällt, und wofür die Sprache nur allein gemacht ist. Aber sobald er den Pinsel in die Hand nimmt, da wird man gewahr, daß sein Auge tausend Sachen bemerkt hat, die uns unsichtbar waren; und daß in seiner Vorstellung die Natur mit allen ihren Gestalten sich auf eine ganz andre Art abmale, als in der unsrigen.

Zweytens: Obgleich die Werkzeuge nicht verdorben seyn müssen, wenn die Empfindung gut seyn soll, so ist es doch falsch, daß sich die Stärke der letztern nach der Schärfe der erstern richtet. Was wir ein scharfes Auge nennen, ist nur ein Auge, das entferntere oder kleinere Gegenstände doch noch

deutlich sieht. Es sieht also ohne Zweifel mehr auf einmahl: aber bey einer gewissen Größe und Nähe sieht das schwächere Auge eben so gut: es bedarf also mehr Zeit, sich dieselbe Anzahl von sinnlichen Begriffen zu verschaffen, aber es gelangt endlich doch dazu; und oft besser, weil sein Gesichtskreis immer eingeschränkter und seine Aufmerksamkeit also weniger getheilt ist.

Uiberdieß ist es nicht der bloße Eindruck der Sache, sondern es ist die Idee, die aus diesem Eindrucke herausgezogen wird, die den Stoff zu den folgenden Wirkungen der Seele gibt.

Also ist die Beurtheilung der Empfindungen etwas anders, als die bloße Beurtheilung des Sehens und Hörens; also kann diese Beurtheilung nicht unmittelbar durch die Beobachtung dessen, was das Kind oder der Mensch von seinen Empfindungen sagen kann, geschehen; also ist kein ander Mittel, zu irgend einer Kenntniß derselben zu kommen, als die Wirkungen und Folgen der Empfindungen kennen zu lernen.

II. Die zweyte Handlung der Seele, die auf die Empfindungen zunächst folgt, als die Wiederhervorbringung derselben, entweder in eben der Form und Ordnung, in der wir sie gehabt haben, das ist das Gedächtniß; oder getrennt und zusammengesetzt, die Einbildungskraft. Beydes ist in gewisser Maaße eine unmittelbare Folge der Empfin-

dung und eine nothwendige Vorbereitung zum Denken. —

Keine Fähigkeit scheint leichter zu erkennen zu seyn, als das Gedächtniß, weil man glaubt nur Achtung geben zu dürfen, wie viel man behalten kann. Im Grunde aber ist die Untersuchung eben so schwer, und der Irrthum häufig, weil man gemeiniglich von dem Mangel einer gewissen Gattung von Gedächtnisse auf den Mangel des Gedächtnisses überhaupt schließt.

Es gibt ein gewisses bloß behaltendes, und ein andres, so zu sagen räsonnirendes Gedächtniß. Man könnte das erste das Gedächtniß im engern Verstande, und das andre die Gabe der Erinnerung nennen. Jenes ist das, wovon man am ersten urtheilt, und wovon man vielleicht nicht ohne Grund behauptet, daß es bey einem großen Verstande selten sey; es erhält die ehemahligen Eindrücke, und stellt sie der Seele, so oft sie will, in eben der Ordnung wieder vor, ohne daß sie dabey eine andre Bemühung nöthig hätte, als sich darauf zu richten. Man kann die Stärke dieses Gedächtnisses ziemlich richtig nach demjenigen abmessen, was ein Mensch auswendig lernen kann.

Das andre ist ein Erinnern, welches durch Nachdenken geschieht, wenn die Seele ihre ehemahligen Vorstellungen, sobald nur eine davon wieder lebhaft worden ist, durch ihre Verbindung und Folge aufzuwecken weiß. Dieses Gedächtniß setzt zwar vor-

aus, daß die alten Ideen auf eine gewisse Weise verlöscht sind, aber es ersetzt diese Schwäche durch eine andre Kraft der Seele, die es anzeigt, die Kraft die Verbindungen der Dinge einzusehen, und selbst verdunkelte Bilder durch ihre eigne Bemühung wieder klar zu machen. Dieses Gedächtniß ist ein sehr sicher Kennzeichen, oder vielmehr ein Theil des Verstandes.

Man wird sehr oft Menschen sehen, die Erzählungen und Geschichte schlecht behalten, und immer entweder Lücken oder Irrthümer finden, so oft sie Begebenheiten wieder erzählen sollen: und die sich doch ganzer Reihen von Vernunftschlüssen und Raisonnements ohne Mühe erinnern. Diese Menschen haben gewiß die zweyte Art des Gedächtnisses, und die erste fehlt ihnen.

Der Grund ist dieser: Die Verbindung zwischen Wahrheiten ist genauer, als die zwischen Begebenheiten; die Seele also, die ihre alten Bilder nach und nach durch eine gewisse Art von Schlüssen wieder erwecken muß, sieht bey den ersten den Weg genau bezeichnet, den sie zu gehen hat, bey den letztern aber muß sie ihn auf Geradewohl suchen, und geht also oft fehl. Die meisten Begebenheiten werden nur durch Zeit und Ort verknüpft, oder diese Verbindung ist doch wenigstens die einzige, die wir einsehen; wenn die Seele also ihre Ordnung bey der Erinnerung nicht verrücken soll, so müssen sich die Begriffe in eben

der Reihe und Ordnung nach einander erhalten haben; weil das Nachdenken das Fehlende nicht ersetzen kann.

Zweytens. Wenn man unmittelbar, so bald man nur die Gedanken auf das richtet, was man ehemahls empfunden oder erlernt hat, sich die ganze Reihe der alten Ideen wieder vorstellt, so hat man die erste Art von Gedächtniß. Wenn man aber bey dem ersten Blicke auf die Sache wenig oder nichts von ihr weiß, nach und nach aber und stufenweise sich eines Theils nach dem andern erinnert, und den Fortgang immer gewahr wird, wie eine Idee die nächstliegende aufweckt; so hat man die zweyte.

Man sieht also auch, warum man bey Kindern fast nur über das erste urtheilt. Alles, womit man sie beschäftigt, und woran man ihre Fähigkeiten prüft, sind größtentheils Sachen, die ohne innere Verbindung sind, und wo also kein ander Mittel ist, als daß man sie entweder auswendig wissen oder vergessen muß.

Wem beyde Arten von Gedächtniß fehlen, der wird für sein Nachdenken nur wenig Gegenstände, und also einen kleinen und eingeschränkten Verstand haben.

III. Die Einbildungskraft nimmt aus den Empfindungen einzelne Theile, und macht daraus ein neues Ganze. In einem höhern Grade nennt man sie die Gabe der Dichtung.

Ihre Vollkommenheit beruht, wie einer jeden Zusammensetzung ihre, erstlich auf der Richtigkeit der Theile und ihrer Aehnlichkeit mit den Dingen, von denen sie genommen sind. Zweytens, auf der Regelmäßigkeit und Richtigkeit der Verknüpfung. So erfordern die Maler bey dem, was sie Ideal nennen, die genaueste Wahrheit und die getreueste Kopie der Natur in den Theilen, und in dem Ganzen Wahl und Anordnung.

Jeder Mensch baut sich zuweilen in seinen Gedanken eine kleine Welt, in der er wohnt, und in der er sich gefällt. Wenn diese gut geordnet ist, und eine Reihe von Möglichkeiten enthält, die zusammenhängen, so ist die Imagination richtig; wenn die Bilder den wirklichen Empfindungen an Stärke nahe kommen, so ist sie lebhaft; wenn sie zusammengesetzt einen höhern Grad von Vollkommenheit haben, als die Natur, aus der sie gesammlet sind, so ist sie erhaben. Auf diese Art also können unsre Spielwerke uns unsre wesentlichen Vollkommenheiten aufklären.

Diese Fähigkeit hat noch das Eigne, daß sich bey ihr vorzüglich die Bestimmung der Seele und die Art von Gegenständen zeiget, für die sie gemacht ist. Die Empfindungen, die die stärksten waren, lassen auch die stärksten Eindrücke zurück, und die Verbindungen werden also auch am leichtesten und besten. Durch diesen Weg zeigt zuweilen die Natur von selbst die Absicht mit ihrem Geschöpfe.

Der künftige Bildhauer macht Menschen aus Leim, der junge Tonkünstler singt richtigere und künstlichere Melodien.

Diese Werke der jugendlichen Einbildungskraft sind leicht zu erkennen, wo sie wirklich körperliche Theile zu einem Ganzen verbindet. Man darf nur darauf Achtung geben, in welcher Gattung das Kind die größte Erfindsamkeit, den richtigsten Geschmack und die beste Anordnung hat. Aber die Einbildungskraft, die bloße Bilder zusammensetzet, zeigt sich später und läßt sich leichter verkennen, und auf dieser beruht doch eigentlich die Fähigkeit zum Gelehrten oder zum schönen Geist.

Man kennt gemeiniglich nur eine einzige Art von Einbildungskraft, die, welche sinnliche Bilder vereiniget, um neue Bilder hervorzubringen, die aus den Theilen der Körper neue Körper, aus Thatsachen Thatsachen, und aus einzelnen Erscheinungen in der Natur und beym Menschen eine ähnliche Welt und ähnliche Menschen zusammensetzt. Hier geben die Sinnen zuerst den Stoff, und ihnen wird auch zuletzt das Werk, wann es vollendet ist, vorgestellt. Aber es gibt auch eine Einbildungskraft für den Philosophen, oder wenigstens für den Erfinder der Philosophie. Um zu einer neuen Wahrheit zu kommen, wenn sie nicht eine unmittelbare Folge einer schon bekannten ist, ist es unmöglich, die Art von deutlich gedachten Schlüssen zu brauchen, durch welche man diese Wahrheit, wenn sie

erfunden ist, beweist. Wie will man den Weg zu einem Ziele abzeichnen, welches man noch nicht kennt? Also Schluß vor Schluß von der bekannten Wahrheit zur unbekannten fortzugehen, und sich die ganze Reihe von Begriffen, durch welche beyde zusammenhängen, gleich mit Deutlichkeit und richtiger Unterscheidung zu denken, das ist unmöglich. Hier muß der schnelle Flug des Genies erst das unbekannte Land ausspähen, erst die fremde Gegend durchschaut haben, ehe der langsam fortschreitende Verstand seinen Weg antreten kann. Die Seele muß das Vermögen haben, die ganze Reihe mit Einem Blick und einer Art von unmittelbarem Anschauen zu übersehen. Ideen, die entwickelt eine ganze Wissenschaft ausmachen, müssen sich zusammendrängen, ein Ganzes ausmachen, und sich gleichsam in ein Bild vereinigen. So wie es eine gewisse Ahndung gibt, durch die man künftige Begebenheiten voraussieht, ohne sich alle die Ursachen erklären zu können, aus denen man sie folgert: so gibt es eine gewisse Kunst glücklich zu rathen, durch die man weit hinaus liegende Ideen und entfernte Folgerungen der Wahrheiten voraussieht, ohne sich aller der Schlüsse bewußt zu seyn, durch die man auf sie gekommen ist.

Würde wohl in einem andern Kopfe, als in Neutons seinem, der Fall eines Apfels die Idee eines neuen Weltsystems haben erregen können? Mit welcher Geschwindigkeit des Blitzes mußte sei-

ne Seele die unendliche Reihe von Begriffen durchlaufen und erleuchten, die von der Idee der Schwere auf alle Körper angewendet, veranlasset wurden.

Unerklärlich scheint es in der That zu seyn, allgemeine Ideen, zu denen kein Bild in der Imagination gehört, auf gewisse Weise sinnlich klar zu denken; und doch ist diese Fähigkeit gewiß in der menschlichen Seele. In einem geringern Grade finden wir sie schon bey der Erlernung und Wiederhohlung der Wissenschaften. Man wird oft gewahr, daß, ehe man sich aller Theile eines allgemeinen Beweises, oder mit einem Worte alles dessen, was man von einer Sache weiß, einzeln erinnert, man schon zum voraus auf gewisse Art empfindet, wie der Gang des ganzen Nachdenkens seyn wird. Und eben diese Vorausempfindung, wann wir sie haben, macht uns alsdann die Aufklärung der einzelnen Theile leichter. Es gibt gewisse Augenblicke, wo es scheint, als wenn in einen dunkeln Theil unsrer Seele auf einmahl ein Licht gebracht würde; die ganzen Ideen, die hier verborgen liegen, zeigen sich mit einem Mahle, obgleich Zeit und Folge dazu gehört, um sie einzeln nach und nach herauszuheben, und zum Bewußtseyn zu bringen.

Wo also diese schnellen plötzlichen Aufklärungen öfter geschehen; wann der Geist des Schülers den Beweisen seines Lehrers zuvorkömmt, und das Ende der Schlußfolge schon zum voraus fühlt, ehe ihn noch die Reihe der Schlüsse dahin geführt hat;

bey wem einzelne Winke viel Gedanken veranlassen; wessen Verstand nicht immer durch alle Wendungen und Umschweife lauter unmittelbarer Folgerungen fortschleicht, sondern zuweilen glückliche Sprünge thut: bey dem hat die Natur die Anlage zu dem großen Lehrer oder dem Erfinder der Wissenschaften gemacht.

Die dichterische Einbildungskraft hat Merkmahle, die auch schon in einem zarten Alter Statt finden. Das erste ist, wenn es wohlgemachte Erdichtungen mit Vergnügen und einer Art von Theilnehmung hört; wenn es schnell ihre Anlage und ihren Entwurf faßt, und wenn es sie bald von abgeschmackten, ungeheuern oder unnatürlichen unterscheidet. Eine lebhafte Einbildungskraft wird leicht Bilder, die ihm von einer Meisterhand vorgemalt sind, nachmalen. Die Personen und Begebenheiten werden anfangen ihr gegenwärtig zu werden; und sie wird also alle die Wirkung thun, die die Empfindung bey dem wirklichen Daseyn der Gegenstände haben würde. Eine richtige Einbildungskraft wird die Aehnlichkeit mit der Natur leicht gewahr werden, und wenn sie einmahl den Reiz derselben empfunden hat, sie in allen denen Werken vermissen, die ungetreue oder mit Fleiß verstellte Kopien von ihr sind. Wer einmahl eine richtige menschliche Bildung kennt, wird Riesen und Zwerge leicht unterscheiden. Also, wenn die Fabel oder Geschichte Mitleiden, Liebe, Haß, Bewunderung,

kurz alle Arten von Leidenschaften in der Seele rege macht, so ist die Einbildungskraft gut. Die Entstehung dieser Leidenschaften hängt immer von einer gewissen idealen Gegenwart der Gegenstände ab, und diese wird von der Einbildungskraft gewirkt. Eine rührende Begebenheit also mit Kaltsinn anhören; bey der Erzählung einer vortrefflichen That gleichgiltig seyn; an dem Schicksale der Tugendhaften keinen Antheil nehmen; sich für keine Person oder für keine Art von menschlichen Volkommenheiten interessiren, zeigt nicht bloß ein unempfindliches Herz, sondern auch einen schwachen Kopf an. Die Seele muß ganz unfähig seyn, sich diese Art von Bildern nur vorzustellen, wenn sie von ihnen gar keine Wirkung empfindet.

Weiter! Wenn man bey gewissen Kindern zuweilen eine plötzliche Freude, eine Furcht, eine Niedergeschlagenheit sieht, die sich aus ihren gegenwärtigen Empfindungen nicht erklären läßt; so kann man daraus auf eine geheime Geschäftigkeit der Einbildungskraft schließen, die ihre Wirkungen äußert, ohne uns die Mittel dazu zu entdecken. Diejenigen, deren Ideen bloß von der gegenwärtigen Empfindung bestimmt werden, haben auch niemahls andere Leidenschaften, als die aus ihrer wirklichen Verfassung und ihren Umständen entstehen. Wem aber die gütige Natur, außer der einen Welt, die sie seinem Sinne vorgestellt hat, die Gabe verleiht, noch viele andere in sich selbst zu bauen,

der verliert sich oft von den Dingen, die ihn umgeben, mit seinen Begierden eben so wohl als mit seinen Gedanken, und seine Vergnügungen und seine Schmerzen entstehen nicht bloß aus der Lage, die er in dieser Welt hat, sondern auch aus der, welche er in der von ihm erdichteten annimmt.

In einem höhern Alter hat man so viele Mühe nicht nöthig, diese Kraft gleichsam auf der That zu ertappen und sie bey ihrer geheimen Wirksamkeit zu überraschen; man kann sie alsdann dazu auffordern, und ihr selbst die Arbeiten vorschreiben, nach denen man sie beurtheilen will. Die natürlichsten Proben, die man machen kann, sind die Erzählung und die Erdichtung selbst. Es zeigt schon einen hohen Grad von Einbildungskraft an, wenn wir wirkliche Begebenheiten oder die Erdichtungen andrer gut beschreiben können; einen höhern, wenn wir selbst diese Begebenheiten erfinden. Ohne Einbildungskraft werden wir Personen, Sitten und Handlungen, wenn sie uns auch vor Augen sind, niemahls in ein vollständiges und ähnliches Bild fassen, das diese Gegenstände andern wieder kenntlich machte. Aber ohne einen weit höhern Grad werden wir uns nicht neue Personen und Begebenheiten zusammensetzen, die in der Zeichnung richtig und der Natur ähnlich, und doch ohne Original wären. Warum müssen also diejenigen Uibungen des Styls, die den fähigen Kopf am stärksten unterscheiden, und dem mittelmäßigen die meiste Gelegenheit zum Unterrichte

geben, warum müssen diese bey der Erziehung am wenigsten gebraucht werden?

Dieß sind die Aeußerungen dieser Fähigkeit durch ihre Wirkungen; es gibt noch andre, die mehr mit derselben beysammen zu seyn, als von ihr unmittelbar herzurühren scheinen, und die eben deßwegen nur mit den ersten verbunden, den Schluß zuverläßig machen.

Erstens: Man findet oft bey Leuten von einer starken Einbildungskraft eine Art von Zerstreuung und Abwesenheit von den Gegenständen, die um sie sind. Die Einrichtung der Natur hält zwischen dem dunkeln und dem hellen Theile unsrer Vorstellungen ein beständiges Gleichgewicht. Sobald die einen an Klarheit steigen, so sinken die andern in eine tiefere Finsterniß; und jede Annäherung der Seele auf einen Gegenstand ist zugleich eine Entfernung von den übrigen. Die Eindrücke also, die die äußern Gegenstände durch die Sinne auf uns machen, werden in eben dem Grade schwächer, in welchem andre Vorstellungen, die schon in der Seele da sind, stark sind. Auf diese Art kann die Einbildungskraft ihre Bilder zuweilen so lebhaft und so stark machen, daß die Seele auf eine Zeitlang die Empfindungen ganz vergißt, und sich dessen nicht bewußt wird, was um sie herum vorgeht.

Zweytens: Die Fähigkeit der Seele, sich durch sich selbst zu beschäftigen, ist ein noch sicherers Kennzeichen von einer starken Einbildungskraft oder Re-

flexion. Der Trieb zur Wirksamkeit ist der erste und ursprünglichste in der menschlichen Seele, und vielleicht der Grund aller übrigen. Wenn die Seele also in sich und in ihren eignen Bildern oder Ideen für ihre Beschäftigungen keine Gegenstände findet, so sucht sie darnach außer sich, und ohne einen neuen Zufluß von Empfindungen, geräth sie in den Stand der Unthätigkeit, der unter dem Nahmen von Langeweile so bekannt und so quälend ist. Wer also, sobald seine Geschäfte geendigt sind, unmittelbar nach Gesellschaft, nach Zerstreuungen und nach Vorrath von neuen Eindrücken schmachtet; wer nicht mehr denken kann, sobald seine Augen und seine Ohren nicht angefüllt sind, der muß selbst wenig Ideen hervorzubringen wissen. Um deßwillen liebt der Pöbel alle Schauspiele, nicht weil sie schön sind, sondern weil sie ihn beschäftigen; ein Seiltänzer setzt auf einige Augenblicke seine schwache Seele in eine Bewegung, die er ihr selbst nicht zu geben weiß, und die ihm angenehm ist.

Um so viel größer das Vermögen der Seele ist, sich selbst alte Bilder wieder zu erneuern, oder dieselben durch neue und noch nicht angestellte Verknüpfungen reizender zu machen, um so viel mehr kann sie des beständigen Anstoßes von außen entbehren. Um deßwillen haben von je her die Dichter die Einsamkeit und die Einöde geliebt; nicht weil sie Feinde des Vergnügens oder der Gesellschaft waren; sondern weil sie sich das Vergnügen,

das andre in der Gesellschaft suchen, und das sie ohne Hülfe der Sinnen nicht erhalten können, durch ihre eigne Einbildungskraft zu verschaffen wußten.

Endlich eine gewisse Abneigung und Unfähigkeit bey Begriffen, wo keine Bilder sind, und ein schneller Fortgang in allem, wobey es auf die richtige Vorstellung eines Bildes ankömmt, ist das letzte äußere Kennzeichen.

Man hat angemerkt, daß eine sehr große Richtigkeit und Correction in den Werken des jugendlichen Witzes gemeiniglich das Zeichen eines geringen Genies ist. Man könnte eben so überhaupt ein zu frühzeitiges Nachdenken und abstracte Betrachtungen zu einer Zeit, wo die Seele noch mehr empfinden als denken sollte, zum Zeichen einer schwächern Seele annehmen. Nach der Ordnung der Natur entwickelt sich die Einbildungskraft zuerst, der Verstand hernach. So wie also bey gewissen Körpern, die zu schnell zur Reife kommen, der Bau schwach und die Kraft klein ist: so sind die Seelen, die nicht mit der gehörigen Langsamkeit eine Fähigkeit nach der andern entwickelt und ausgebildet haben, beständig mittelmäßig. Ein Kind also, welches von einer schönen Fabel entzückt wird, und bey einem eben so schönen Beweise gähnt; das voll Munterkeit und Aufmerksamkeit ist, wann es die Geschichte auf einem guten Kupferstiche oder Gemälde erklären hört, und verdrossen und zerstreut wird, sobald man ihm allgemeine Wahrhei-

ten vorträgt; das in seinen Spielen Erfindsamkeit, und in den Lernstunden Unfähigkeit zeigt, würde mir weit mehr Hoffnung machen, als ein andres, das eine ganze Moral mit der größten Geduld und der scheinbarsten Aufmerksamkeit anhört, und in der Grammatik eben so gern liest, als im Robinson.

IV. Aus diesen Materialien nun endlich, die die Empfindung herbeygeschafft, das Gedächtniß bewahrt, die Einbildungskraft gesammlet hat, erbaut die Vernunft das System allgemeiner Begriffe, nach denen der Mensch sich und seine Geschäfte regieret.

Diese Frage ist also ohne Zweifel die wichtigste, und die erst spät und fast nur vom Menschen selbst zu beantworten ist: Wie stark ist in der Seele die Fähigkeit nachzudenken, und durch welche Merkmahle kann man sie erkennen?

Zuerst also wieder: Was ist der Verstand, und wie vielfach sind seine Geschäfte? Die Ausbreitung der Philosophie hat diese Begriffe so bekannt gemacht, daß man nur darauf zurückzuführen braucht, ohne sie zu erklären.

Jede Empfindung bezieht sich auf einen einzelnen Gegenstand. Wenn also die Empfindung die einzige Art von Vorstellungen ist, so muß sie entweder so weit ausgebreitet seyn, wie die Natur selbst; alsdann würde sie die allgemeinen Begriffe unnöthig machen, aber sie ist nur eine Eigenschaft

der Gottheit; oder sie ist nur auf Einen Gegenstand eingeschränkt, alsdann macht sie allen Fortgang der Erkenntniß unmöglich, und ist das Unterscheidende des Thiers. Um also unsrer Einschränkung zu Hülfe zu kommen, mußten wir die Geschicklichkeit erhalten, die unendliche Menge von einzelnen Gegenständen, die sich uns nach uud nach durch die Sinnen darstellen, unter gewisse Classen und gleichsam in große Gruppen zu bringen, wir mußten ein Mittel haben, aus unsern Empfindungen, die für sich abgesonderte und immer neue Ganze ausmachen, einen gewissen Theil herauszuziehen, der der Seele zurückbliebe, wenn die Empfindung selbst schon lange vergessen wäre; und die unermeßliche Mannigfaltigkeit von Eigenschaften, die mit jedem einzelnen Dinge sich der Seele zeigen, mußten sich auch auf eine kleine Anzahl von solchen einschränken lassen, die sich oft wieder finden, und die also eine immer wiederhohlte Erfahrung ersparen: dieses Mittel ist die Abstraktion.

Also, mehrere Empfindungen mit einander vergleichen, das, was in ihnen ähnlich ist, bemerken, dieses in einen Begriff sammeln, und das Uibrige alles, was unähnlich war, weglassen, das heißt Abstrahiren; und dieses mehrmahls wiederhohlt, heißt Nachdenken; oder weil bey uns die Sprache schon eher, diese abstrakten Begriffe mit Worten verbunden, der Seele liefert, ehe sie selbst noch zur Abstraktion fähig ist: so beschäftigt sich nun-

mehr die Vernunft zuerst damit, die Bedeutung der Worte zu bestimmen, und die wahre allgemeine Idee aufzusuchen, von welcher das Wort ein Zeichen seyn soll.

Die Erlernung der Sprache hängt also mit der Vernunft zusammen, als ein Mittel; und der richtige Gebrauch derselben hängt davon ab, als Wirkung.

Man findet indessen hier doch einen sehr merklichen Unterschied.

Wer durch Worte denken und sich ausdrücken soll, muß allgemeine Begriffe haben, das ist klar; denn die Worte bezeichnen keine andre. Aber die Seele kann diese Begriffe auf eine doppelte Art haben. Entweder sucht sie nur in den einzelnen Fällen den Begriff auf, und begnügt sich, wenn sie in jedem vorkommenden neuen Falle diese Merkmahle wiedererkennen und den Begriff anwenden kann, oder sie sammlet diese Merkmahle in eins, bezeichnet jedes mit einem Worte, und bemüht sich, den allgemeinen Begriff abgesondert von den Fällen, aus denen er abgezogen ist, vorzustellen. Der erste macht sich das Wort und die Vorstellung deutlich, indem er eine geschwinde dunkle Uibersehung der Fälle anstellt, in denen es gebraucht wurde; der andere, indem er eine Erklärung davon macht.

Man könnte jenes den praktischen, und dieses den theoretischen Verstand nennen.

Der praktische Verstand hängt mit der Einbildungskraft zusammen, oder ist vielmehr nur eine besondere Anwendung derselben. Ihr Werk ist es, der Seele zugleich mit dem Worte die Fälle herbeyzubringen, aus deren schneller und ihr selbst unbewußter Vergleichung sie jedesmahl den Begriff von neuem hervorbringt.

Die Kennzeichen von beyden werden sich also einander sehr ähnlich seyn.

Erstens: Leute von dieser Art können sich sehr wenig über Sachen erklären, die sie doch recht gut verstehen, und die sie recht glücklich ausführen, wenn sie sie unternehmen. Der Grund ist augenscheinlich. Zur Erklärung gehören Worte, zu diesen Merkmahle, die von ihren Gegenständen abgesondert, und ohne sie gedacht und bezeichnet worden, kurz gerade das, durch dessen Mangel diese Art von Verstande sich unterscheidet. Man kann überhaupt zwey Arten von Menschen in der Welt bemerken. Einige wissen vortrefflich von Sachen zu sprechen, und können ihre ganze Theorie mit Genauigkeit und Deutlichkeit vortragen, die ihnen doch mißlingen, sobald sie die Hand daran legen. Andere reden wenig und verwirrt, und bringen sie zu Stande.

Man thut sehr unrecht, wenn man die ersten als Schwätzer, und die andern als bloße Handwerker ansieht.

Die Fähigkeiten, die sie zu dem machen, was sie sind, sind von der Natur selbst unterschieden. Der Philosoph, der erklärt, vergißt über den Merkmahlen, die er sammlet, die individuellen Umstände der Fälle, die doch in der Ausübung müssen mit zu Rathe gezogen werden, und sie verunglückt ihm also. Der Künstler, welcher arbeitet, findet in dem Bilde, das ihm anstatt der Erklärung gegenwärtig ist, alle diese kleinen Umstände; aber er kann aus diesem Bilde nicht die einigen, wenigen Theile herausnehmen, die das Uibrige würden kenntlich machen: er kann also sich nicht erklären, als indem er die Sache zeigt. Wenn die ersten beständig zum Erklären und die andern zum Ausüben bestimmt würden, so würde die Welt richtige Theorien und vortreffliche Werke zugleich erhalten.

Zweytens. Ein ander Zeichen eines solchen praktischen Verstandes ist die genaue Beobachtung des Schicklichen; die Uibereinstimmung in seinen Reden und Handlungen mit der Zeit, dem Orte und den Verhältnissen der Personen; mit einem Worte eine gewisse größere Aufmerksamkeit auf alles, was zum menschlichen Leben gehört. Man sieht viel junge Leute, die diese Gabe vollkommen besitzen, und deren Fortgang in den Wissenschaften sehr geringe ist, die deßwegen von der Welt und besonders von Leuten ihres Alters hervorgezogen und von ihren Lehrern verachtet werden. Die Ursache ist die: Zu dieser Klugheit des gesellschaftlichen Lebens

ist eine schnelle Uibersehung einer Menge von Gegenständen auf einmahl, aber nicht die Ergründung eines einzigen nöthig. Die Seele muß ihre Aufmerksamkeit zwischen sehr vielen Dingen zu theilen, oder sie muß sich vielmehr von dem Ganzen ein richtiges Bild bis auf alle Kleinigkeiten zu machen wissen: aber sie hat nicht nöthig, diese kleinen Umstände, die sie bloß empfindet, und nach denen sie sich richtet, in Gedanken von den Uibrigen zu trennen und auszudrücken.

Und dieß ist drittens eben die Ursache, warum diese Art von Köpfen weit eher zur Reife zu kommen scheint, als die andern. Ihr Verstand erscheint zugleich mit ihrer Einbildungskraft, und diese ist eine unmittelbare Wirkung der Empfindungen. Uiberdieß finden sie jeden Augenblick und allenthalben Gegenstände, an denen sie ihn üben; die Zerstreuungen und Zeitvertreibe, die den Fortgang der übrigen Fähigkeiten verzögern, sind so viele Gelegenheiten, diese zu schärfen. Man wird also weit zeitiger von dieser Art von Fähigkeit urtheilen können. Ein junger Mensch, der im Umgange artig, in Gesellschaft klug und vorsichtig, in Ausrichtung kleiner Geschäfte geschickt und glücklich, aber sonderlichen Geschmack und Talente für die eigentlichen Wissenschaften ist; ein solcher junger Mensch hat die Art von Verstand, davon wir reden.

Viertens. Ein höherer Grad dieses Verstandes bringt die Gabe der Vorhersehung hervor, die

ir schon oben genannt haben, und die das eigentliche Talent zu Geschäften ausmacht. Die Zukunft liegt in dem Gegenwärtigen eingewickelt. Man muß dieses ganz übersehen können, um jene darin zu finden. Wirkungen kann man nur aus ihren Ursachen kennen: aber diese sind oft in so vielen Dingen zerstreut; viele davon so klein, so unmerklich, und doch in der Zusammenkunft so erheblich, daß es unmöglich ist, sie zu bemerken, wenn man sie sich nicht anders als deutlich denken kann. Ein Kopf, der immer zergliedern und schließen muß; dessen Fähigkeiten nur die Dinge von derjenigen Seite fassen, von der sie sich deutlich machen lassen; wird diese kleinen Umstände übersehen, er wird sich bloß an die Hauptsachen halten, dieser ihre Kräfte untersuchen, und so genau er immer diese kann abgemessen haben, einen falschen Erfolg herausbringen. Das ist die eigentliche Grenzscheidung zwischen Theorie und Praxis. Die erste nimmt keine andern als die größten, die in die Augen fallendsten Ursachen, und diese ergründet sie völlig; die andere nimmt alle Umstände zusammen, aber bloß in einem Bilde. Wer also auf diese anschauende Art denken kann, wessen Seele eine Menge verwickelter Begebenheiten zugleich zu umfassen im Stande ist, wessen Beobachtung so genau ist, daß er unter der Menge doch nicht die kleinsten Umstände übersieht; wer endlich alle diese Beobachtungen so schnell und so fertig anwenden kann, daß er augenblicklich aus ihnen den

Erfolg zieht, ohne sich selbst seines Schlusses bewußt zu seyn: das ist der Mann, der den entscheidenden Augenblick in der Schlacht oder im Kabinet treffen wird, und dessen Entschlüsse zugleich schnell und sicher seyn werden.

Eben daher rührt bey diesen Leuten die feste Uiberzeugung, mit der sie die Gewißheit eines Erfolgs vorhersehen, dessen Gründe sie doch nicht angeben können. Diese Gründe liegen in dem Bilde, was sie haben, und dieses Bild können sie niemand mittheilen, weil Worte nur immer gewisse Theile, niemahls den ganzen Eindruck bezeichnen. Plato setzt deßwegen die Staatsmänner und den Wahrsager in eine Classe, und leitet bey beyden diese Gabe, das Zukünftige ohne Schlüsse zu entscheiden, (weil sich die Wirkungen der Seele dabey nicht erklären lassen,) von dem Einflusse einer höhern Macht her; denn, sagt Sokrates, daß diese Gabe nicht unter die Wissenschaften gehöret, sehen wir augenscheinlich. Wem würden Perikles und Themistokles eher diese Kunst gelehrt haben, wenn sie sich lernen ließe, als ihren Söhnen, die doch ohne Ansehn und Einfluß in Griechenland waren?

Fünftens. Diese Art von Verstand macht endlich, daß der Mensch über Begebenheiten, Personen und Handlungen richtige Urtheile fällen kann, unerachtet er verlegen ist, wenn er die Eigenschaften, die er den Dingen beylegt, erklären, oder die Gründe anführen soll, warum ihnen dieselbe zukom-

men. Er ist deßwegen ein genauer Beobachter der Unschicklichkeit in dem Betragen anderer, empfindet das Lächerliche leicht und geschwind, und wird also zur Satyre oder zur Spötterey mehr als andre Köpfe aufgelegt seyn. Eben dieser Geist der Beobachtung, der ihn fähig macht, selbst alle diese kleinen Verhältnisse zu wissen, um sie zu beobachten, macht ihn auch zugleich aufmerksam, wenn andre sie aus den Augen setzen.

Das Lächerliche ist das Ungereimte in Kleinigkeiten. Eine Seele, die nur immer auf daß Große, auf gewisse Hauptbegriffe, auf ganze Summen von Merkmahlen geht, übersieht diese kleinen Mißhelligkeiten oder vergißt sie augenblicklich. Von dem andern, der nicht über die Sachen grübelt, sondern sie nur ansieht, werden sie gefaßt und behalten. Die Seele des ersten ist ein Maler, der die großen Züge allein absondert, und durch sie das Bild entwirft; die Seele des andern ist ein Spiegel, der die Sache ganz, wie sie ist, mit allen ihren kleinsten Flecken darstellt.

Die andere Gattung von Verstande, die räsonnirende, wenn ich so sagen darf, gehört eigentlich für die Wissenschaften, und verdient also am meisten unsre Aufmerksamkeit. Sie ist nichts anders als ein philosophisches Genie, ein gewisser Trieb, der zugleich mit Fähigkeit verbunden ist, das Individuelle aufs Allgemeine zurückzuführen, und die-

ses Allgemeine zu einem abgesonderten Gegenstände einer Betrachtung zu machen.

Diese Fähigkeit äußert sich zuerst dadurch, daß die Seele, die sie besitzt, indem sie durch die Sprache die Anzahl von Begriffen erhält, die ungefähr den Umfang dessen ausmachen, was man bon sens oder den Menschenverstand nennt, sich nicht dabey beruhigt, diese Begriffe bloß klar zu haben, sondern von jedem Worte Beschreibung und Erklärung verlangt. Jede Seele ist bemüht, Gedanken in sich hervorzubringen; es ist also natürlich, daß, wenn sie ein Zeichen von einer Sache bekömmt, die sie so sehr wünscht, sie diese Sache selbst sucht. Die Einbildungskraft kam den Köpfen von der ersten Art in diesem Falle zu Hülfe, und stellte ihnen geschwind einen einzelnen Fall, eine Begebenheit vor, wo dieses Wort hingehörte, und gab ihnen also für eine Idee ein Bild. Aber bey unsrer Gattung von Köpfen ist die Einbildungskraft weder stark noch ausgebreitet, also kann die Seele sich den Begriff des Worts nicht durch die Erinnerung der Fälle, aufklären; sie wünscht also die Bestimmungen, die in den Fällen liegen, und die eigentlich allein zu diesem Worte gehören, schon abgesondert, schon aus ihrer Verwickelung mit dem Uibrigen herausgehoben, schon mit einander zusammengesetzt.

Mich deucht, ich brauche nicht erst auf eine Erfahrung zurückzuführen, die alle Tage gemacht werden kann. Einige Kinder fordern von jedem neuen

Wor-

Worte eine Erklärung, und diese führet sie erst zur Aufmerksamkeit auf die Sache. Die andern beobachten ganz in der Stille, und kennen schon die Sache eher, zu der das Wort gehört, ehe man ihnen noch das Wort selbst gesagt hat.

Die Folge also hieraus muß gerade die entgegengesetzte von derjenigen seyn, die wir oben aus einem entgegenstehenden Grunde zogen. Diese Fähigkeit muß sich viel später entwickeln, weil zu der ersten nur Empfindung und Erinnerung, zu dieser eine wiederhohlte Vergleichung und eine langsame Sammlung der Aehnlichkeiten gehört. Ein Kind von dieser Art kann also in den ersten Jahren sehr leicht ein Dummkopf zu seyn scheinen. Abstractionen hat es noch nicht Zeit genug gehabt zu machen, und die Einbildungskraft ersetzet bey ihm diesen Mangel nicht durch die Erinnerung der Fälle. Um eben dieses Bedürfnisses willen verlangt es Erklärungen: weil es sonst bey dem Worte nichts als einen leeren Schall hört. Die Seele ist also in dieser Zeit beständig wirksam, aber ihre Arbeit ist noch unvollendet; und erst der Erfolg kann entscheiden, ob ihre Kraft sich nur deßwegen verbarg, weil sie innerlich geschäftig war, oder weil sie durch ihre Schwäche eingeschränkt wurde.

In allen Sachen, wo es keine Abstraction durch Worte gibt, ist der Fortgang eines solchen Kopfs langsam. Alle diese Begriffe, die die Seele anders nicht als klar denken kann, die mehr gefühlt

als gesagt werden können, kommen bey ihm spät und sind selten richtig genug. Hingegen alles, wo sich die Merkmahle von dem Dinge absondern, wo sie sich unter einen Begriff und in ein Wort fassen lassen, kurz, was sich erklären und lehren läßt, begreift er schnell, und ist in kurzem im Stande, es wieder mitzutheilen.

Der Geschmack ist ein dunkles Gefühl des Schönen. Einige Theile davon lassen sich in Begriffe auflösen, und sind deßwegen der Erklärung und einer Theorie fähig; andre aber sind zu sehr im Ganzen verstreut, zu vielfach und zusammengesetzt, als daß sie gedacht werden könnten, wenn man sie nicht mehr empfindet. Die Art von Geistern, von der wir reden, werden also mit der ersten Gattung von Schönheiten weit leichter bekannt werden, als mit der letzten; wo ihr Gefühl durch kein Räsonnement geleitet oder unterstützet werden kann, wird es mangelhaft oder unsicher seyn; sie werden als Kunstrichter die Erfindung und die Anordnung eines Gedichts, die Richtigkeit der Bilder und die Genauigkeit des Ausdrucks geschwinder einsehen, als die feinen Schönheiten der Harmonie, die Uibereinstimmung des Ganzen, oder den Ton, der überhaupt darinne herrscht. Von einem Gemälde werden sie die dichterischen Schönheiten weit eher als die mechanischen finden; der Ausdruck der Leidenschaften wird von ihnen besser bemerkt werden, als die Wirkungen des Lichts oder die Har-

monie der Farben; und ihre Entscheidung wird oft von des Mahlers seiner unterschieden seyn.

Unter diese Sachen, die nicht erklärt, sondern nur gefühlt werden können, wie sie seyn müssen, gehören fast die ganzen Gesetze des Wohlstandes und der Lebensart; die Klugheit in den Geschäften des täglichen Lebens; die beständige Rücksicht bey allem, was man sagt oder thut, auf die Charaktere, die Verhältnisse und die Umstände der Personen, mit denen man zu thun hat. In diesem allem wird unser junger Philosoph von dem bloß gemeinen Verstande des andern übertroffen werden.

Dieses hat noch eine andre Folge. Er wird sich mit dem allgemeinen Gespräche in einer großen Gesellschaft schlecht behelfen, und wird doch in einer Unterredung mit einer einzelnen Person, wo eine bestimmte Materie der Vorwurf ist, vortrefflich seyn können. Bey dem ersten ist ein Gemisch von tausend abgebrochenen und zerstückten Gedanken, ein beständiger Uibergang von einem Gegenstande zum andern. Man will durchaus nichts ergründet, sondern alles nur berührt haben. Jede Idee, die vorgebracht wird, muß, so zu sagen, auf der Oberfläche des Dinges liegen, von der sie genommen ist; der Zugang zu ihr muß leicht seyn, und sie muß eben so geschwind begriffen als verlassen werden können. Unser guter Philosoph wird nun hierbey nicht bloß durch die Mannigfaltigkeit der Vorwürfe überhäuft; sondern er bleibt auch bey ihrem schnellen

Fortgange zurück; man läßt ihm nicht Zeit, seine Betrachtungen vorzubringen, oder wenn er sie gesagt hat, so sind sie für die übrigen weder einleuchtend noch treffend; sie hören sie also mit Kaltsinnigkeit an, und geben ihm wenig Gelegenheit, sie zu wiederhohlen. Alles dieses ist in einer geheimen Unterredung verändert; der Gegenstand ist einfacher, und man hält länger bey demselben aus; überdieß hat man mehr die Absicht, zu untersuchen. Der andre findet also nunmehr, da er sich die Zeit nimmt nachzudenken, die Betrachtung des philosophischen Geistes richtig, aber feiner, als er sie selbst würde gemacht haben, und nun entsteht die Achtung aus eben den Ursachen, um deren willen er vorher vernachläßiget wurde.

Im Ganzen genommen aber muß die erste Art von Verstand den Menschen zur Gesellschaft geschickter machen, als die zweyte. Helvetius sagt: Die gewöhnlichste Materie des Gesprächs in der Welt ist von Personen und Begebenheiten nicht von Sachen. Der angenehme Mensch in der Gesellschaft ist also der, der durch einen sehr ausgebreiteten Umgang viele Personen und ihre Umstände kennt, und zwar gerade die Personen, von denen der Gesellschaft daran gelegen ist, etwas zu wissen. Wenn er seine Erzählungen mit etwas Witz vermischt, wenn er noch dabey den Leidenschaften der Anwesenden zu schmeicheln, und ihre Gesinnungen gegen die Personen, von denen er spricht, zu erra-

then und anzunehmen weiß, so ist er vollkommen. Und dieß ist gerade alles das, was unserm Manne fehlt. Er hat nicht den Bemerkungsgeist, um sich von so viel Kleinigkeiten, als dabey nöthig sind, zu unterrichten; nicht die Einbildungskraft, um sie vorzutragen, endlich nicht die praktische Urtheilskraft, ob das, was er sagt, den Personen, die es hören, angenehm oder verdrüßlich seyn werde.

Aber eben aus diesem Geiste der Zergliederung folgt, daß, wenn sich dieser Kopf einmahl entwickelt hat, er sich durch seine Werke weit richtiger abmessen läßt. Er wird das, was er weiß, allemahl ausdrücken und mittheilen können. Seine Begriffe müssen schlechterdings entweder völlig entwickelt oder dunkel seyn. Die bloße Klarheit des Anschauens, die die Gegenstände in der Seele erleuchtet, ohne sie aufzulösen, ist für ihn nicht gemacht. Was er also nicht zu sagen weiß, davon hat er auch gewiß keine Vorstellung.

Die reine Mathematik ist ein rechter Probierstein für diese Köpfe. Da sie fast die einzige Wissenschaft ist, wo nur eine Idee, (die Idee der Größe,) durchaus entwickelt wird; da in ihr nirgends Einbildung, aber allenthalben Verstand herrscht; da hier das Nachdenken durch keine von den Schwierigkeiten aufgehalten wird, die in der Philosophie den Fortgang so langsam und oft die Schritte so unsicher machen: so muß diese Wissenschaft dieser Art von Verstande angemessen seyn. Wer also bey ih-

rer Erklärung die Beweise leicht einsieht, dem Lehrer in seinen Schlüssen zuvorkömmt, und zuweilen von dem Satze, der vorgetragen wird, schon die Beweise vorhersieht, der hat diesen Verstand gewiß. Sollte dieß nicht ein Grund mehr seyn, warum die Mathematik sehr bequem wäre, um damit den Unterricht eines künftigen Gelehrten anzufangen?

Diese Köpfe unterscheiden sich gemeiniglich im Umgange noch durch ein ander Merkmahl. Sie sind beständig damit beschäftigt, von allen Begebenheiten die Ursachen anzugeben, dahingegen die andern sich mit der bloßen Wirklichkeit der Thatsache und mit der Kenntniß der Umstände beruhigen. Die ersten haben nicht sobald einen Vorfall aus der physischen oder sittlichen Welt gehört, so fangen sie schon an ihn zu erklären; die andern suchen an statt der Erklärung lieber mehrere Nachrichten, oder wenn ihnen die, welche sie haben, hinreichen, so suchen sie lieber wieder eine neue Begebenheit, als die Ursache der alten auf. Die ersten wissen mit einer bloßen Thatsache nichts anzufangen, wenn sie sie nicht gleich auf ihre Möglichkeit zurückführen, sie mit ihren Grundsätzen in Verbindung bringen, und daraus entweder ihre alten Begriffe bestätigen, oder neue abziehen können. Die andern verlangen nichts als ein getreues und vollständiges Bild von der Sache; das Anschauen desselben lehrt sie alsdann auf künftige Fälle eben das, was jenen seine Schlüsse. Wenn die Klugheit nicht diese Neigung des Philo-

sophen alles zu erklären einschränkt, so wird er der Gesellschaft beschwerlich und selbst in den Wissenschaften unnütz.

Man kann zuweilen die Fähigkeiten der Seele durch ihre Fehltritte erkennen; oder vielmehr, gewisse Fähigkeiten sind einer unrechten Anwendung so sehr unterworfen, daß man bey aller Uiberzeugung, daß man sie besitzt, doch noch mit einer großen Behuthsamkeit von der andern urtheilen muß. Z. B. weil diesen Köpfen der schleichende Gang von einer Erfahrung zur andern, um daraus endlich durch vielfältige Beobachtungen und immer neue Vergleichungen die abstracten Begriffe zu sammlen oft zu langsam ist: so ist ihre Methode, aus einem einzelnen Falle, oder aus wenigen, den allgemeinen Begriff herauszuziehn, und nun ohne Anstand aus diesem Begriffe die übrigen Fälle zu erklären.

Dieses ist es, was die Systemmacher hervorgebracht hat, die aus einzelnen Beobachtungen gleich Gesetze der Natur machen, und durch eine einmahl zugetroffne Hypothese alle Erscheinungen der Welt erklären; die eingeschränkten Kunstrichter, die die freye Wahl des ersten Genies in eine Regel für alle künftige verwandeln, und dem Vergnügen verbiethen, aus andern Quellen zu fließen, als aus denen sie es schon gekostet haben; die einseitigen Moralisten, die immer die menschliche Natur und die ihrige vermischen, und alle Erfahrungen unter das

Joch der Grundsätze bringen, die gar nicht mit Hülfe dieser Erfahrungen waren gemacht worden.

Ein andrer Abweg dieser Köpfe ist das Subtilisiren. Sobald der Zergliederer Körper theilen will, die entweder zu dicht sind und zu fest zusammenhängen, um sich trennen zu lassen, oder zu klein, um gefaßt zu werden; so ist seine Kunst vergeblich. Und wenn der Philosoph Begriffe auflösen will, die entweder zu verwickelt und zu individuell sind, um einer andern Erklärung als des Vorzeigens fähig zu seyn; oder zu einfach und schon zu weit zergliedert, um noch eine neue Auflösung zuzulassen; so ist seine Arbeit nicht bloß vergeblich, sondern auch schädlich. Eine solche hat zuerst die Vernunftlehre mit Sophismen, und die ganze Philosophie mit Spitzfindigkeiten angefüllt, sie hat die Erklärungen eingeführt, die dunkler als die erklärte Sache sind, und den Geist des Weisen durch Beweise geblendet, die in einer andern Form der bloße natürliche Verstand würde für abgeschmackt erkannt haben.

Aber nun noch einmahl zu unserm richtig philosophirenden Jünglinge zurück, der diese Abwege vermeidet. Er wird sich noch durch eine gewisse Methode in seinen Gesprächen unterscheiden; alle seine Gedanken werden einander untergeordnet, und die Verhältnisse, in denen seine Ideen fortgehen, werden immer genauer und wesentlicher seyn. Aber eben deßwegen scheinen seine Vorstellungen oft selt-

sam, widersinnig, oder mit dem Gegenstande unzusammenhängend, entweder weil er seine Betrachtungen zu weit hinausgeführt hat, und der Gedanke, den er vorbringt, erst durch viele Mittelglieder mit der gegenwärtigen Sache oder Begebenheit zusammenhängt, die er oft zu sagen vergißt, und die die andern nicht ergänzen können; oder, weil er zu weit zu den Principien zurückgeht, und seine Einbildungskraft erst durch eine Menge von andern vorbereiten muß, deren Absicht man nicht errathen kann.

So also zeigt sich diese Fähigkeit in dem Umgange und im gesellschaftlichen Leben.

Die höhern Verstandskräfte und den Geist der Untersuchung durch die gewöhnlichen Aeußerungen im gesellschaftlichen Leben kennen zu lernen, ist schwer, weil er hier außer seiner eigentlichen Sphäre ist, und ihn viele Hindernisse entweder zurückhalten oder unbrauchbar machen; aber bey der Erlernung der Wissenschaften zeigt er sich uneingeschränkt und unverdunkelt.

Das erste Merkmahl eines verständigen Lehrlings ist die Fähigkeit und die Neigung zu eignen Betrachtungen. Die Verschiedenheit der menschlichen Geister bringt unausbleiblich auch in ihre ähnlichsten und übereinstimmendsten Begriffe eine gewisse Verschiedenheit, sobald nur die Begriffe nicht bloße Wiederhohlungen eines einzigen sind. Von zwey Menschen, die durchaus einerley über eine

gewisse Materie denken, hat gewiß nur Einer oder gar keiner gedacht; es muß ihnen ein fremdes Gepräge seyn aufgedrückt worden, ihre eigne Gestalt würde Unähnlichkeiten haben. Ein junger Mensch also, bey dem sich die Fähigkeit des Nachdenkens zuerst entwickelt, wird seines Lehrers Untersuchung mehr zur Gelegenheit als zum Muster seiner eignen brauchen. Wenn er mit ihm zusammentrifft, so wird er die nunmehr erlernten Begriffe als die seinigen mit dem vollen Bewußtseyn des Eigenthums annehmen und bewahren; wenn er von ihm abgeht, so wird er eben so dreist verwerfen, und wenn man ihn belehren will, reich an Zweifeln und Einwürfen seyn. Man sieht so oft, daß gute junge Köpfe streitsüchtige Köpfe sind. Wenn dieser Widerspruch die Folge von wirklich angestellten Untersuchungen, und nicht die Absicht derselben ist: wenn er bloß von einer freyen und durch kein Ansehen des Lehrers eingeschränkten Beurtheilung herrührt, ohne zuvor schon beschlossen worden zu seyn, ehe man noch geprüft hatte: so ist er eine Uibung für den Schüler und eine Probe seiner Fähigkeiten. In diesem Fall gibt es, wie Plato sagt, für die Irrenden keine andere Strafe, als die, belehrt zu werden. — Aber wenn sich die Eitelkeit darein mischt, und man schon immer geneigt ist, die entgegenstehende Meinung anzunehmen, ehe man noch die Gründe dazu gefunden hat; wenn man nun anfängt, Irrthümer zu wünschen, um sie aufde-

cken zu können: so kann die Streitsucht den Kopf verderben, den Fähigkeiten eine falsche Richtung geben, und das auf Spitzfündigkeiten und Disputirkünste verwenden, was die Natur zur Erforschung der Wahrheit bestimmt hatte.

Die Erlernung der Sprachen ist gemeiniglich unser erstes Studium; also wird sie auch die erste Gelegenheit für den Lehrer seyn, die Köpfe seiner Schüler zu untersuchen. Ein Theil der Sprache ist willkürlich, und kann bloß von dem Gedächtnisse gefaßt werden; der andre ist philosophisch, und beruht auf den Verhältnissen der Begriffe. Von dem bloß nachdenkenden Geiste wird der erste schwer gefaßt; er hat nichts, woran er sich halten kann, und alles Vergeßne ist verloren. Aber der andre wird ihm leicht; er kömmt geschwind mit der Abstraction gewisser allgemeinen Regeln der Anordnung und Verbindung der Begriffe zu Stande, die er, ohne es zu wissen, bey der Erklärung der Stellen zum Grunde legt, die er nicht nach den Bedeutungen aller einzelnen Wörter versteht; ein lebhaftes Gefühl vom Zusammenhange macht ihm beständig das Unrichtige oder das Mangelhafte seiner Erklärungen merklich, und hilft ihm oft zum voraus schon dasjenige muthmaßen, was er durch die Auslegung finden soll. Bey einer gewissen Fertigkeit in der Sprache, bey welcher er schon Versuche im Schreiben machen kann, wird es ihm oft an Wörtern und Ausdrücken fehlen, aber er wird

dem Genie der Sprache weniger Gewalt anthun; er wird viele von solchen Sprachfehlern begehen können, die bloß willkürliche Regeln der besondern Grammatik übertreten, aber keine solchen, die in allen Sprachen Ungereimtheiten wären.

So wie die Sprache, so hat jeder andre Gegenstand des Wissens und des Thuns eine doppelte Seite; eine Seite für den Fleiß und das Gedächtniß, eine andre für das Nachdenken und den Verstand. Man kann nach einem langen Studio der Geschichte von ihr, außer einzelnen merkwürdigen und großen Thatsachen, fast nichts als ihre Philosophie wissen; und man kann hingegen in der Mathematik nichts als eine Nachricht von ihren Sätzen lernen. Ob man also gleich in der ersten Erziehung nicht schon der Wissenschaft einen ausschließenden Vorzug geben darf, die man nach der Wahl oder nach den Fähigkeiten des Lehrlings als sein künftiges Studium ansieht, theils, um nicht dadurch den Kopf zu sehr einzuschränken, wenn man seinen natürlichen Hang durch eine zu frühzeitige Befriedigung noch verstärkte, theils weil keine Ausübung einer menschlichen Fähigkeit ohne einen gewissen Grad von Vollkommenheit in den übrigen, vortrefflich oder auch nur brauchbar werden kann: so ist es doch sehr unrecht, daß, wenn man auch mit dem größten Theile junger Leute einerley Wissenschaften treiben darf, man von ihnen einerley fordert, und ihren Fleiß oder ihre Tüchtigkeit gerade

nach einerley Art des Fortgangs beurtheilt. In der That wird der junge Mensch vom größten Verstande in diesem Alter am meisten zurückgesetzt; weil man auf das, was er besser als andre in seinen Arbeiten leistet, als auf ein Nebenwerk oder etwas Uiberflüßiges nicht Acht hat, und hingegen die Art von Vortrefflichkeit verlangt, zu der er am unfähigsten ist. Thatsachen und Wörter, mit einem Worte alles das, was man durch Sprachen und Geschichte erlernet, müssen freylich jedem studirenden Jünglinge gelehrt werden. Sie bereichern den Kopf, indem sie ihm zugleich eine mannigfaltige Art von Gegenständen darbiethen, unter denen die Natur leichter und sichrer den rechten findet, für den sie den Menschen bestimmt hat. Aber man muß bey diesem Unterrichte nicht durchgängig einerley Zweck haben. Wir wollen die Geschichte zum Beyspiele nehmen. Dem einen wird es leicht, sich die ganze Folge und den Zusammenhang der Begebenheiten, so wie er durch fruchtbare und unfruchtbare Zeiten von Genealogie und Chronologie fortgeführt wird, einzuprägen; ohne daß irgend eine Begebenheit heftigen Eindruck genug gemacht hätte, um sich mit allen ihren kleinen Umständen, die allemahl bey Begebenheiten das Interessirende ausmachen, in seiner Einbildungskraft zu erhalten. — Dem Geschichtslehrer, dem eigentlichen Gelehrten im engsten Verstande des Worts, ist eine solche Erlernung nothwendig. — Ein andrer findet unbeschreib-

liche Mühe, diese Kette zusammenzusetzen; kaum denkt er sie vollständig zu haben, so sind schon wieder einige Glieder davon verloren gegangen; Nahmen ohne Begebenheiten, Zeitpuncte ohne Umstände, die dieselben merkwürdig gemacht haben, entwischen ihm augenblicklich; und alle Mühe, diese Lücken wieder auszufüllen, ist verloren. Aber dafür bleibt das Bild großer Männer und großer Thaten mit allen seinen kleinen Zügen in seiner Seele unauslöschlich; er behält nichts, als wofür er sich interessirt, aber dieß behält er auch ganz und so, daß er alle Augenblicke davon Gebrauch machen kann. — Große Staatsmänner und große Heerführer haben die Geschichte nicht anders gekannt; und kaum hat der sie nöthig anders zu kennen, der nur Beyspiele und Rathschläge bey ihr sucht. Ein dritter wird vielleicht, nach einem eben so langen und ämsigen Studio, immer noch Nahmen, Personen und Begebenheiten verwechseln; weder das Ganze noch die einzelnen Theile haben sich in seinem Gedächtnisse erhalten, er weiß in der That von den Vorfällen selbst nichts: aber deßwegen hat doch diese Wissenschaft ihre Frucht für ihn gebracht; während der Arbeit eine Menge von Uibungen, und nach derselben eine Menge von Reflexionen, Grundsätzen, Erfahrungen, die er nach und nach ohne deutliches Bewußtseyn aus den Begebenheiten herausgezogen hat, und die die Principien seines Denkens geblieben sind, nachdem er sich an keine einzige

dieser Begebenheiten mehr erinnern konnte. Vielleicht gibt es einen vierten, der aus der Geschichte ungefähr eben so ein wesentliches Stück von ihr zurückbringt, als der rechnende englische Bauer aus der Oper, der die Violinstriche zählte; und doch würde sie noch immer einen Einfluß über seine Denkungsart und seinen Kopf behalten. — Dieß also ist des weisen Lehrers Arbeit und sein Verdienst, bey jeder Wissenschaft von ihrem eigenen und unmittelbaren Endzwecke, der Erlernung der Sachen, die sie enthält, noch den mannigfaltigen Gebrauch, der sich davon machen läßt, zu unterscheiden, und seiner Schüler Fähigkeiten aus diesem Gebrauche zu beurtheilen.

Der philosophirende Verstand, um uns nicht zu weit von ihm zu verlieren, zeigt sich am deutlichsten durch die Begriffe, die er selbst hervorbringt. In nichts unterscheiden sich die guten Köpfe von den schlechten so sehr, als in ihren Aufsätzen. Bey dem bloßen Lernen kann größre Aemsigkeit und vielleicht mehr Gedächtniß die letztern weiter gebracht haben: aber der Gebrauch, den die erstern auch von ihrer geringern Kenntniß in dem machen, was sie für sich selbst denken, wird ihnen sehr bald ihren Vorzug wiedergeben. Zuerst ist immer etwas Eignes und Charakteristisches, wo die Kraft der Seele selbst schafft, nicht bloß empfangne Ideen zurückgibt; zweytens äußert sich der Geist des Nachdenkens durch eine gewisse Verfolgung einerley

Idee, durch eine Auseinanderwickelung allgemeiner Grundsätze, durch die Geschicklichkeit, viele Begriffe aus einem gemeinschaftlichen Gliede herzuleiten. Wenn auch in den einzelnen Begriffen noch Dunkelheit, in den Sätzen Irrthum, in ihrer Anwendung Spitzfündigkeit ist; so wird doch das Ganze zusammenhängen, ein Irrthum wird wenigstens durch den andern unterstützt werden.

Die Fähigkeit nachzudenken, mit einem Grade von Einbildungskraft vermischt, gibt das, was wir nach Verschiedenheit der Gegenstände Witz oder Scharfsinn nennen. Es ist bekannt, daß man zu dem Gebiethe des ersten die Aehnlichkeiten, und zum Gebiethe des andern die Unterschiede der Dinge bestimmt. Aber darauf hat man nicht immer Acht gegeben, daß diese Verbindungen oder diese Trennungen bald durch die Einbildungskraft und bald durch den Verstand geschehen können; daß es einen sinnlichen und einen vernünftigen Witz gebe.

Das, was man den Witz im engern Verstande nennen könnte, und was in der Welt unter diesem Nahmen gemeiniglich bekannt ist, besteht in einer gewissen Erfindsamkeit, verborgne und doch einleuchtende Verbindungen unter Begriffen zu entdecken, die von einander sehr entfernt scheinen. Man hat die Productionen desselben Einfälle genannt, um dadurch die Art von Vergleichungen auszuschließen, die durch Untersuchung und Nachdenken gefunden werden, und den Charakter der Schnelligkeit

keit anzuzeigen, der diesen Werken des Witzes wesentlich ist, und ihr vornehmstes Verdienst ausmacht. Es ist begreiflich, daß diese außerordentlichen Verbindungen unter sehr fremdscheinenden Ideen schlechterdings eine gewisse Mannigfaltigkeit und einen unordentlichen Reichthum von Objekten verlangen, unter welchen sich von Zeit zu Zeit einige zusammen finden müssen, die einer solchen Verbindung fähig sind. Um deßwillen ist die Gesellschaft und ein vermischtes abwechselndes Gespräch der eigentliche Ort und die Werkstätte des Witzes. Wo eine fortgehende Reihe von Begriffen die Absicht ist, da sind die Ideen alle von einerley Art, ihre Übereinstimmung wird schon vorhergesehen, und darf nur von dem Verstande bestimmt und abgewogen werden. Ein witziger Kopf befindet sich also oft weit besser unter einer Gesellschaft leerer Schwätzer, die niemahls auf einer Sache beharren, und deren durch einander gehende verworrene Begriffe desto seltsamere Verbindungen erlauben, (noch das Vergnügen der Eitelkeit hinzugerechnet, das Leben und die einzige Seele der Gesellschaft zu seyn), als bey einer Zusammenkunft verständiger Männer, deren Gedanken gleichförmiger und regelmäßiger fortgehen.

Man sieht leicht, daß diese Art von Witz sich mit dem, was wir den praktischen Verstand genannt haben, besser als mit dem theoretischen verträgt. Die Einbildungskraft muß viele Begebenheiten und

Bilder im Vorrath haben, und sie muß durch jeden Anlaß, durch die kleinste Verwandtschaft der gegenwärtigen Dinge an dieselbe erinnert werden, wenn die Vernunft sie eben so geschwind soll vergleichen können. Uiberdieß liegen diese Aehnlichkeiten, die der Witz aufsucht, nicht in dem Wesentlichen und Innern der Sachen, nicht, so zu sagen, in ihrer Struktur, sondern nur in der äußern Gestalt, in ihren zufälligen und abwechselnden Merkmahlen. Aber diese letztern können, ihrer Menge und ihrer Kleinheit wegen, nicht durch deutliche Begriffe erkannt werden; und wer durch diese am meisten denkt, übersieht sie, oder stellt sie sich falsch vor. Endlich ist der Schein des Ohngefährs, der dem wirklich witzigen Einfalle nothwendig ist, niemahls zu erhalten, wenn die Ideen zu sehr in einander gegründet sind, und man augenscheinlich die Folge einsieht, in der man auf sie hat kommen können. Der zu genaue und innere Zusammenhang also, der zwischen den Ideen in einem bloß philosophirenden Kopfe seyn muß, wenn eine die andre soll erwecken können, macht ihm leichte und zufällige Verknüpfungen unmöglich; seine Einfälle haben immer das Ansehen des Studirten und Ausgedachten. In der Gesellschaft sind die Erfahrungen leicht zu machen, die dieses bestätigen. Wenn eine gewisse Materie zum Gespräche aufgeworfen wird, so sind gemeiniglich, (wenn überhaupt die Gesellschaft nicht aus Dummköpfen besteht,) zwo Parteyen in der

Art, wie sie mit dem Gegenstande umgehen. Die einen wollen die Sachen als eine wirkliche Materie des Gesprächs, die andern nur als eine Gelegenheit dazu brauchen. Jene wissen von den Dingen nichts zu sagen, als in so fern sie sie selbst untersuchen können; diese finden an den Beziehungen derselben Stoff zum Reden genug, entweder durch Erinnerungen, die sie in ihnen erwecken, oder durch die Anwendungen, die sie davon machen können. Besonders ist die Gabe gut zu erzählen das Eigenthum des witzigen Kopfs. Die Theile einer Begebenheit so zu ordnen, daß diejenigen neben einander kommen, deren Aehnlichkeit oder deren Kontrast den Eindruck machen soll; sie durch den Ausdruck in das gehörige Licht zu stellen, und ihr ein lächerliches, oder wenigstens ein außerordentliches Ansehen zu geben: alles das hindert der bloße reine Verstand durch die Langsamkeit, mit der er verfährt. Zum Untersuchen sind diese Sachen zu klein und zu mannigfaltig; ein gewisses Gefühl muß sie uns finden lehren, und dieses Gefühl gibt der Witz. Aber eben deßwegen ist es dem witzigen Kopfe so natürlich, Geschichte zu erdichten, oder die wahren zu verunstalten. Da die seltsamen Verbindungen unter Vorfällen immer angenehmer sind, als die unter Ideen: so erzählt er noch lieber, als er Einfälle sagt. Und weil nun in der wirklichen Welt, besonders in dem engen Zirkel der Erfahrungen eines einzigen Menschen, solche Verbindungen weit

seltner vorkommen, als sie der witzige Kopf braucht: so muß er oft die Armuth der Natur in diesem Stücke ersetzen, oder wenigstens dem Alltäglichen der Begebenheiten durch einen Zusatz von seiner eigenen Schöpfung aufhelfen.

Auf keine Fähigkeit thun sich Aeltern bey ihren Kindern mehr zu gute, und bey keiner können sie leichter hintergangen werden, als bey dem Witze. So wie der wirkliche Witz seinen Erfindungen den Schein des bloßen Zufalls und eines nicht vorher gesehenen, nicht zur Absicht gehabten Lächerlichen geben muß: so kann hinwiederum der Zufall in der That oft eben das hervorbringen, was sonst nur das Werk des Witzes ist. In einem Kopfe, wo schon die Ideen nach gewissen Absichten und nach gewissen Regeln geordnet werden, ist dieses nicht möglich, oder wenigstens selten. Aber wo noch die Seele alle Begriffe, die ihr vorkommen, ohne den geringsten Grund ihrer Aehnlichkeit oder ihrer Verbindung dabey nöthig zu haben, zusammensetzt; da müssen nothwendig unter der Menge ganz ungereimter und nichtsbedeutender Verknüpfungen einige vorkommen, in die sich ein lächerlicher oder ein verständiger Sinn hineinlegen läßt. Ein Zweig des Witzes ist die Naivetät. Sie besteht darinnen, wenn unter dem Scheine der Einfalt und der Unwissenheit eine große oder doch eine auffallende Wahrheit gesagt wird; wenn der Ausdruck ungereimt oder einfältig, und der Sinn groß ist. Wenn man nun bey

Kindern solche Ausdrücke noch dazu mit der einnehmenden Miene der Unschuld und der Freundlichkeit vorbringen hört, so glaubt man, sie sind naiv, ob sie gleich bey ihnen oft wirklich Einfalt sind. Man bemerkt nähmlich nicht, daß der Gedanke, den man sonst vielleicht mit diesem oder einem ähnlichen Ausdrucke zu verbinden gewohnt ist, bey dem Kinde wirklich fehlt; der, den es hatte, war vielleicht so nichtsbedeutend oder so widersinnig, als der Ausdruck. Daher scheinen so oft diese artigen Einfälle, die im dritten Jahre bewundert wurden, Ungereimtheiten im achten. Das Kind sagt jetzt nichts schlechters, als zuvor; aber man wird nur mehr gewahr, daß der Gedanke, den man vorausgesetzt hatte, nicht vorhanden sey; der angenommene Kontrast zwischen Bezeichnung und Idee fällt weg, das Naive wird tölpisch.

Wenn es aber auch noch leicht wäre, den wahren Witz zu erkennen, so ist es doch gewiß schwer, die übrigen Fähigkeiten des Kopfes nach demselben zu beurtheilen. Natürlicherweise äußert sich der Witz am ersten, weil auch unter einem kleinen Vorrathe von Ideen schon genug Zusammensetzungen möglich sind, und dieß eben das Werk und das Verdienst des Witzes ist, das Verborgne zu finden: aber er ist deßwegen nicht immer die Ankündigung eines großen Geistes. Mit dem philosophischen Geiste verträgt er sich selten; eine sehr feurige Einbildungskraft verzehrt ihn so zu sagen, und er fin-

det nur bey einer gewissen Mittelmäßigkeit dieser beyden Hauptfähigkeiten Statt. Alles, was er sucht, liegt nur auf der Oberfläche, und bedarf weder ein tiefes Nachdenken, noch eine sehr starke Empfindung.

Er ist sogar, wenn er zu frühzeitig ausgebildet wird, der Uibung der andern Fähigkeiten schädlich. Da er die Seele gewöhnt, immer von dem Wesentlichen der Sachen abzugehen, und auf ihre Zufälligkeiten und ihre äußern Verhältnisse zu sehen, so verhindert er die Untersuchung; und indem er die Aufmerksamkeit der Seele bey jedem Gegenstande theilt, und sie von der bloßen Betrachtung gleich auf Anwendungen desselben abzieht, so läßt er keinen starken und bleibenden Eindruck zu. Der Witz ist der Diener und der Gehülfe der Eitelkeit. So wie er das Licht ist, welches die Talente den Augen des großen Haufens sichtbar macht, so erhöhet er sie zugleich in den Augen des Menschen selbst. Die Geschicklichkeit, sich mit Vortheile zu zeigen, erweckt die Begierde, es oft zu thun; und so wird die Bemühung, neue Vorzüge zu erwerben, durch die Bemühung, seine alten sehen zu lassen, gestört.

Man sollte sich aber um desto weniger um diese Fähigkeit Mühe geben, weil sie unter allen übrigen die wenigste Cultur zuläßt oder erfordert. Sie entwickelt sich von selbst, und man kann nichts anders zu ihrer Ausbildung thun, als sie regieren und

im Zaume halten. Der Witz ist vortrefflich, wenn er in eine Seele, die schon mit Ideen und Bildern angefüllt ist, als die letzte Verschönerung hinzukömmt. Der Reichthum wird alsdann zugleich zur Pracht, und die Gestalten, in welche die Seele ihre Begriffe kleidet, werden eben so schön, als die Begr[illegible]e selbst gesund und vollkommen sind. Sollen aber diese Ideen und Bilder erst gesammlet werden, dann ist seine Geschäftigkeit schädlich und hinderlich.

Aber diese ganze Gattung von Witz ist nicht die einzige. Es gibt einen andern so zu sagen reflektirenden Witz, der mit der zwoten Art von Imagination, von der wir oben geredet haben, in Verbindung steht; ein Witz, der nicht unter einzelnen Dingen, sondern unter allgemeinen Ideen, und nicht äußere Verhältnisse, sondern innere Uibereinstimmungen, aber auf eine solche Art sucht, daß man die Operation des Verstandes und die Folge der Begriffe, durch welche diese Uibereinstimmungen sind gefunden worden, nicht gewahr wird. Nähmlich ein bloß gesunder natürlicher Verstand, ohne diesen Witz, hält keine andern Ideen gegen einander, als wo sich schon aus dem, was er von ihnen weiß, ihre Uibereinstimmung vorhersehen läßt, und wo es also bloß darauf ankömmt, dieselbe auf etwas Bestimmtes und Deutliches zu bringen. Auf diese Art verfährt die kluge Vorsichtigkeit in den gewöhnlichen Geschäften des gemeinen Lebens, und die bescheidene Lehrbegierde in der Erlernung der

Wissenschaften. Diese Eigenschaften sichern den Menschen vor Verwegenheit und Irrthum; aber sie machen ihn auch zu großen Unternehmungen und zu neuen Entdeckungen untüchtig. Wenn aber mit dem Verstande sich der Witz vermählt, so wird der erste beherzter und unternehmender. Er bekömmt einen gewissen geheimen Zug, die unähnlichsten Begriffe mit einander zu vergleichen, und die entferntesten zusammenzubringen; das Feld seiner Geschäftigkeit wird größer, die Vergleichung geschieht schneller; die Verbindungen, die er macht, werden mannigfaltiger und neuer.

Es giebt ferner in der Philosophie, im Erklären und im Beweisen eben so wohl einen gewissen Geschmack, als in den Künsten und in den Werken des schönen Geistes; ein dunkles Gefühl von der Stärke oder der Schwäche der Gründe selbst, ehe man sie noch genau geprüft hat; ein vorläufiges Urtheil von der Wahrheit oder der Brauchbarkeit seiner Ideen vor der Untersuchung. Dieser Geschmack nun wird von dem Witze, von dem wir reden; und den die Lateiner Sagacität nennen, hervorgebracht. Er weiset dem Nachdenken die Puncte an, auf die es sich zu richten hat. Bey der Erlernung der Wissenschaften bringt er eine schnelle Begreifung und eine richtige Anwendung der vorgetragnen Wahrheiten hervor; bey einem höhern Fortgange äußert er sich durch eine gewisse Erfindsamkeit, die Seite des Dinges zuerst zu finden, von der sie sich

am besten angreifen läßt, und den Begriff von ihm zu fassen, der am leichtesten und am fruchtbarsten bearbeitet werden kann. So zeigt er sich z. B. in der Mathematik durch die Wahl der Beweise, durch die Abkürzung des Weges, und durch eine gewisse feinere Verwickelung und durch eine unvermuthete Auflösung der Aufgaben.

Mit dem Witze gehört der Scharfsinn zu einer Classe. Der Scharfsinn scheint mehr auf der Partey des philosophischen Verstandes zu seyn, so wie der Witz auf der Seite des dichterischen. Denn eben das Unterscheiden und Absondern, mit dem der Scharfsinn zu thun hat, bringt die Abstraktion hervor, oder ist eine Folge derselben. Um deßwillen ist die Subtilität, die eine Wirkung dieser Ursache ist, so oft für die Eigenschaft der Philosophen angesehen worden. — In der That aber gibt es auch einen Scharfsinn, der sich mit dem Witz vermischt, und unter seinem Nahmen verbirgt. Die Begriffe von Aehnlichkeit und Unterschied sind immer gegenseitig, und wo Uibereinstimmungen bemerkt werden, da muß man die Verschiedenheiten zugleich mit empfinden, die von jenen abstechen.

Die andere Gattung von Sarfsinn äußert sich nur bey der Erlernung der Wissenschaften. Man hat aber nicht so wohl ihn kennen zu lernen, als die Fehler, zu denen er verleiten kann. Die falsche Anwendung von Scharfsinn ist Spitzfindigkeit, und

besteht in der Entdeckung nichtswürdiger oder falscher Unterschiede.

Das frühzeitigste und beynahe das sicherste Zeichen des Scharfsinns ist ein richtiger Gebrauch der Sprache. Jede Sprache hat eine Menge Wörter und Ausdrücke, die im Hauptbegriffe übereinkommen, aber sich doch durch so bestimmte und ausgemachte Nebenbegriffe unterscheiden, daß es wenig Fälle gibt, wo der Gebrauch derselben ganz gleichgiltig wäre. Diesen Unterschied genau zu bemerken, und aus der Natur und der Verbindung der übrigen Begriffe zu beurtheilen, welcher von diesen Unterschieden hier nothwendig oder wenigstens schicklich sey, das kann nur der Scharfsinn; und eben dieses ist es, was die Genauigkeit im Ausdrucke ausmacht. Leute, die selbst den Werth jedes Worts und den Gedanken jeder Rede genau wissen, werden leicht an jungen Leuten diese Verschiedenheit bemerken. Einige sagen alles nur halb; sie sind zufrieden, wenn man nur ungefähr gewahr wird, was sie sich denken; sie nehmen immer das gewöhnlichste Wort zuerst, und kennen keine andre Wahl des Ausdrucks, als die Nachahmung, weil sie keine Unterschiede kennen, nach denen sie ihre Wahl bestimmen sollten. Bey andern hingegen sieht man wenigstens die Bemühung, für ihre jedesmahligen Ideen einen ihnen eignen Ausdruck zu finden; man bemerkt, daß sie auf den Zusammenhang des ganzen Gedankens Achtung gegeben, und in den Wor-

ten mehr als den ganz groben Begriff, der in allen andern Synonymen eben so gut war, gesucht haben. In der That, weil diese Richtigkeit des Ausdrucks der Grund und beynahe das wesentlichste Stück der Schönheit des Styls ist, so sollte bey den Ausarbeitungen, die man junge Leute machen läßt, auf keine Eigenschaft so sehr gesehen werden. Ein richtiger Gebrauch der Sprache bringt in unsere Vorstellungen eine größere Mannigfaltigkeit, indem er uns unter Begriffen, die wir sonst für einen einzigen gehalten hätten, Unterschiede finden läßt, durch die sie zu mehrern werden. Er macht die Entwickelung der Ideen leichter, indem er uns bey jedem Begriffe, den wir aufklären wollen, die am nächsten damit verwandten zeigt, von denen der Begriff durch die Erklärung abgesondert werden muß; er gibt uns endlich mehr Stoff zur Philosophie, indem er mehr Bedeutungen der Worte als so viel sinnlich klare Begriffe uns anweiset, die wir deutlich zu machen, und durch genaue Merkmahle zu bestimmen haben.

Jetzo sind wir im Stande, uns den Begriff von einem Genie zu machen. — Wir haben gesehen, daß einige Fähigkeiten in gewisser Maaße einander entgegen stehn, und daß man sie deßwegen ordentlicher Weise nur unter verschiedenen Menschen vertheilt findet. — Aber wenn dieselben in einem bestimmten Falle diesen Streit aufheben; wenn sie in einer gewissen Seele zusammenkommen, und sich

einander das Gegengewicht halten; wenn sie sich endlich alle zusammen auf einen gewissen Gegenstand vereinigen: alsdann bringen sie ein Genie hervor. — Uiberhaupt heißt Genie entweder alles, was in unsern Fähigkeiten von der Natur herrührt, und wird dem Erlernten oder der Gelehrsamkeit entgegengesetzt; oder es zeigt eine höhere Classe von Geist an, und in diesem Verstande nehmen wir es jetzt. — Es gibt also so viel Genies, als es Gegenstände für besondere Fähigkeiten gibt. Wir wollen zum Beyspiel das dichterische Genie nehmen. Es ist klar, daß seine herrschende Eigenschaft die Einbildungkraft seyn muß, die von richtigen, starken und feinen Empfindungen geleitet, von einer einsichtvollen, aber praktischen Vernunft ausgebildet, und durch den Witz ausgeschmückt wird. Aber wenn die nachdenkende oder die philosophirende Vernunft dieser nicht zur Seite ginge, so würden sich diese Bilder und diese Begriffe nicht ausdrücken lassen; denn alle Worte sind Zeichen für abgezogne Begriffe. Diese Uibereinstimmung und Vereinigung also von Empfindungskraft und Vernunft, wovon die eine die Bilder, die nachgemacht werden sollen, vorstellt; die andre sie ordnet und die Farben herbeyschafft, mit denen sie entworfen werden: dieses macht das Eigenthümliche und das Seltne von diesem Genie. Fähigkeiten, die sich in gewissem Grade aufheben, müssen sich bey ihm vereinigen; die Erinnerungskraft, die die Ideen

durch ihre Folge und Verbindung aufweckt, muß mit dem Gedächtnisse, das ganze Reihen von Begebenheiten wieder darstellen kann, verbunden seyn; die Empfindungen müssen so ungestört bleiben, als wenn die Seele sich bloß mit dem Gegenstande selbst beschäftigte, und doch muß die Seele zugleich einen geheimen Blick auf sich selbst thun, um diese Empfindungen gewahr zu werden, und sie in den gehörigen Schranken zu halten. Empfinden und Denken zugleich, das ist die große Kunst des Dichters.

Ich will nur noch einige allgemeine Merkmahle, woran sich gute Köpfe überhaupt erkennen lassen, hinzusetzen:

Erstlich. Die Eitelkeit hat bey ihnen weniger Einfluß, und die Erwartung des Lobes ist bey ihnen ein schwacher oder überflüßiger Bewegungsgrund, weil die Sache selbst schon für sich sie beschäftigt und einnimmt. Ein guter Schriftsteller und ein wirklicher Gelehrter wird schon durch das Vergnügen, das er genießt, indem er schreibt oder lehret, hinlänglich belohnt, ohne erst die Hoffnung zu Hülfe zu nehmen, daß es andre wissen werden. Wer also nicht mit einer gewissen Leidenschaft an seine Arbeit geht; nicht aus Vergnügen über seine eigne Beschäftigung bey derselben aushält, ohne alles Interesse des Eigennutzes oder des Ehrgeizes; wer bey seiner Wissenschaft oder bey seinem Werke einen andern Bewegungsgrund, als das Angeneh-

me des Gegenstandes selbst, und das Vergnügen seine Kraft auszuüben bedarf, der ist ohne Genie.

Zweytens. Gute Köpfe, die, wenn sie für sich ohne Aufforderung und ohne Anstrengung über eine Materie denken, voller Einsichten sind, werden vielleicht an den Zeiten und Orten, wo sie sich am meisten zeigen wollen, und wo es eigentlich darauf ankömmt, eine Probe ihrer Fähigkeiten zu geben, weniger leisten als andre. Dieses ist eine nothwendige Erinnerung für Lehrer, die oft sehr unrichtig die Fähigkeiten ihrer Schüler aus den öffentlichen Prüfungen beurtheilen. — Die Ursache davon ist zum Theil physisch. Zum Denken wird eine gewisse Bewegung des Bluts und der Lebensgeister erfordert. Die, bey welchen sonst diese Bewegungen langsam und schläfrig sind, werden bey einer außerordentlichen Gelegenheit, wo dieselben durch die Leidenschaft des Ehrgeizes, der Furcht, der Hoffnung beschleunigt und verstärkt werden, besser und richtiger denken. Dahingegen die andern, bey welchen der gehörige Grad von Bewegung ordentlicher Weise vorhanden ist, wenn die Bewegung durch eben diese Leidenschaft noch mehr beschleunigt wird, eben dadurch unfähiger werden. — Zum Theil ist die Ursache sittlich. Jede Leidenschaft entzieht dem Gegenstande einen Theil von der Aufmerksamkeit und von der Kraft der Seele, und nimmt sie für sich weg. Je stärker man also die Leidenschaften erregt, um desto mehr schwächt man

eine jede andre Anwendung der Seelenkräfte; und zwar gerade da am meisten, wo diese am größten, und also zugleich die Leidenschaften am stärksten sind: dahingegen bey andern, wo Triebfedern fehlen, wo die Wirksamkeit der Seele an und für sich klein ist, eben diese Leidenschaften nützlich seyn können.

Drittens. Gute Köpfe haben selten eine gewisse Art von so anhaltendem, und, wenn ich so sagen darf, sklavischem Fleiße. Sie unterrichten noch weit lieber sich selbst, als sie sich unterrichten lassen, und ihre Seele beschäftigt sich lieber damit, selbst Begriffe hervorzubringen, als sie bloß einzusammeln. — So richtig diese Bemerkung ist, so würde sie verführen können, wenn man sie nicht gehörig einschränkte. Zuerst also steht der Grundsatz fest: Ohne fortgesetzte und vielfältige Uibung, und ohne eine Erlangung von mannigfaltigen Kenntnissen, kann keine einzige Fähigkeit des menschlichen Geistes, und wenn sie auch von der eigentlichen Gelehrsamkeit noch so entfernt wäre, zur Vollkommenheit gelangen. Aber diese Uibungen können entweder von uns selbst gewählt, oder von andern vorgeschrieben seyn; diese Kenntnisse können uns entweder von andern beygebracht, oder von uns selbst aufgesucht werden. Mittelmäßige Köpfe hängen in beyden schlechterdings von ihren Lehrern ab; sie sind niemahls begierig, mehr von der Sache zu wissen, als ihnen von derselben ist gesagt worden, und niemahls kömmt ihnen die Lust zu andern Ar-

beiten an, als die ihnen aufgegeben sind. Ihre ganze Bemühung also besteht bloß im Fassen und im Wiederhohlen, und diese beschäftigt sie genug, um zu nichts anderm weder Zeit noch Neigung zu haben. Gute Köpfe hingegen finden in dem Unterrichte ihrer Lehrer nur einen Stoff, den sie selbst erst bearbeiten, sie suchen sich die Quellen der Kenntnisse, die sie brauchen, selbst; und ob sie gleich diejenigen nicht vernachläßigen, die ihnen angebothen werden, so sind sie doch nicht so ängstlich begierig darnach, als die andern, die darin das einzige Mittel ihrer Aufklärung finden. — Dieß ist die eine Ursache dieser Erscheinung. Die andre ist, daß mit einer größern Fähigkeit auch nothwendig eine größere Leichtigkeit im Arbeiten verbunden ist. Bey einer gleichen Anzahl von Beschäftigungen werden also natürlicherweise die ersten doch mehr Zeit unbeschäftigt seyn, als die andern. — Lehrer von Einsicht werden dieses Merkmahl nutzen, und den Fleiß, der eine behende und zugleich anhaltende Wirksamkeit ist, (das eigene Gepräge des Genies,) von der bloßen Arbeitsamkeit, die in einer ämsigen und unermüdeten Wiederhohlung einerley vorgeschriebner, und vielleicht immer fruchtloser, Bemühungen besteht, unterscheiden. Nur Lehrer von eingeschränkten Einsichten, die noch dabey Eitelkeit haben, werden die Fähigkeit ihrer Schüler nach der Zeit abmessen, die sie in ihren Hörsälen zugebracht haben,

und den beständigen Zuhörer auch für den geschicktesten halten.

Es ist also nur noch die zwote Frage übrig, zu welcher Art von Geschäften oder Wissenschaften jede Fähigkeit gehört. Uiberhaupt ist schon aus der Erklärung dieser Fähigkeiten selbst klar, daß der bloß philosophierende Verstand für die Theorie, der andre für die Ausübung ist; der eine Gelehrte, der andre Leute von Geschäften oder Künstler macht. Huart hat diesen Theil unsrer Materie schon sehr gut abgehandelt, und wir brauchen also nichts als einige Anmerkungen zu machen, die sich hauptsächlich auf die Wissenschaften einschränken sollen.

Unter der Classe von Menschen, die man Gelehrte nennt, sind einige bloß dazu bestimmt, die schon bekannten Wahrheiten fortzupflanzen, und die Wissenschaft zu lehren; andere, sie zu erweitern: die dritten, sie auf das menschliche Leben und den wirklichen Nutzen der Gesellschaft anzuwenden. Man würde sehr unrecht thun, wenn man lauter Genies für die Wissenschaften forderte, da es doch eine Menge von Aemtern und Verrichtungen gibt, die einen Gelehrten fordern, und die ohne Genies besser bestellt werden. Gesunder Verstand, (bon sens) das heißt, eine nicht sehr tiefsinnige, aber doch richtige Vernunft, die sich an den gewöhnlichen Gegenständen der menschlichen Kenntnisse geübt hat; eine Gabe, die Gedanken andrer zu fassen, und in den Sinn dessen, was man liest oder hört, einzu=

dringen; ein Gedächtniß, welches, wenigstens bey einer hinlänglichen Wiederhohlung, die alten Gedanken erneuert, und uns in den Stand setzt, immer das wieder von neuem zu lernen, was wir von Zeit zu Zeit vergessen: das ist für diese Aemter und für die Classe von Gelehrten, die sie besorgen, und also ohne Zweifel für den größten Theil, hinlänglich. Wenn zu diesen Fähigkeiten des Verstandes noch gewisse Eigenschaften des Charakters hinzukommen; erstlich die Beharrlichkeit, welche Schwierigkeiten überwindet, und auch einen langsamen Fortgang ununterbrochen verfolgt; zweytens eine Sorgfalt, keine Begriffe eher für erlernt anzusehen, bis sie sie andern wieder beybringen können: so können recht gute Lehrer auf Akademien und Schulen daraus werden, sie können gute Köpfe zubereiten, und mittelmäßigen ihre Bildung geben. Man würde also durch die Strenge, die alle mittelmäßigen Köpfe von der Gelehrsamkeit ausschließt, dem Staate mehr schaden als nützen. Geister von höhern Gaben lassen sich entweder schwerlich zu diesen Diensten brauchen, oder verrichten sie in der That schlechter, weil sie sie unwillig oder zerstreut thun, und sie nur als Nebendinge ansehen, von denen sie je eher je lieber wieder loszukommen suchen. Ein geschickter Lehrer wird einen jungen Menschen, der in diese Classe von brauchbaren Gelehrten kommen kann, bald erkennen. Seine Gedanken werden niemahls etwas Eigenes und Hervorstechendes haben

aber sie werden auch niemahls abgeschmackt seyn; er wird oft andern nachahmen, aber er wird es doch auf eine schickliche Art zu thun wissen; er wird fleißig, bedachtsam und überlegt seyn, und vor allen Dingen bey dem Mittelmäßigen, was er macht, sich einer gewissen höhern Vollkommenheit bewußt seyn, die er nicht erreichen kann. In der That kann eine sehr mittelmäßige Arbeit, ein schlechtes Gedicht, von einem ganz guten Kopfe herrühren: aber wenn er es selbst für vortrefflich hält, wenn er den Unterschied gegen andre nicht fühlt, dann ist er verloren. Ein solcher muß die Wissenschaften verlassen.

Die andere Classe von Gelehrten, welche die Wissenschaften erweitern sollen, erfordert wirklich das, was man Genie nennt, das heißt, irgend eine Fähigkeit in einem vorzüglichen Grade und die übrigen in einer gehörigen Unterordnung, sie zu unterstützen. Wir haben hier das meiste schon gethan, da wir die Merkmahle dieser Fähigkeiten angegeben haben. Die Wissenschaften selbst braucht man hier nicht erst auszuzeichnen; zuerst, weil solche Köpfe für sich selbst die Gegenstände finden, die für sie gemacht sind; zweytens, weil fast jede Wissenschaft so viel verschiedene Seiten hat, daß man eben so viel verschiedene Köpfe braucht, um sie anzubauen.

Nur bey der Wahl der Wissenschaften ist noch dieß zu merken. Man suche den jungen Leuten ei-

nen wirklichen Begriff von denselben beyzubringen, so daß sie im Ganzen, (und so weit es, ohne sie erlernt zu haben, möglich ist,) ungefähr voraussehen können, was sie darinne zu erwarten haben, und stelle mit ihnen kleine Proben über die Sachen einer jeden Wissenschaft an. — Man kennt aus dem Xenophon die Schule der Gerechtigkeit der Perser, in welcher der Lehrer nicht bloß die Gesetze des Rechts vortrug, sondern seine Schüler auch nach denselben über Streitigkeiten den Ausspruch thun ließ. Wäre es nicht möglich, daß man auf diese Art junge Leute über jede Gattung etwas versuchen ließe, und dann auf diejenige, in welcher sie das Beste lieferten, ihre Neigungen zu leiten suchte? Man bemühe sich ferner, so viel möglich, den Eindruck zu zerstören, den auf die ersten Jahre die äußern Blendwerke eines jeden Standes gemacht haben, und lege dem jungen Menschen, wenn man kann, ein getreues Gemälde von dem menschlichen Leben und den verschiedenen Ständen desselben vor. Nichts ist hierbey so wichtig, als ihn zu überzeugen, daß die Glückseligkeit und das Elend beynahe allenthalben gleich, und fast nirgends von dem Stande, sondern durchaus von der Person abhängig sey.

Die Prüfung der Geschicklichkeiten muß weniger durch öffentliche Examina und feyerliche Untersuchungen, als durch die beständige Aufmerksamkeit auf die gewöhnlichen Arbeiten, geschehen. Ui-

berdieß sollten die ersten Probestücke nicht sowohl ganz neue Ausarbeitungen seyn, die gemeiniglich elend und leer sind, und nur den Stolz der jungen Leute vermehren, und die Zeit zum Lernen nehmen, sondern freye Wiederhohlungen des Gelernten. Das erste, wodurch sich die Seele im Denken übt, ist, die Gedanken anderer mit eignen Ausdrücken zu wiederhohlen, und einige eigne damit zu vermischen. Durch nichts also könnte man die Geschicklichkeit besser erforschen, als wenn der Schüler (der während des Unterrichts nichts oder nur so viel, als zur Erhaltung der Aufmerksamkeit nothwendig ist, aufzeichnen müßte) für sich selbst alsdann eben diese Materie, als wenn er zu unterrichten hätte, schriftlich oder mündlich vortrüge. Man würde auf diese Art sowohl die Art von Wissenschaft, als den Grad der Fähigkeit, der einem jeden zukäme, erkennen.

Die dritte Classe, welche die ausübenden Gelehrten in sich begreift, erfordert in der That oft weit weniger Gelehrsamkeit, als Klugheit und Witz. Die Merkmahle von diesen Fähigkeiten sind also auch die Bestimmung für die Praxis. Man wird diese Sache ziemlich richtig einsehen, wenn man sich nur an das Beyspiel der praktischen Arzneykunst erinnert. Man weiß, wie oft große Kuren von Leuten sind verrichtet worden, deren Wissenschaft sehr mittelmäßig war. Man kann daraus wenigstens ohne weitere Untersuchungen die Nothwendig-

keit lernen, auf diese Merkmahle Achtung zu geben. Es ist nichts gewöhnlicher, als Leute vom wirklichen Verdienst verachtet zu sehen, bloß weil sie sich nicht in den Plätzen befinden, wo sie von ihren Gaben Gebrauch machen können. Leute von großer Gelehrsamkeit, die auf einer Akademie die Stütze ihrer Wissenschaft werden könnten, leben oft ohne Nutzen und ohne Ansehen, weil sie durchaus obrigkeitliche Aemter begleiten, oder überhaupt Geschäften vorstehen wollen.

Ich will dieses Ganze nur noch mit der Bemerkung einiger Hindernisse beschließen, die der Prüfung der Talente im Wege stehn.

1) Ein jeder Mensch kann größtentheils von den menschlichen Fähigkeiten nur nach seinen eigenen urtheilen; und je eingeschränkter er selbst ist, desto weniger kann er höhere Vollkommenheiten begreifen. Daher kömmt es, daß, da das Maaß welches er annimmt, schon zu klein ist, die Größe, welche er mißt, zu groß herauskömmt, und er also immer über seine Fähigkeit ein zu günstiges Urtheil spricht. Diese Bemerkung zeigt uns erstlich die Nothwendigkeit, über unser Genie andre urtheilen zu lassen, die selbst Genie haben. Zweytens gibt sie uns ein Merkmahl, woran wir unser eignes prüfen können.

2) Jeder Mensch steht in gewissen Verbindungen, die seiner Eitelkeit entweder aufhelfen und sie unterstützen, oder in andern, die seine wirkliche Fähigkeit verkleinern und unterdrücken. Es ist nur gar

zu gewiß, daß unsre eigne Gemüthsart in die Beurtheilung unsrer selbst einen zu großen Einfluß hat. Und so, wie in Absicht auf die Moral, die Schwermuth oder der Leichtsinn das Maaß unsrer Tugenden und Laster verfälscht; so werden auch oft Furchtsamkeit und Mißtrauen unsre Fähigkeiten heruntersetzen, oder Dreistigkeit und Munterkeit sie vergrößern. Der Eine sucht selbst nicht so viel in seinem Verstande, als er finden würde, wenn er nur Zutrauen zu sich hätte, und läßt daher einen Theil seiner Gaben ungebraucht; der Andre sucht in sich so viel, und vielleicht noch etwas mehr, als er hat, und wendet also eine kleinere Kraft mit größerm Nachdruck an. Um also diesem Hindernisse abzuhelfen, ist es eine Regel für den Lehrer, die Wage auf beyden Seiten einigermaßen gleich zu machen, entweder, indem er dem einen etwas weniger dem andern etwas mehr als Gerechtigkeit wiederfahren läßt, oder indem er sie in solche Umstände und Verbindungen setzt, wo diese ihre Leidenschaften ohne Einfluß sind. Vornehmlich aber muß er sich dadurch warnen lassen, seine Schüler nicht nach einzelnen Fällen, in denen sie sich entweder sehr vortheilhaft oder nachtheilig gezeigt haben, sondern nach dem Ganzen zu beurtheilen.

3) Dieß ist endlich noch ein großes Hinderniß bey dieser ganzen Untersuchung, daß wir eine lange Zeit, von uns selbst und andern, bloß nach der Größe unsers Gedächtnisses beurtheilt werden. Wie

viel weißt du? ist immer die erste Frage, die man an ein Kind thut. Das heißt mit andern Worten so viel, als: was hast du behalten? und gemeiniglich verlangt man alsdann die Wiederhohlung der Gedanken, die man ihm selbst vorgesagt hat, und zwar auch gerade mit den Ausdrücken, in denen sie uns am deutlichsten scheinen. Und doch kann das Kind, welches bey einem solchen Verhör oft verstummt, und sehr fehlerhaft und zerstückt das wieder erzählt, was es gehört hatte, ein weit fähigerer Kopf als das andre seyn, das alles auf das genaueste hersagt. Die wahre Untersuchung des Vermögens zu denken ist, wenn man zwo Personen über eine Materie, über die sie gleich viel Erfahrung und Unterricht haben, ihre eignen Meinungen und Urtheile sagen oder aufschreiben läßt. Der gute Kopf wird hier den Mangel dessen, was er vergessen hat, durch eigne Betrachtungen ersetzen, der andre wird entweder bloß wiederhohlen, oder nichts hervorbringen. Daher wird auch in den Gedanken des einen mehr Methode und anscheinende Bündigkeit seyn, weil sie bloß entlehnt sind, in des andern seinen mehr Unregelmäßiges, aber zugleich mehr Eigenthümliches. Die Natur gibt auch ihren geringsten Werken gewisse Vorzüge vor den bloßen Werken des Fleißes und der Kunst, die dem Auge des Kenners nicht entgehen.

Betrachtung

einiger

Verschiedenheiten in den Werken der ältesten und neuern Schriftsteller, besonders der Dichter.

Dem Geiste der Kinder, sagt Quintilian, wird eine Menge abwechselnder Arbeiten weniger schwer, weil sie dieselben mit einem geringern Bewußtseyn und mit weniger freywilligen Anstrengung thun; eben so wie ihr Körper sich durch die Bewegung weniger ermüdet, weil sie eine kleinere Last mit minderer Gewalt, und ohne sich selbst zu fühlen, in Bewegung setzen. Uiberdieß, setzt er hinzu, messen sie niemahls in ihren Gedanken ab, wie viel sie schon gethan haben; dahingegen bey den Erwachsenen die Ermüdung beynahe öfter aus dem Uiberdenken und der Erinnerung der Arbeit, als aus dem Gefühle der Kraftlosigkeit entsteht. — Anmerkungen von der Art, welche dieser Schriftsteller oft macht, wenn er für sich selbst denkt, erregen den Wunsch, daß er weniger Fleiß auf die Wiederhohlung und Berichtigung der Ideen seiner Vorgänger gewandt hätte.

Die Erfahrung, welche in dieser Anmerkung ausgedrückt ist, stimmt mit einer andern vollkom-

men überein, die der erwachsene Mann bey sich selbst, und eben deßwegen vielleicht mit mehr Zuverläßigkeit machen kann. Welche Arbeiten des Geistes gerathen wohl in irgend einer Art besser, als diejenigen, bey welchen man sich am wenigsten ängstlich bemüht, sie vortrefflich zu machen? Welche unserer Begriffe sind wohl die reichsten, lebhaftesten, in der Entwickelung am fruchtbarsten? Die, welche ein freywilliges Nachdenken über den Gegenstand nach und nach aus den bekannten Ideen hervorgearbeitet, oder die, welche ein oft bloß zufälliger schneller Blick auf die Sache aus der Reihe sich selbst darbiethender Vorstellungen aufgefaßt hat? Die Werke, die man für das Publicum schon bestimmt, indem man sie verfertiget, sind gemeiniglich unter dem, was man für sich selbst oder für solche Freunde macht, von deren Beyfall und Achtung man sich schon versichert hält. Der Wunsch, etwas Gutes hervorzubringen, die Begierde nach den Vortheilen, die uns unser Werk, wenn es gelingt, zuwege bringen soll, die Achtsamkeit endlich auf unser eigenes Bemühen, es zu Stande zu bringen, alles dieß ist eine Art von Zerstreuung, durch welche diejenige Kraft, die ganz auf den Gegenstand vereinigt seyn sollte, auf sich selbst zurückgekehrt, und durch Unruhe und Hoffnung verzehrt wird.

Die obige Anmerkung ist aber noch einer andern Anwendung fähig, und diese ist eigentlich un-

ser Zweck. Da das menschliche Geschlecht und der einzelne Mensch in dem stufenweisen Fortgange ihrer Fähigkeiten einander so ähnlich sind, so findet man hier einen Grund von der nothwendigen und unausbleiblichen Verschiedenheit, die zwischen den ältesten und den spätern Arbeiten desselben seyn muß. Es gibt in beyden eine Zeit der Kindheit und des männlichen Alters.

In den Werken der ersten sehen wir eine Kraft, die sich durch ihre bloße Energie und die Gegenstände getrieben fühlt zu wirken, und deßwegen in ihrer natürlichen Thätigkeit durch nichts gestört wird; in den Werken der andern eine Kraft, die erst durch ein besonderes Interesse gereitzt werden muß, die nach Absicht und in Hoffnung eines gewissen Erfolges wirkt, und die eben deßwegen in ihren Aeusserungen eingeschränkt, und von ihrer natürlichen Richtung abgebracht wird. In den Werken der einen Zeit werden sich die Schriftsteller ihrer Ideen nur so zu sagen entschütten, die ihnen durch die Gegenstände selbst und eine ganz unwillkürliche Beobachtung derselben aufgedrungen worden; — in den Werken der andern werden sie Ideen, die sie gesucht und ausgearbeitet haben, in der Absicht mittheilen, sich Beyfall und Ruhm zu erwerben. Der älteste Schriftsteller ist das Kind, das den ganzen Tag ohne Absicht hin und her läuft, und niemahls fühlt, wie müde es ist, weil es sich bey keinem Schritte mehr an denjenigen erinnert, den es schon

gethan hat, noch den voraus sieht, den es noch zu thun gedenkt. Der neuere Schriftsteller ist ein Wanderer, der immer den Ort im Gesichte hat, wo er hin will, in der Begierde anzulangen seine Schritte zählt, und sich durch das Uibersehen des zurückgelegten und des noch vor ihm liegenden Weges freywillig entkräftet.

Dieser eine Umstand hängt mit vielen andern zusammen, die sich, dünkt uns, so am besten entwickeln lassen, wenn man sich zuerst alle die Verschiedenheiten der beyden Zeitalter vorstellt, und alsdann sieht, was für Einfluß sie auf die Werke des Geistes, und vornehmlich auf die Schriftsteller haben mußten.

Die erste und größte Verschiedenheit liegt in der Art und Weise, diejenigen Begriffe zu bekommen, die der Schriftsteller mittheilen soll. Bey uns ist fast das einzige Mittel das Lernen. Unterricht und Lesen lehren uns meistentheils alles kennen, was wir wissen; und beydes unternehmen wir nicht anders, als in so fern wir es zur Ausführung eines gewissen Plans brauchen. Bey den Alten scheint diese Erlernung weniger Studium als instinktmäßige Beschäftigung gewesen zu seyn. Ihre Sinnen waren ihre Lehrer, sie sahen, sie hörten, sie dachten zu Folge der Eindrücke, die die Natur und ihre Verhältnisse mit andern Menschen auf sie gemacht hatten.

Was erstlich die sichtbare körperliche Natur betrifft, so weit sie durch den Anblick erkannt werden kann: so kannten sie sie in der That besser, als wir, und diese Kenntniß kostete ihnen keine Arbeit. Wir werden von Kindheit an erst durch unsere Erziehung, dann durch unsere Lebensart und Geschäfte vor dem Anblicke der Natur abgehalten; und viel also von dem, was wir durch unsere eignen Augen lernen könnten, müssen wir erst von unsern Lehrern und aus Büchern erfahren. Die Classe von Menschen, unter welchen es fast allein Schriftsteller gibt, lebt bey uns beständig in ihren Häusern eingeschlossen; ihre Beschäftigungen und ihre Zeitvertreibe sind größtentheils innerhalb der vier Wände ihres Zimmers. Nur gelegentlich, nur auf Augenblicke werden unsere Menschen in das freye Feld hinausgeführt. Und dann sind sie gemeiniglich schon ermüdet und zerstreut, oder ihr Kopf ist schon mit so viel kleinem Eigennutze, mit dem Entwurfe so vieler Vergnügungen, mit so viel selbstgemachten Ideen und Begierden angefüllt, die das eingeschränkte bürgerliche und häusliche Leben gibt, daß sie selten mehr lebhaft von dem gerührt werden, was sie sehen und hören, wofern es nicht neu und außerordentlich ist, und ihre Aufmerksamkeit durch einen stärkern Reiz an sich zieht, als der bloß einfache Eindruck auf ihre Sinne ist. — Wir beobachten also sehr wenig selbst. Viele Dinge geschehen täglich vor unsern Augen, oder sind nur wenig

Schritte von uns, die wir doch kaum eher bemerken, als bis wir sie in Büchern gefunden haben. Die Dichter müssen uns erst sagen, was eine schöne Gegend sey, und wie die Sonne auf und untergehe. Die Abwechselung der Jahres- und der Tageszeiten, die verschiedenen Gestalten der Natur, die sichtbaren Eigenschaften und Veränderungen der Pflanzen und Thiere gleiten, ihrer Gewöhnlichkeit und unsrer Zerstreuung wegen, nur über die Oberfläche unserer Seele weg, und berühren sie kaum, wenn wir sie nicht zuvor schon durch Beschreibungen haben kennen lernen. Erst durch die Kopien werden wir auf die Originale aufmerksam, weil wir in der Vergleichung zwischen beyden eine Beschäftigung finden, die mehr nach unsrer jetzigen Denkungsart ist, als die freye Beobachtung selbst.

Was die Kenntniß betrifft, die der Mensch nur von Menschen und durch seine Verbindung mit ihnen bekommen kann; so scheint es zwar, daß unser jetziger Zustand uns weit gesellschaftlicher gemacht, uns in mannigfaltigere Verhältnisse mit andern Menschen gesetzt habe, und sie uns also auch von mehrern Seiten kennen lehre. Und das ist in gewissem Verstande auch wahr. Auf einer andern Seite aber sind wir in der That mehr von ihnen abgesondert, als in dem frühesten Zeitpuncte der Gesellschaft. Jetzo kennt jeder Mensch nur einige wenige Menschen seines Standes, von seiner Denkungsart, von seinen Gesinnungen. Alle übrigen

Clas-

Classen und Stände der Menschen, sammt ihren Begriffen und ihren Empfindungen bleiben ihm Zeitlebens fremde, wenn er sie nicht höchstens aus Büchern lernt. Der Umgang mit andern Menschen ist ein Recht geworden, das uns nur gegen die zusteht, mit welchen wir gleiches Ranges sind. Wenn wir mit Höhern umgehen wollen, so müssen wir uns dieß erst durch gewisse Vorzüge, die Aufsehen machen, verdient haben. Jeder entfernt sich von denen, die unter ihm sind, und zu denen, die über ihm sind, darf er sich nicht nahen. Oder wenn auch zuweilen der Eigennutz der Geringern, oder die Begierde belustigt zu werden, bey den Vornehmern, oder endlich eine edlere, minder eingeschränkte Denkungsart auf beyden Seiten diese Grenzen überspringt; so bleibt doch der Umgang frostig, ohne diejenige Offenherzigkeit und Vertraulichkeit, die uns allein die Kenntniß fremder Herzen gewähren, und uns in dem Umgange mit ihnen eine Quelle zu Beobachtungen eröffnen kann. In den alten Zeiten waren fast alle Glieder einer Stadt, einer Republik einander bekannt. Die Staaten waren kleiner. Ihre Bürger hatten alle ein gewisses gemeinschaftliches Interesse; Geschäfte, die sie oft zusammenbrachten; öffentliche Zusammenkünfte, wo sie sich durchaus kennen lernten; Feyerlichkeiten, an denen sie alle Theil nahmen. Die Rechte der verschiedenen Stände äußerten sich weniger durch eine gegenseitige Entfernung von einander in dem gesellschaftlichen Leben, als in einer Unterordnung

bey der Ausführung öffentlicher Geschäfte. Das Befehlen und Gehorchen war bey denen Gelegenheiten, wo es eigentlich darauf ankam, die Pflichten seines Standes zu erfüllen, sehr strenge. Aber sobald diese Gelegenheiten vorüber waren, so stellte sich eine Art von Gleichheit wieder her. Einen weit größern Unterschied unter den Menschen macht der Reichthum, als der Rang; und nur dadurch, daß beyde gemeiniglich bey uns vereinigt zu seyn pflegen, ist die Absonderung der Stände aufs höchste gestiegen. Das Verhältniß, das der Befehlende gegen den Gehorchenden hat, kann er nur unter gewissen Umständen zeigen, und so lange, als die Art von Handlungen vorkömmt, die er anzuordnen versteht. Hingegen der Unterschied, den der Reichthum macht, ist beständig, und erstreckt sich auf alles. Wohnung, Hausgeräthe, Kleidung, Aufwand der Tafel, Kostbarkeit der Ergötzungen, alles, was der Reiche hat und thut, ist anders als bey dem Armen. Der eine kann also seine Erhabenheit, und der andre seine Niedrigkeit niemahls aus den Augen verlieren. — Uiberdieß bildet sich durch die lange Absonderung auch endlich ein Unterschied in dem, was man Anstand und Sitten nennt, in der Art, sich zu betragen und auszudrücken. So willkürlich auch diese Begriffe bald an die eine, bald an die entgegengesetzte Art etwas zu thun und zu sagen verknüpft werden, so sind sie doch das erste, wornach wir den Vorzug und die Verdienste des Men-

schen messen; und dieß also setzt endlich die vorher schwankende und oft niedergerißne Grenze zwischen Leuten von Stande und gemeinen Leuten fest, und hebt alle Möglichkeit zur Wiedervereinigung auf. Beyläufig zu sagen: die Begriffe und die Gesinnungen des gemeinen Mannes sind bey weitem nicht so sehr von der feinern Welt ihren unterschieden, als die Verschiedenheit des Ausdrucks vermuthen läßt. Es gehört aber, auch selbst für den denkenden Mann, etwas dazu, seine eignen Vorstellungen unter einer niedrigen ihm ungewöhnlichen Bezeichnung wieder zu erkennen. Was gesunder Verstand, natürlicher Scharfsinn, und Witz durch Erfahrung gebildet geben kann, das hat der geringere Theil des menschlichen Geschlechts mit dem größern gemein, und oft in einem höhern Grade. Aber die Gewohnheit macht, daß wir dieß alles nicht mehr für das halten, was es ist, wenn es uns nicht unter der Gestalt, auf die Art gewendet, mit den Worten gesagt vorkömmt, wie wir es zu denken gewohnt sind. Die Vernunft muß ein mehr didaktisches Ansehen kriegen. Manche Beobachtung, die in dem Munde eines gemeinen Tagelöhners verächtlich ist, weil sie sich nur auf etwas einzelnes und uns gering scheinendes bezieht, würde, von einem Philosophen gesagt, sobald er sie mit abstrakten und zugleich edlern Worten ausgedrückt, sie allgemein und vielleicht dadurch unrichtiger gemacht hätte, eine Entdeckung scheinen. Und doch ist der Verstand gerade die Kraft,

deren Wirkung noch am wenigsten von dem Werkzeuge abhängt, dessen sie sich bedient. Bey den Ideen der übrigen Fähigkeiten können wir oft kaum bis auf den Grund kommen. Wir wissen immer nicht, ist es das Wort oder die Sache, die wir jedesmahl witzig und artig und groß nennen. Wenigstens sind es die Falten des Gewandes, durch die wir den Bau des Körpers beurtheilen. Wenn also die Mittheilung der Ideen das einzige Band der Gesellschaft seyn kann, sobald der Eigennutz schweigt und die Bedürfnisse befriedigt sind; so gibt es kein solches mehr unter Gliedern einer Nation, die eine sich fremde Sprache reden, und von einander weder geliebt noch hochgeschätzt werden können. Dieß alles fällt in den ersten Zeiten weg. Erziehung und Sitten, und Kenntnisse und Sprache sind noch unter die verschiedenen Stände eines Staats gleich ausgetheilt. Nichts ist durch Verabredung unedel und verächtlich worden. Jedes Ding, jedes Wort, macht noch den Eindruck, den es vermöge seiner Natur oder seiner Bedeutung zu machen im Stande ist; nicht den, welchen es bloß von Gelegenheiten und Umständen erborgt. — Also liegt in der That das Gemälde menschlicher Handlungen und Leidenschaften dem Beobachter mehr und in einem größern Umfange vor Augen.

Unsere Schauspiele, unsere Romanen, warum sind sie uns jetzt so reizend, oder vielmehr so nothwendig geworden? Zum Theil deßwegen, weil sie

uns in die menschliche Gesellschaft wieder versetzen, von der wir gewissermaßen ausgeschlossen sind; weil sie uns Menschen von allerley Ständen, und in weit wichtigern Auftritten ihres Lebens handelnd und redend zeigen, als wir selbst zu sehen Gelegenheit haben; weil sie uns wieder in die Häuser der Großen führen, zu denen wir keinen Zutritt mehr haben, und uns mit der Vorstellung schmeicheln, daß dort diese Großen uns ähnlicher und weniger über uns erhaben sind, als sie zu seyn scheinen, wenn wir bloß die Mauern ihrer Paläste ansehen; weil sie uns in den niedrigsten Classen, zu denen wir uns aus Vorurtheil und Stolz und angewöhntem Ekel nicht herablassen wollen, eben die Aeußerungen der Natur zeigen, die uns bey uns selbst gefallen: mit einem Worte, weil sie uns das Vergnügen, unter Menschen und unter Menschen aller Art zu seyn, das wir in der Wirklichkeit verloren haben, in der Erdichtung wieder verschaffen; und weil sie daher zugleich den Theil unserer Kenntnisse ergänzen, den wir durch Erfahrung nicht mehr einsammeln können.

Eben aus dieser größern Vereinigung der Menschen folgte eine gewisse allgemeinere Bekanntschaft mit ihren Verrichtungen, besonders zu einer Zeit, wo ein Theil der Bequemlichkeiten, die durch diese Arbeiten verschafft wurden, noch ganz neu, und als ein wichtiges Geschenk für die menschliche Gesellschaft noch hochgeschätzt war. — Die Künste,

die Handwerke, die Geschäfte des Ackerbaues, die Arbeiten jedes Standes waren weniger schwer zu erlernen, wurden von dem Theile, der sie nicht trieb, noch nicht verachtet, und machten ein Stück der allgemeinen Kenntniß aus, die sich jeder erwarb, ohne darnach gestrebt zu haben.

Auf diese Art also mußte sich ihr Geist mit mannigfaltigen Begriffen anfüllen, die ihm in der That weit weniger Bemühung, Nachdenken und Anstrengung kosteten, als uns unsere vielleicht eingeschränktern, aber mehr ergründeten Kenntnisse. Das Auge und das Ohr kann in einer kurzen Zeit von unendlich viel Sachen unterrichten. Nachdenken und Lesen hält uns lange bey wenig Gegenständen auf. Aber freylich zeigen uns jene auch nur die Erscheinungen, nur das, was uns zunächst und der Empfindung offen liegt, nur das Resultat von dem geheimen Spiele der natürlichen Triebfedern; dahingegen uns diese zugleich daran gewöhnen, den innern Bau der Dinge und die Ursachen von den Begebenheiten zu erforschen. Wir wissen jetzt vielleicht weniger, wie die Dinge aussehen, aber wir wissen besser, was sie sind.

Dieser Unterschied nun in der Mühe oder Leichtigkeit, mit der wir gewisse Ideen bekommen, hat selbst auf die Gestalt dieser Ideen einen großen Einfluß. Wo eine Mühe überwunden werden soll, da müssen wir eine Begierde haben, deren Befriedigung der Beschwerlichkeit der Arbeit werth ist; da

müssen wir uns eine Absicht vorsetzen, Mittel wählen; uns selbst zur Anwendung unsrer Kraft auffordern; sie, wenn sie ermüdet, oder sich von dem Gegenstande verliert, zurückbringen und festhalten; sie in ihren Operationen nach einem Plane leiten; dem natürlichen Fortgange unsrer Vorstellungen durch einen künstlichen entgegen arbeiten. Alle Begriffe, die auf diese Art entstehen, sind mehr unser Werk, als das Werk der Dinge, die wir betrachten. Unsre Regeln, unsre vorhergesammelten Begriffe haben immer mehr oder weniger an dem Eindrucke gekünstelt, den die Sachen auf einen völlig noch uneingenommenen Geist machen würden. Selbst das, was wir für reine lautere Beobachtung halten, ist schon zum Theil aus unserm übrigen Gedankensystem gefolgert. — Uiberdieß, je mehr wir uns die Hervorbringung und Zusammensetzung gewisser Gedanken Arbeit kosten lassen, desto mehr sind wir in Gefahr, die nächsten unmittelbarsten Verhältnisse der Begriffe zu übersehen, und dafür entferntere und weit hergesuchte zu wählen. Die einfältige, nackende, einleuchtende Wahrheit, so wie sie sich dem bloß ruhigen Zuschauer der Natur von selbst darbiethet, und von dem zu geschäftig suchenden Geiste übergangen; und an ihre Stelle setzt er eine Menge erkünstelter halb falscher Sätze, denen er erst durch den Ausdruck wieder einen Schein von Wahrheit und Aehnlichkeit mit der Sache selbst geben muß.

Das, was wir Anstrengung nennen, besteht nicht sowohl in einem gewissen Maaße der aufgewendeten Kraft, als in der Mühe, dieselbe von den Gegenständen, welche nach den phisischen Gesetzen am stärksten auf unsere Sinne oder auf unsre Einbildungskraft wirken würden, abzuziehen, und sie auf solche zu richten, mit denen wir nach unsrer gegenwärtigen Lage gar nicht oder nur schwach beschäftigt seyn würden. Die Ideen können bey einem Schauspiele eben so lebhaft seyn, als bey einer Meditation. Die Aufmerksamkeit kann bey dem erstern sogar in einem noch höhern Grade angestrengt seyn. Aber in dem erstern Falle lassen wir uns nur beschäftigen; wir sind leidend; die Objekte biethen sich von selbst dar; der Fortgang unsrer Vorstellung ist vollkommen mit dem Fortgange der Veränderungen analogisch, die um uns her vorgehen. In dem andern Falle beschäftigen wir uns selbst. Wir selbst müssen die Gegenstände in uns erst hervorbringen, oder sie unserm Verstande gegenwärtig machen; den Eindruck der andern müssen wir dagegen schwächen oder bey Seite schaffen. Dieser Streit zwischen den Gegenständen, die eben jetzt auf unsre Sinne wirken, oder die unsre gegenwärtige Verfassung uns ins Gemüthe bringt, und zwischen denen, die sich der Verstand zu betrachten vorgesetzt hat; dieser macht eben das Beschwerliche und Ermüdende der Arbeit aus.

Der alte Dichter sah die Natur, ohne zu wissen, daß er diese Betrachtung als seine Bestimmung, oder als das Mittel zu gewissen Absichten zu betrachten hätte. Sie malte sich also in seiner Seele ab, ohne daß er einen einzigen Pinselstrich beygetragen oder sie in ihrer Zeichnung geleitet hätte. Unsere Dichter, wenn sie die Natur beobachten, thun es schon immer in der Absicht, sie zu schildern, sie wollen sie gern schön sehen, oder wenigstens so, wie sie sich schön ausdrücken läßt; und dadurch wird das Gemälde ein Gemische von wahren Eindrücken, von bloß eingebildeten Zügen ihrer Einbildungskraft und von abstrakten Begriffen, die sie durch Unterricht und Uiberlieferung bekommen haben.

Also schon der Weg, die Sachen selbst kennen zu lernen, welche den Stoff der Dichter ausmachen, war bey den Alten und Neuen nicht derselbe. Die Sinne unterrichten den Verstand mehr bey den ersten, und der Verstand die Sinne mehr bey den andern. — Aber nun das, was jeder von Begriffen sich gesammlet hat, mitzutheilen, dazu gehören auch noch Bewegungsgründe, und die sind wieder bey beyden verschieden.

In der Kindheit des Menschen und der menschlichen Gesellschaft kannte man die Langeweile nicht; man fühlte keine Bedürfnisse, sich durch seinen Witz Zeitvertreibe zu verschaffen. Bey allen den Menschen, deren Arbeit in Bewegung besteht, ist Ruhe eine hinlängliche Erhohlung. — Erst alsdann, da

es Beschäftigungen im Kabinete gab, bey denen der Geist sich erschöpfte und der Körper nicht ermüdete, brauchte man Erhohlungen, die nicht in dem Aufhören der Beschäftigung, sondern in ihrer Abwechselung bestunden; solche, wo nur an die Stelle von der Anwendung der einen Fähigkeit die Anwendung einer andern, an die Stelle von Vorstellungen des Verstandes und des Nachdenkens sinnliche und imaginative Eindrücke gesetzt wurden. Dazu waren nun anfangs alle die Sachen gut genug, die heftig und lebhaft die Sinne rührten. Nach und nach wollte man nicht so starke, aber mannigfaltigere, mehr abwechselnde Eindrücke haben, solche, bey denen sich noch überdieß Ideen von Richtigkeit und Schönheit antreffen ließen. Der Witz und die Einbildungskraft wurden zu den Regierern dieser Vergnügungen bestimmt. Nach einer Menge von Revolutionen in den Dingen, welche die Menschen zu ihren Ergötzungen bestimmten, ist das Bedürfniß zu lesen an die Stelle vieler andern gekommen. Dieses Bedürfniß zu befriedigen, setzt sich der Schriftsteller, und am meisten der Dichter, vor. Natürlicherweise muß er sich also in dem, was er unternimmt, nach der Natur des Bedürfnisses richten, für welches er arbeitet. In der That werden bey uns die Dichters selten anders als zum Vergnügen gelesen, und der Dichter selbst kann sich schwerlich einen andern Endzweck vorsetzen. Ist er durch das Vergnügen zugleich nützlich,

flößt er den Lesern, deren Zeit er verkürzt, zugleich eine Anzahl nützlicher Wahrheiten und tugendhafter Gesinnungen ein: vortrefflich! wir wissen ihm dafür Dank, unserer Erhohlung so viel Werth in unsern eignen Augen gegeben zu haben; — und im Grunde würde es ihm auch ohne irgend einen Einfluß des Nutzens auf unsern Geist nicht einmahl gelungen seyn, den Einfluß zu erhalten, uns Vergnügen zu machen. Aber bey dem allen wird er es doch nicht dahin bringen, daß wir uns aus der Lesung der Dichter, (wenn wir aus den Jahren der Erziehung heraus, und nicht selbst Dichter oder Kunstrichter sind) eine eigentliche Arbeit, eine Beschäftigung machten.

Noch eine andere große Verschiedenheit in den Werken der Schriftsteller liegt in dem Unterschiede ihrer Sprache. Oder vielmehr, wenn man bey den Werken einzelner Schriftsteller das, was ihnen, und das, was ihrer Zeit zugehört, zu leicht vermischen kann; so kann man hingegen aus der Vergleichung der Sprachen sicherer die Verschiedenheiten lernen, durch welche die ganzen Nationen und die ganzen Zeitalter sich charakterisiren. Die Sprachen sind für den einzelnen Menschen, der durch die Geburt in eine schon civilisirte Gesellschaft eintritt, eben so viel schon zubereitete Formen, nach welchen er seine Begriffe zu modelliren genöthigt ist, oder unter welchen sie ihm allein bekannt werden. Und da der Verstand die Wörter braucht,

nicht bloß andern zu sagen, was er denkt, sondern es sich auch erst selbst deutlich vorzustellen; da die Sprache nicht bloß das Werkzeug der Mittheilung, sondern auch der Bildung der Gedanken ist: so muß der Geist, der in den Werken jeder Nation herrscht, eben so verschieden seyn, als das Naturell ihrer Sprache.

Wenn wir die älteste griechische Sprache mit der unsrigen vergleichen, so finden wir, erstlich, was natürlicherweise bey Menschen seyn mußte, die beständig unter dem Anblicke der Natur lebten, und sie also überhaupt genommen besser kannten, als unsere immer eingeschloßne Menschen; wir finden, sage ich, die Sprache, in Absicht der natürlichen Dinge und ihrer sichtbaren Veränderungen, reicher als die unsrige. Sie hatte für Pflanzen, für Thiere, für die gewöhnlichsten Erscheinungen und Handlungen derselben und für die Arbeiten, die der Mensch mit ihnen vornimmt, mehr Nahmen der allgemeinen Sprache, die bekannt, und an Würde und Deutlichkeit allen andern Wörtern der Sprache gleich waren. Unsere Sprache ist an solchen Wörtern arm. Nicht als ob die Personen, die mit jedem dieser Dinge als mit ihrem Geschäfte umgehen, sie nicht auch zu benennen wüßten. Aber diese Nahmen sind nur bloß den Leuten dieses Standes und dieser Beschäftigung bekannt. Eben deßwegen wechseln sie auch von Provinz zu Provinz, von Stadt zu Stadt ab. Was von den wenigsten gekannt

wird, das wird auch keinen allgemeinen festgesetzten Nahmen haben, oder dieser Nahme wird unter dem besondern Beynahmen jedes Orts bald verloren seyn. Wenn einmahl die Sache aus der Zahl derjenigen weggeschafft ist, die sich alle Glieder einer Nation mitzutheilen haben, so braucht es auch kein Zeichen mehr, woran alle das Ding erkennen. — Wörter haben wir also wohl für alle diese Dinge, aber nur nicht bekannte, nicht edle Wörter.

Liest man den Homer da, wo er Gegenstände fürs Gesicht und besonders Bewegungen vorschreibt, so wird man gewahr, daß er für jede kleine Abänderung in der Gestalt der Sache ein besonderes Wort hat, für die wir nur ein gemeinschaftliches, oder Umschreibungen haben. Er kann den Verfolg einer sinnlichen Veränderung, die Abwechselung, die die Bewegung der Körper in ihrem Anblicke hervorbringt, in ihrer vollständigen Folge auf einander vorstellen. — Wären uns eben die Sachen zu beschreiben gegeben worden, so würde uns unsre jetzige Denkungsart und das Naturell unsrer Sprache darauf geführt haben, nur einen einzigen Umstand, den wir für den hauptsächlichsten gehalten hätten, herauszuheben. Wir hätten der Einbildungskraft unsrer Leser nur auf die Spur helfen können. Homer zeichnet ihr die Sache vollständig vor.

Man sehe z. B. die Beschreibung eines Sturms beym Homer Iliade IV. B. v. 421.

Ὡς δ' ὅτ' ἐν αἰγιαλῷ πολυηχέϊ κῦμα θαλάσσης
Ὄρνυτ' ἐπασσύτερον ζεφύρου ὑποκινήσαντος
Πόντῳ μὲν τὰ πρῶτα κορύσσεται, αὐτὰρ ἔπειτα
Χέρσῳ ῥηγνύμενον μεγάλα βρέμει, ἀμφὶ δὲ τ' ἄκρας
Κυρτὸν ἐὸν κορυφοῦται, ἀποπτύει δ' ἁλὸς ἄχνην.

Man vergleiche sie nur mit der Uibersetzung des Pope, oder mit der Beschreibung eines spätern Dichters, und man wird den Vorzug der homerischen Sprache im Ausdrucke sichtbarer Erscheinungen gewahr werden. Zuerst gibt er die Sache, die er malen will, nur überhaupt an, κῦμα ὄρνυτ'; aber er setzt ein Beywort hinzu, ἐπασσύτερον, das der Imagination schon ein sehr zusammengesetztes Bild gibt. Es zeigt das Drängen einer Welle gegen die andere an, die Schnelligkeit, mit der auf jede heranrollende und sich zerschlagende Welle eine zweyte und eine dritte folgt, die das Auge beynahe mit der ersten vermischt. Pope drückt dieß einzige Wort durch zwo Zeilen aus:

The billows float in order to the ſhore
The wave behind rolls on the wave before.

Das Wort ὑποκινήσαντος zeigt nicht bloß, wie das Englische the Winds move the Seas, die Bewegung an, sondern es bestimmt auch die Art der Bewegung: es ist ein innerer Aufruhr, der das Wasser

von der Tiefe in die Höhe treibt. Pope scheint dieß durch einen andern Vers ausgedrückt zu haben:

Till with the growing ſtorms the deeps ariſe.

Bis so weit hat Pope den Homer zwar umschrieben, aber doch ausgedrückt; aber wo dieser die Beschreibung der auf einander folgenden Gestalten des stürmischen Meeres anfängt, da verläßt ihn sein Uibersetzer gänzlich. Eine allgemeine Redensart gilt für eine Menge bestimmter und malerischer. Erstlich wird das Meer nur noch leicht bewegt, es rüstet sich, *κορύσσεται*, noch ist die Bewegung mitten im Meere, die Wellen zerschlagen sich gegen einander, keine reicht bis ans Ufer. — Aber der Sturm wächst, die Wellen werden größer, eine treibt die andre fort, die letzte bricht sich schon mit großem Geräusch am Lande, *Χέρσῳ ῥηγνύμενον*. Der Sturm erreicht seine größte Höhe, die Wellen thürmen sich bey den Vorgebirgen, wo sie weniger Raum haben, sich auszubreiten, krümmen sich in ihrer größten Erhebung, *κυρτὸν ἐὸν κορυφοῦται*, werfen an ihrer Spitze einen weißen Schaum aus, und stürzen wieder zurück. Diese auf einander folgenden Erscheinungen wird schwerlich irgend eine neuere Sprache mit gleicher Genauigkeit und Kürze ausdrücken können.

So werden wir in den meisten Beschreibungen Homers immer den Anblick, den die Sache gewährt, die Art und Weise, wie sie sich dem Auge darstellt, genau angegeben finden. Wenn wir bloß

sagen: er hat ihn mit seinem Schwerte durchbohrt; so sagt er:

ἡ δὲ διὰ πρὸ

Ἀντικρὺ κατὰ κύστιν ὑπ' ὀστέων ἤλυθ' ἀκωκή.

διὰ, der Spieß ging durch; πρὸ, er kam vorne wieder hervor; ἀντικρὺ, die Spitze war auf der entgegenstehenden Seite von der, wo er sie eingestoßen hatte.

Wenn er das Schwärmen der Bienen beschreibt, so zeigt er uns alles, was das Auge dabey vorzüglich rührt: erst das unaufhörliche Hervorkommen eines Schwarms nach dem andern aus dem Stocke; dann die zusammengedrängten Truppe, die nur Einen Körper auszumachen scheinen; dann die Zertheilung und die mannigfaltigen Richtungen dieser Haufen.

Ἠΰτε ἔθνεα εἶσι μελισσάων ἀδινάων
Πέτρης ἐκ γλαφυρῆς ἀεὶ νέον ἐρχομενάων
Βοτρυδὸν δὲ πέτονται ἐπ' ἄνθεσιν εἰαρινοῖσιν
Ἁι μὲν τ' ἔνθα ἅλις πεποτήαται ἁι δέ τε ἔνθα.

Hingegen sind wir im Nahmen abstrakter Begriffe und in Ausdrücken für die Verhältnisse derselben reicher. Wir haben erstlich weit mehr Abstrakta gemacht, mehr Kräfte der Dinge, mehrere ihrer gemeinschaftlichen Eigenschaften, mehrere Beziehungen derselben auf einander wahrgenommen, und also auch benannt. Besonders haben wir in den Fähigkeiten und Operationen des Geistes eine

Men-

Menge Unterschiede durch eigne Wörter kenntlich gemacht, die bey den Alten sich unter einem gemeinschaftlichen Nahmen vermischten. Uiberdieß haben wir Wörter, die diese abstrakten Begriffe geradezu ausdrücken; die den Verstand unmittelbar darauf führen, und ohne erst den Umweg durch ein gewisses Bild zu nehmen, aus dem jeder sich den hieher gehörigen Theil selbst aussuchen muß. Es sind zwar in allen Sprachen die Wörter für die Dinge aus der unsichtbaren und geistigen Welt ihrem Ursprunge nach Metaphern. Aber dieser Ursprung ist bey uns vergessen, die Metapher wird nicht mehr bemerkt. Bey den Alten war eben diese Metapher das einzige Mittel, sich den Begriff entweder selbst zu formiren, oder ihn andern verständlich zu machen. Die Etymologie erhält bey uns noch die Denkmähler dieses Uiberganges von den sichtbaren Gegenständen zu den abstrakten. Aber der Sprachgebrauch läßt uns nicht mehr an die ersten gedenken. — Ursprünglich konnte man sich den Begriff eines Worts anders nicht aufklären, als indem man entweder das Ding selbst, oder sonst etwas zeigte, das dem Dinge ähnlich war. Im letztern Falle mußten die Vergleichungsstücke, die die Merkmahle des Begriffs ausmachten, nothwendig nach der verschiedenen Fähigkeit oder Aufmerksamkeit dessen, der die Vergleichung anstellte, verschieden seyn; und der Begriff war daher schwankend, und wurde auf sehr ungleichartige Ge-

genstände angewandt. Itzt kommen wir freylich ebenfalls zuletzt zu diesem einzigen Hülfsmittel; aber nur erst nach einem längern Umwege. Wir erhalten die Idee eines abstrakten Wortes, indem wir es in eine ganze Menge anderer verwandeln, die concreter und von den sinnlichen Begriffen so zu sagen weniger entfernt sind. So lösen wir immerfort Wörter in Redensarten auf, bis wir endlich auf solche kommen, die nicht anders, als durch die Gegenwart des Objekts oder durch eine Metapher klar werden können; diese Verwandlung heißen wir Erklären. Wir werden also den Ursprung unsrer abstrakten Ideen aus den sinnlichen weniger gewahr, weil wir erst nach einer Succeßion von andern abstrakten Ideen darauf zurückkommen, und gemeiniglich diese Kette nicht bis so weit fortführen. In der ältesten Sprache war dieser Ursprung gleich unmittelbar bey jedem Worte sichtbar. Ein Bild für das Auge oder Ohr war das nächste Glied, an welches der allgemeine Begriff geknüpft war.

Drittens. Die älteste Sprache ist malerischer, als die unsrige; malerischer in einer doppelten Bedeutung. Erstlich: weil sie noch weniger zusammengesetzte Ideen ausdrückte, so hatte sie auch noch weniger abgeleitete, und mehr Stammwörter; diese Stammwörter, je näher sie ihrem Ursprunge sind, je weniger sie noch an den ersten Tönen geändert haben, die die Menschen bey Erblickung eines gewissen Gegenstandes ausstießen, und die sie nachher

brauchten, um ihn andern wieder eingedenk zu machen, desto mehr kommen sie mit der Sache selbst im Tone oder Accent überein. Das Malen der Gegenstände fürs Ohr ist bey einer solchen Sprache weniger die Absicht des Dichters und das Werk seiner Kunst, als eine natürliche Wirkung der Wörter und Ausdrücke, welche die einzigen waren, die er wählen konnte. Zweytens: Jedes Wort, das den sinnlichen Anblick der Sache unmittelbar in der Einbildungskraft rege macht, und zu dessen Bezeichnung nur ganz allein bestimmt ist, malt die Sache, in sofern die Erweckung des Bildes in der Imagination die erste und einzige Wirkung ist, die es thut. Es gibt in jeder Sprache Wörter, die von einer Sache oder Handlung gerade nur den sinnlichsten Theil ausdrücken, und denselben so geradezu, so ohne allen Nebenbegriff vorstellen, daß man an nichts, als an diesen sinnlichen Anblick der Sache, denken kann. Andere hingegen drücken mehr eine innere Beschaffenheit und Einrichtung des Dinges aus, oder stellen es zugleich mit gewissen Nebenzügen vor, die den Eindruck des bloß sinnlichen Bildes schwächen, und die Idee mehr intellectuell machen. Starr ansehen und begaffen, etwas befühlen und betasten, sagt einerley; aber das erste drückt mehr die Handlung, und das andere mehr die körperliche Bewegung aus, die dabey vorgeht. Die alten Sprachen hatten einen Uiberfluß von der ersten Gattung von Wörtern und Redensarten. Die

unsrigen haben auch noch einige; aber fast die meisten derselben sind in dem Munde des Pöbels. Es gibt bey uns eine Menge solcher niedrig geworduer Ausdrücke, die kein Mann von guter Lebensart, und noch weniger ein Schriftsteller brauchen darf, und die doch die Sache weit sinnlicher bezeichnen, sie so zu sagen weit mehr vor Augen stellen, als die edlern Ausdrücke.

Von allen diesen Verschiedenheiten nun in den Sachen, welche gekannt wurden, in der Methode sie zu erlernen, in den Werkzeugen sie auszudrücken, was mußten davon die Folgen in Absicht der Werke selbst seyn, die das Genie aus diesem Stoffe und in einer solchen Sprache hervorbrachte?

Erstlich muß in den alten Schriftstellern nothwendig mehr Originelles seyn. Wir nennen original, was seine nächste und unmittelbare Ursache in dem Dinge selbst hat, an welchem es erscheint. Diejenigen Gedanken sind original, die dem Menschen, der sie hat, ganz eigen, aus der individuellen Natur seines Geistes und seiner Verfassung entsprungen sind, und die eben deßwegen von keinem andern eben so gedacht werden können.

Jeder Mensch hat seine eigenthümliche Form des Geistes, so wie seine Gestalt. Er ist anders organisirt, als die übrigen; die Gegenstände bringen in seinen Werkzeugen durch dieselbige Einwirkung doch andere Bewegungen hervor, und malen sich in seiner Seele mit andern Schattirungen ab.

Er hat eine andere Anlage seiner Fähigkeiten, und richtet also seine größte Aufmerksamkeit auf andre Gegenstände, oder auf andere Theile derselben. Die Reihe der Dinge selbst, die er sieht, und die Ordnung, in welcher er sieht, ist verschieden; und seine neuen Erfahrungen finden also bey ihm eine andere Grundlage vorher eingesammleter Begriffe, als bey jedem andern. Er hat andere Veranlassungen, sich an seine gemachten Erfahrungen zu erinnern. Also bleiben bey ihm gewisse Ideen haften, die den übrigen entwischen, weil gerade nur er den Anstoß gehabt hat, sie so oft, als nöthig war, zu erneuern. Dafür werden andere ihm dunkel, auf die ihn seine Umstände nicht oft genug wieder zurückgeführt haben. Er hat andre Neigungen, und daher auch die andre Bedürfniß, die Sachen kennen zu lernen. Er hat endlich andere Beyspiele vor sich, und hat seine einzelnen Begriffe auf eine andre Art zusammengesetzt. In allen denen Ideen, die der Geist aus solchen Operationen selbst hervorbringt, die er aus seinen eignen Erfahrungen, durch seine eigne Art von Abstraktion schöpft, muß jeder Mensch etwas Eigenthümliches, oder mit einem andern Worte, etwas Originelles haben. Wir geben aber den Gedanken desselben diesen Nahmen nur alsdann, wenn die Unterschiede merklicher, und die Gedanken selbst von Wichtigkeit sind.

Also nur in denjenigen Begriffen eigentlich kann es eine vollkommene Uibereinstimmung unter meh-

tern Menschen geben, die sie sich einander schon unter einer abstrakten Form mit Wörtern ausgedrückt überliefert haben. Diese Wörter und Ausdrücke sind in unsrer jetzigen Welt für die Bedürfnisse und die Güter des Geistes, das heißt für die Ideen, ungefähr eben das geworden, was das Geld in Absicht der äußern Güter und Bedürfnisse ist; eine Art von conventionellen Zeichen, die man im gesellschaftlichen Verkehr an die Stelle der Sache selbst setzt, gibt und empfängt, nicht weil sie selbst das sind, was man begehrt oder mittheilen will, sondern weil man voraussetzt, daß jeder sich bey Gelegenheit den wirklichen Werth des Dinges, den sie vorstellen, dafür eintauschen könne. Diese Wörter ruhen eben so oft ungebraucht in dem Gedächtnisse des Gelehrten, als das Geld im Kasten des Reichen, und befriedigen ihre Besitzer nur mit der bloßen Möglichkeit, sich die Vorstellungen oder die Vergnügungen zu verschaffen, deren Symbole sie sind. Mit beyden lassen wir unsre Kinder lange vor der Zeit spielen, ehe sie begreifen können, wozu das eine angewendet werden könne, und was die andern bedeuten.

Nähmlich eine solche allgemeine Idee, die jemand aus seinen eignen Beobachtungen noch nicht gefunden hat, muß, wenn sie bey ihm eine wirkliche Idee werden soll, erst mit den Erfahrungen zusammengehalten, und aus denselben so zu sagen

aufgeklärt und bestätigt werden. Sie ist alsdann eine Art von Wegweiserinn, die ihm bey dem vorkommenden Falle anzeigt, worauf er zu sehen habe: und wenn er nun das Ding oder die Seite desselben auffindet, von welchem andre zuerst diesen Begriff genommen haben; wenn er unter den Factis, die ihm vorkommen, das Muster entdeckt, wovon die Wahrheit, die er zuvor den Worten nach gefaßt hatte, der Ausdruck seyn soll; dann ist es erst wahrhaftig sein Begriff, und sein Verstand weiß, was die Worte sagen wollen. Aber die nach dieser Methode aufgeklärte Vorstellung hat weit weniger die unterscheidende Form seines Geistes, weil der Verstand dabey weniger frey zu Werke gegangen, weil die Aufmerksamkeit schon immer von der vorhergefaßten wörtlichen Idee geleitet worden, weil die Arbeit des Geistes mehr darauf gerichtet gewesen ist, die Dinge so anzusehen, sie sich so vorzustellen, wie es mit der Beobachtung und der Meinung der übrigen übereinstimmte, als die Sache in ihrem ganzen Umfange und nach der sämmtlichen Summe der Eindrücke, die sie auf ihn zu machen fähig war, kennen zu lernen.

Nun ist klar, daß in dem ältesten Zustande der Ideen mehr als jetzt gewesen seyn müssen, die jeder Mensch für sich aus seinen eignen Empfindungen, so gut er konnte, herleitete; und daß hingegen in dem unsrigen die überlieferten und mit gewissen Wörtern bezeichneten Ideen die Oberhand haben, sol-

che, die nur umgetauscht, nicht von dem Geiste selbst hervorgebracht und geprägt werden. In jenem erwuchs der Mensch ohne viel Unterricht. Aber desto mehr Gelegenheit, Muße und Aufforderung hatte er, seine Sinne zu brauchen. Was hernach sein Verstand mit den dergestalt gesammleten Ideen anfangen sollte, das hing noch weit weniger von der Leitung und dem Beyspiel anderer, als von dem natürlichen Hange und den freywilligen Bewegungen eines jeden ab. Was jeder von der Natur oder von Menschen kannte, das hatte er selbst an ihr gesehen. So oft er davon redete, so stund vor seiner Einbildungskraft wieder die Person, der Vorfall, die Begebenheit, an der er zuerst diese Beschaffenheit oder dieses Verhältniß wahrgenommen hatte. Bey ihnen hatte, nach des Protagoras System, noch jeder Mensch seine eigne Wahrheit. — Bey uns hingegen kömmt der Unterricht den Sinnen lange zuvor. Wie viel Nahmen sind nicht in dem Munde unsrer Kinder und Erwachsenen, ehe sie die Objekte gesehen haben, und die sie zum Theil niemahls recht sehen. Wie viel Ausdrücke von Eigenschaften und Verhältnissen der sichtbaren und moralischen Welt brauchen wir nicht, ehe wir jemahls durch unsre eigne Umstände sind veranlaßt worden, diese Verhältnisse kennen zu lernen, und ehe uns die Verknüpfungen der Dinge vorgekommen sind, bey welchen allein dieselben sich haben entdecken lassen. Wie viel allgemeine Sätze und Sentenzen, und Regeln

und Sittensprüche können wir nicht schon auswendig, ehe wir noch den kleinsten Theil der vorläufigen Ideen haben, an deren Kette jene erst das letzte Glied seyn sollten. Unsere Ammen und unsere Lehrmeister bringen uns eine Menge solcher präsumtiver Kenntnisse durch Wörter und Formeln bey, von denen wir vor der Hand nur so viel wissen, daß etwas dabey gedacht werden soll, und von andern gedacht worden ist, die wir aber erst hinterdrein, und oft sehr spät, mit wahren Gedanken ausfüllen können. Wir hören und reden schon viel von menschlichen Handlungen und Tugenden und Fehlern, ehe wir noch einen Menschen mit Aufmerksamkeit haben handeln gesehen. Je mehr also die natürliche Ordnung unsrer Aufklärung umgekehrt wird, je mehr wörtliche abstrakte Ideen vor den sinnlichen und Erfahrungsideen vorhergehen, je mehr der Beobachtungsgeist dem System nachfolgt, und dasselbe nur zu bestätigen sucht, desto mehr Gleichheit unter den Begriffen mehrerer, die jetzt bloß den gemeinschaftlichen Theil ihrer Fähigkeiten und nach einerley Vorschrift geübt, und den eigenthümlichen vernachläßigt haben; desto weniger Originelles also.

Und so finden wirs auch in der That, wenn wir die Werke der Alten und Neuern ansehen. Muß es nicht einen etwas denkenden Menschen wundern, wenn er hört, daß alle die vornehmsten Gattungen der Dichtkunst, die, welche noch bis auf den heuti-

gen Tag den ganzen Umfang menschlicher Werke in dieser Art zu umfassen scheinen, gerade zu der Zeit sind erfunden und festgesetzt worden, da man am wenigsten über die Natur dieser Gattungen, und über die Verschiedenheiten, deren dieselben fähig wären, nachdenken konnte? Ist es nicht augenscheinlich, daß diese verschiedene Dichtungsarten nur so viel verschiedene Gestalten waren, die die Begriffe in dem Kopfe der ersten Schriftsteller annahmen? Daß die Classifikation derselben, die wir jetzt als nothwendig ansehen, zum Theil von dem zufälligen Umstande abhing, daß gerade solche und solche Genies die ersten waren, die die Aufmerksamkeit der Nationen auf sich zogen? Der erste poetische Erzähler alter Geschichte, und der, welcher in der Ode die Empfindungen bloß aus den Thatsachen herauszog, und diese als eine Art gröbern Stoffs liegen ließ, und der, welcher die Begebenheiten vor den Augen seiner Zuschauer vorgehen ließ: waren das Leute, welche bemerkt hatten, wie vielerley Formen die Vorstellung einerley Sachen annehmen könnte? Oder geriethen sie nicht vielmehr darauf, weil sie nach keinem Muster gebildet, sich bloß den Bewegungen ihres eignen Geistes überließen, und also durch die größre Leichtigkeit, die sie fanden, sich die Sachen auf die eine als auf die andre Art vorzustellen, getrieben wurden, diese zu wählen? Sobald aber die ersten Schriftsteller einen Grad von Ansehen und Ruf erhalten hatten, so wurde nun-

mehr die natürliche Wirksamkeit der nachfolgenden gestört. Jedermann war auf diese Werke aufmerksam, und machte sich mit denselben bekannt. Eine neue Laufbahn zur Ehre und zur Achtung war geöffnet. Am Ende derselben sah man diese Männer angelangt. Jedermann setzte sich also nunmehr in Bewegung; nicht mehr dahin, wohin er selbst natürlicherweise ohne Wegweiser gegangen seyn würde, sondern dahin, wo er sahe, daß andre vor ihm glücklich gewesen waren. Endlich kam die Philosophie, die immer Gründe findet, warum das Ding, das auf die eine Art geschehen ist, nur auf diese einzige Art geschehen konnte, theilte die Dichtkunst a priori in so viel Classen, als der Zufall und die Natur der ersten Dichter verschiedene Werke hervorgebracht hatten, und schränkte nun vollends die Freyheit der folgenden Schriftsteller durch den Schein von Vollständigkeit ein, den sie dieser Classification gab.

So haben bey allen Arten der Erfindungen die besondern Umstände, die Talente und der Geschmack der erstern Person, die durch dieselbe bekannt worden ist, entschieden, nach welchen Regeln alle künftige arbeiten sollten. Die erste Entdeckung eines neuen Werks zum Nutzen oder zur Bequemlichkeit der Gesellschaft, ist ein Werk des Zufalls, das heißt, eines Zusammenflusses von Ursachen, die wir nicht aus einander setzen können. Sobald der Mensch die Früchte derselben genießt, so gibt ihm seine Träg-

heit so viel Anhänglichkeit an die Form, unter welcher er die Sache zuerst gesehen hat, daß nun gar nicht mehr davon die Rede ist, ob nicht vielleicht wenn noch nichts erfunden wäre, sein eigner Verstand ihn auf einem andern Wege zu demselben Ziele würde geführt haben. Eine zweyte Erfindung kostet oft mehr als die erste, weil man, außer der Schwierigkeit der Unternehmung selbst, noch zugleich den Hang der Nachahmung überwinden muß.

In der That ist es wohl begreiflich, daß die Empfindungen des Menschen in Versen oder in Prose sich auf nicht mehr als vier oder fünferley Arten sollten mittheilen lassen; daß es entweder eine Erzählung mit Götter- und Heldengeschichten und Wundern und Erscheinungen; oder eine dialogische Vorstellung, und zwar diese, wenn sie traurig ist, zwischen Königen und Fürsten, und wenn sie lustig ist, zwischen Bürgern und Bedienten; oder daß es ein Gesang, und in diesem alsdann nur Empfindungen mit Enthusiasmus und Unordnung; oder daß es endlich eine Fabel seyn müsse, wenn etwas ein Gedicht seyn soll? Man stelle sich einmahl vor, unser Klima wäre zuerst bevölkert, unsere Nation zuerst civilisirt, unsere Sprache zuerst ausgebildet worden; unsere Religion, unsere Geschichte, unsere Naturkenntnisse, unsre Regierungsformen wären die ältesten gewesen. Hätte sich wohl auch ein einziges Stück der alten Dichtkunst so vorstellen lassen, wie es jetzt ist? Hätte wohl irgend ein Mensch

an Epopeen und Oden und Schauspiele nach Art der Alten denken können? Würden wir wohl, wenn wir von der ganzen Natur und dem menschlichen Geschlechte nichts weiter gewußt hätten, als was wir jetzt wirklich vor Augen haben, alle die Einrichtungen abgerechnet, die schon den Geist der alten Zeit in die unsrige verpflanzen; würden wir wohl auf viele von den Regeln gekommen seyn, die jetzt die classischen Schriftsteller der neuern beobachten?

Man sehe nur, wie genau die ganzen Formen unserer poetischen Werke zu der Lage und Verfassung und Geschichte von Griechenland, und wie wenig sie zu der unsrigen passen! Bey jener machen sie einen Stein des ganzen Gebäudes aus, bey uns sind sie ein angeflickter Zierrath. Ihre Epopee enthielt ihre älteste Geschichte, den Ursprung ihrer Städte und ihrer großen Geschlechter. Was der Dichter dort in eine zusammenhängende Erzählung brachte, das hörte stückweise schon das Kind an der Brust seiner Mutter, das besang der Jüngling an den Festen der Götter und Helden; davon redete der Sachwalter vor Gerichte, der Patriot im Rathe, der Heerführer im Felde. Ihre Oden, ihre Schauspiele, der Stoff und die Form derselben, waren in die besondern Ceremonien ihres Gottesdienstes, oder in die besondern Feyerlichkeiten ihrer Zusammenkünfte, oder in die Verfassungen ihrer Regierungsformen so eingewebt, daß sie nur unter diesen auf alle Weise

ihre Veranlassung, ihre Beziehung, ihre volle Wirkung hatten.

Der Glanz, den ein berühmt gewordner Dichter oder Redner von sich wirft, blendet ohne Zweifel seine unmittelbaren Nachfolger am meisten, und die Nachahmungssucht ist in der That niemahls ausschweifender und sklavischer, als gleich nach der Epoche der Erfinder. So war es in Griechenland, so in Rom, so in Italien zu den Zeiten Petrarchs. Die ersten Dichter wurden von den nächsten Jahrhunderten nicht bloß als Originale angesehen, die man aus freyer Hand nachzeichnen wollte, sondern als Modelle, in welche man sein Werk bis auf die kleinsten Fugen passen mußte. — Nach und nach, da die Anzahl der aufgeklärten Völker, unter denen es Dichter gibt, größer geworden, haben sich auch die Originale vermehrt; die Verehrung hat sich getheilt, die Philosophie hat uns Möglichkeiten gewiesen, wo wir auch noch keine Beyspiele haben, und wir, die wir jetzt so spät kommen, haben eben dadurch, daß uns so viele Muster zum Nachahmen überliefert worden, den Vortheil erlangt, daß es uns leichter wird, mitten unter der Nachahmung noch etwas von dem eignen unsers Kopfes und Herzens zu behalten.

So erhält der menschliche Geist in seinem weitesten Fortgange auf einige Art das Recht wieder, was er bey seinen frühesten Versuchen gehabt hatte. Die ersten Genies waren Originale gewisser-

maßen aus Nothwendigkeit. Was hätten sie anders seyn sollen, da sie die ersten waren? Die nachfolgenden waren viele Jahrhunderte durch, aus Trägheit und aus Bewunderung, ihre Nachahmer. Dieser Einfluß würde vielleicht nicht so lange und so merklich fortgedauert haben, wenn nicht Zwischenzeiten von Unwissenheit und Barbarey den menschlichen Geist auf seiner Laufbahn aufgehalten, oder ihn beynahe wieder ganz bis an die Schranken zurückgebracht hätten. Und wäre es nur noch reine einfältige Unwissenheit, ein Mangel aller Cultur gewesen: so hätte sie wenigstens die Freyheit des Menschen in den Operationen seiner Sinne und seines Verstandes wieder herstellen können. Die Gesellschaft und die Wissenschaften hätten alsdann ihre Reise wieder von vorne angefangen, und nach einer Reise ähnlicher Revolutionen wären unsere Homere oder Solons doch auch erschienen. Aber so waren es Jahrhunderte einer verkehrten ungestalteten Gelehrsamkeit. Die Anhänglichkeit für das Alterthum dauerte fort, aber man kannte und verstund dieses Alterthum nicht mehr. Als man sich nun aus dieser Dunkelheit hervorarbeitete, so hatte man die alten Muster noch immer im Gesichte. Die Erhabenheit derselben über alles, was in spätern Jahrhunderten oder von andern Nationen war hervorgebracht worden, war augenscheinlich. Die Hochachtung für sie mußte ohne Grenzen seyn. Die Schwierigkeit, die es kostete, sie zu finden und zu er-

gänzen, und die Arbeit, die man sich machte, sie zu erklären, waren sehr geschickt, diese Hochachtung noch höher zu treiben. Nach und nach ist dieses Studium durch die Menge der schon vorhandnen Hülfsmittel weniger schwer, und nach eben dem Maaße weniger eifrig geworden. Der Mann von Genie hat auch bey der Lesung der Alten doch noch einige Muße übrig behalten, an seinen eignen Ideen zu arbeiten. — Die Philosophie hat endlich ihr Licht auch an diese Gegenstände gebracht. Sie hat uns die Regeln die ihren Grund in dem B ständigen der menschlichen Natur haben, von denen unterscheiden gelehrt, die aus dem veränderlichen Zustande derselben fließen.

Alles das zusammengenommen hat zwar nicht unsrer Literatur die Grundzüge nehmen können, die von der alten griechischen und römischen in ihr liegen: aber es hat doch wenigstens die Gestalten und Farben derselben geändert.

Eben diese Philosophie ist es, welche unsere Schriftsteller noch zu Originalen, wenigstens in einzelnen Theilen ihrer Werke, machen kann.

Nähmlich derjenige Theil der Dinge, der der Empfindung nicht unmittelbar offen liegt, der erst durch eine Reihe von Beobachtungen und Schlüssen aus ihnen gefunden werden muß, wird da genauer erkannt, wo nicht jeder Mensch mit seinen Erkenntnissen immer von vorne anfangen, und alle die ersten einfachsten Erfahrungen wieder durchwandern

dern muß, sondern wo er bey seinem Eintritte in die Gesellschaft das Resultat von den Erfahrungen seiner Vorfahren concentirt erhält, und von diesen nunmehr ausgehen kann. Die ältesten Menschen sponnen sich so zu sagen den ganzen Faden ihrer Ideen selbst: sie kannten ihn deßwegen genau, er war völlig ihre, aber weit fortgesetzt war er nicht. Jetzt bekömmt jeder Mensch durch Uiberlieferung und Unterricht schon ein ganzes Gewebe von Ideen in die Hand, das er selbst noch nicht übersehen kann, das er indeß als einen unbekannten Schatz verwahret, bis er es nach und nach bey Gelegenheit aus einander wickelt. — Und alsdann erst, wenn er damit fertig ist, dasjenige, was er von fremden Gedanken bekommen hatte, in seine eignen zu verwandeln: alsdann erst kann er nun anfangen, umherzugehn und sich selbst Gegenstände für seine eigne Bearbeitung aufzusuchen.

Zu denjenigen Dingen, deren Kenntniß nicht bloß Empfindung, sondern auch Zergliederung des Empfundnen verlanget, gehört die Entstehung und die Abwechselung der Begierden; aber noch weit mehr die Art der Erzeugung und der Entwickelung der Ideen selbst, der Mechanismus, nach welchem die Seele bey ihren Operationen verfährt, die Triebwerke und die Gesetze ihrer Bewegungen. Diese müssen wir also von Rechtswegen besser kennen, als die Alten. Hingegen die Aeußerungen derselben, die Geberdensprache, die von der Leidenschaft un-

willkürlich ausgestoßnen Worte, alles, was vom innern Menschen merklich in den äußern übergeht; das konnten sie so gut wissen, wie wir, denn es gehören nur Augen und Aufmerksamkeit dazu; ja sie bemerkten es vielleicht besser, eben weil sie nichts weiter zu bemerken hatten. Daraus entspringen zween Unterschiede zwischen unsern Dichtern und den ihrigen. Erstlich: Jene zeigen uns mehr das Innere, diese mehr das Aeußere der menschlichen Handlungen. Unsere Dichter sind schon eine Art Metaphysiker, und müssen es fast für uns seyn. Sie zergliedern die Empfindung, die der Alte ganz einfach durch ein Wort ausgedrückt hätte, in die Summe der einzelnen Bewegungen, aus denen sie sich erklären läßt. Sie sagen uns nicht bloß die Gedanken, die der wirklich hatte, welcher in der vorgestellten Verfassung war, sondern auch die, welche bloß dunkel in seiner Seele zum Grunde lagen, und in der Leidenschaft sich äußerten, ohne von dem Verstande bemerkt zu werden. Sie sondern in dem Gemälde der menschlichen Seele die Züge, die in Eins verlaufen waren, von einander ab, und lassen die geheimern kleinern Triebfedern einzeln vor unsern Augen spielen, die die Natur uns nicht anders als in ihrer vereinigten Wirkung zeiget. Der Alte hingegen nennt das Phänomen so im Ganzen, wie wir es sehen, beschreibt und erklärt nichts; ist genau, reich, umständlich, wenn er die Wirkungen erzählt; unbestimmt, arm, kurz,

wenn er ihre Ursachen angibt. Zweytens: Wenn unsere Dichter originell seyn sollen, so können sie es nicht anders seyn, als durch neue Entdeckungen in diesem Theile der Natur; der andere Theil ist erschöpft, oder für uns zerstreute Zuschauer weniger sichtbar. Und so sind auch diejenigen originell geworden, welchen wir zu unsern Zeiten dieses Verdienst zugestanden haben. Sie haben irgend eine neue Classe der Empfindungen wahrgenommen, verborgene Unterschiede und Schattirungen sonst ähnlicher Veränderungen der Seele entdeckt, die Begriffe, die in einer zusammengesetzten Vorstellung oder einer Begierde verborgen liegen, richtiger erforscht. Die Alten konnten originell seyn, selbst in dem ganz sichtbaren Theile der Natur.

Der Vorzug, den in diesem Stücke unser Jahrhundert vielleicht vor allen übrigen voraus hat, ist augenscheinlich. Man müßte in der That seine eigene Empfindung verleugnen, wenn man sagen wollte, daß man den Menschen von seiner innern Seite, die Philosophie seines Herzens, in den Alten mehr oder nur eben so gut kennen lernte, als in einigen vortrefflichen Werken der Neuern. Vielleicht sind dafür Handlungen und Reden bey jenen genauere Kopien der damahligen Natur, als sie es bey unsern Dichtern von der unsrigen sind. Unsere Imagination bekömmt dort vielleicht getreuere Bilder: aber unser Verstand erhält weniger Begriffe, oder weniger Unterschiede unter ähnlichen Begriffen. Un-

ser Herz wird vielleicht heftiger angegriffen; aber die Schläge sind einförmiger, und zielen mehr darauf ab, das Ganze unserer Empfindungen überhaupt in Bewegung zu setzen, als eine jede einzelne Saite derselben besonders zu rühren.

Kein Unterschied zwischen den alten und neuen Dichtern ist sichtbarer als der, daß jene mehr Dinge wußten und schilderten, dieser ihre Kenntnisse eingeschränkter, aber tiefer sind.

Es gibt jetzt unter dem Haufen der wißbaren Dinge einen Theil, der, so zu sagen, das gemeinschaftliche Gut aller menschlichen Geister ausmacht, Gegenstände, die allen gleich wichtig, ungefähr gleich bekannt sind, und deren Erlernung die gewöhnliche Art der Uibung ist, die jeder seinem Verstande gibt. Andere hingegen sind nur das Eigenthum einer gewissen Gattung von Menschen; die übrigen kennen sie nicht: und von der Unwissenheit bis zur Verachtung ist nur noch ein Schritt: — sie nehmen auch keinen Theil daran. Ein solcher Unterschied war in der ersten Epoche weniger sichtbar. Der alte Dichter breitete sich also in der That über den ganzen Umfang der Natur, der Künste und der Geschäfte des Menschen aus. Die Beschreibung eines Wagens, eines Rades, einer Handarbeit, eines Schildes, eines Gebäudes war für ihn beynahe gleich erheblich; alles war noch neu. Heute zu Tage ist der Dichter in allem, was zu den Arbeiten der niedern Classen gehört, unwissend, und der

Leser in Absicht derselben ekel. Der eine ist nicht im Stande, sie zu beschreiben, und der andere hat kein Interesse, sie kennen zu lernen.

Von wie viel Sachen mußte Homer nicht Kenntnisse haben, von denen unsre heutigen Dichter nichts wissen, eben deßwegen nichts wissen, weil sich jetzt so viel davon wissen läßt; aber nur durch Studium und Fleiß, da Homer, zu dessen Zeit jede Classe der Kenntnisse noch arm war, leicht den ganzen Vorrath einsammeln konnte, ohne selbst recht zu wissen, wie er zu demselben gekommen war. Welcher Dichter weiß jetzt bey uns, wann die Plejaden auf- und untergehen? welcher Wind der angenehmste und welcher der Regenwind sey? welche Tage zur Saat dieser oder jener Frucht taugen? Wer kennt den Bau des Pfluges, des Weberstuhls, des Schiffes, und weiß die Handgriffe, durch die sie gebraucht werden? Wem ist die Beschaffenheit und die Lage aller Städte und Dörfer seines Vaterlands so gut bekannt, als dem Homer die von Griechenland und Kleinasien? Wer kennt die Rüstung unserer Soldaten, ihre Art zu fechten, die Anordnung eines Heeres so gut? Wer ist von den Erdarten, den besondern Produkten, dem Klima jeder Provinz so gut unterrichtet, als Homer, dessen gewöhnlichste Beywörter davon entlehnt sind? Alles das sind Dinge, die uns entwischen, weil wir unsern starren Blick nur auf Einen oder wenige Gegenstände gerichtet haben, um diese ganz zu

durchschauen; da jene ihr freyes unangestrengtes Auge in der ganzen weiten Welt umherschweifen, und auf jedem Gegenstande ruhen ließen, der sich durch irgend eine Art von Neuheit oder Sonderbarkeit auszeichnete?

Was insbesondre die Natur außerhalb dem Menschen betrifft, von wie viel Thieren oder Pflanzen können unsere Dichter reden, ohne unverständlich oder niedrig zu werden? Wie viele von den Erscheinungen der todten Natur sind nicht gänzlich aus der Zahl nachahmbarer Objekte bey uns ausgestrichen, weil sie weder recht genau gekannt werden, noch edle Nahmen haben, noch bey dem Leser diese schon vorläufige Kenntniß der Sache finden, ohne welche die beste Beschreibung für ihn bloße Wörter sind? Andere werden noch in unsere Nachahmungen aufgenommen, aber wir schildern sie nicht nach unsern eigenen Beobachtungen, sondern nach Begriffen, die wir von andern und großentheils von alten Dichtern überkommen haben. Sehr wenige sehen die Natur so, wie sie innerhalb ihres eignen Gesichtskreises liegt, und wie sie deßwegen von einem Bezirke zum andern abwechselt. Den Beschreibungen der Alten sieht man es an, daß sie auf der Stelle sind gemacht worden; alles schickt sich nur auf ihr Land, ihre Menschen, ihre Geschichte. Selbst jede ihrer Erdichtungen hing auf gewisse Weise mit der Wahrheit zusammen. Unsere Erdichtungen gehen in die weite Welt hinaus, und sehen dem einen Lan-

de, der einen Epoche so ähnlich, wie der andern. Wir richten uns bloß nach den allgemeinen Gesetzen der Natur; sie weit mehr nach den Verfassungen und Denkmählern ihres Volks.

Aus dem, was wir bisher gesagt haben, wird sich erklären lassen, was die Simplicität heiße, die man den ältesten Schriftstellern als einen ihnen eignen Charakter zuschreibt, und die, wie man vorgibt, die größte Schwierigkeit für den Uibersetzer derselben in eine unsrer Sprachen ausmacht. Diese Simplicität ist nichts anders, als die zusammengefaßte unentwickelte Empfindung aller der Verschiedenheiten zwischen der Art, wie wir die Sachen sehen und ausdrücken, und zwischen der ihrigen. Ungefähr folgende Stücke sind einige von den Ursachen dieser Empfindung. Sie schildern alle Arten von Gegenständen, seltene und gemeine, bekannte und fremde: wir sind gewohnt, nur gewisse Gegenstände der Beschreibung und Betrachtung werth zu halten. Sie gehn mit ihrer ganzen Absicht niemahls weiter, als uns das Bild der Sache, von der sie reden, zu überliefern: wir brauchen die Begebenheiten, die wir erzählen, die Objekte, die wir schildern, gemeiniglich nur als Gelegenheiten, eine Anzahl guter Ideen, die wir in unserm Kopfe gesammelt haben, anzubringen. Sie legen niemahls in den Ausdruck einen größern Reichthum von Gedanken, als der in dem Gegenstande selbst liegt: wir haben fast immer noch außer der Absicht, der Ima-

gination des Lesers ein gewisses Bild vorzustellen, die zweyte, in seinem Verstande gewisse Betrachtungen zu veranlassen. Sie suchten geringscheinende Gegenstände, wenn sie ihnen auf ihrem Wege aufstießen, nicht durch feine Nebenzüge, durch veranlaßte Anwendungen derselben, durch bewirkte kleine Verhältnisse mit erheblichern, wichtig zu machen: bey uns wird der gute Schriftsteller in diesem Falle immer eine Art von Kunstgriff gebrauchen, uns noch an etwas anders denken zu lassen, als was er geradezu sagt. Sie nahmen allen ihren Stoff fast durchgängig aus der Geschichte ihres Landes, und noch dazu aus einer gewissen Epoche derselben; sie erfanden niemahls ganz neue Subjekte, sondern setzten höchstens zu den alten einige neue Umstände hinzu; alle ihre Fabeln haben auch deßwegen einen gemeinschaftlichen Charakter: wir haben in den unsrigen mehr Mannigfaltigkeit, weil sie ganz von unsrer Wahl abhängen. Sie suchten in ihren Gemälden nur Wahrheit, nicht Abwechselung; und wenn deßwegen in dem Laufe der Begebenheit dieselbe Sache wieder vorkam, so scheuten sie sich nicht, sie auf dieselbige Art zu sagen: wir sind mit der Richtigkeit noch nicht zufrieden, oder wir opfern auch wohl einen Theil derselben auf, wenn nur unsre Neubegierde unterhalten wird; das immer Veränderte in den Vorstellungen ist für unsre Seelen, deren übrige Triebfedern schon zum Theil abgenutzt sind, ein nothwendiger Reiz geworden, wenn

sie uns gefallen sollen. Sie richten sich in der Umständlichkeit ihrer Schilderungen nicht nach der Rangordnung, die unser Stolz oder auch der Mißbrauch gewisser Sachen unter den Gegenständen gemacht hat: bey uns werden nur wenige ausführlich gezeigt, andere kommen nur berührt wieder, noch andere müssen wir mit einer Decke überziehen, die sie geheimnißreicher und anziehender zugleich machen. Sie fassen in ihrem Ausdrucke alles das in Eins zusammen, was in der Empfindung der Seele nur als einfach vorkömmt: wir sondern das alles von einander ab, und drücken es einzeln aus, was der Verstand Mannigfaltiges in dieser Empfindung wahrnimmt. Ihre Vorstellungen gehen sehr auf das Einzelne, und bestimmen jeden Theil der Sache, wenn ihr Anblick geschildert werden soll; sie halten sich bloß an das Allgemeine, und geben nur überhaupt die Gattung an, wenn ihre Kräfte und Gesetze berührt werden: wir hingegen geben von den sichtbaren Veränderungen nur ungefähre schwankende Bilder, von den geistigen genaue zergliederte Begriffe.

Aus dem Haufen dieser Verschiedenheiten wollen wir noch besonders zwey herausheben.

Erstlich: Alle alte Gedichte der Griechen sind eine Art von Denkmählern, die zwar nicht die genaue Wahrheit und die wirkliche Geschichte enthalten, aber doch etwas ihr Aehnliches überliefern. Alles, was ihre Dichter von ihren Göttern und

Helden erzählen, so unwahrscheinlich es auch seyn mag, wenn es mit der Natur der Dinge und des Menschen überhaupt verglichen wird, bekömmt doch eine Art von Glaubwürdigkeit, wenn man es mit der Natur und der besondern Geschichte des Landes vergleicht. Das System ihrer politischen und gottesdienstlichen Einrichtungen, viele unleugbare Facta der folgenden Zeiten, viele fortdauernde Spuren der ältesten Periode hängen auf gewisse Weise mit den Fabeln der Dichter zusammen, und scheinen dieselben vorauszusetzen. Zwischen der wirklichen und der mythologischen Geschichte war doch ein gewisses Band, das, wenn es nicht der letztern die Glaubwürdigkeit erwarb, ihr wenigstens mehr Interesse gab, und sie ungefähr zu eben dem machte, was unsere Hypothesen in der Naturlehre sind, zu Voraussetzungen, aus denen sich Umstände und Begebenheiten, die wirklich erfolgt sind, erklären lassen. Die Dichtkunst scheint sich bey allen Völkern, die ihre Ausbildung nicht von andern bekommen haben, ihre Götter und Helden und die ehrwürdigsten Zeiten ihres höchsten Alterthums zugeeignet zu haben. Wie Homer und Sophokles auf den trojanischen Krieg so kömmt David immer auf die Ausführung aus Aegypten und den Untergang der Aegypter zurück.

Nothwendig aber mußte das, was wir zu unsern Zeiten als die Absicht der Dichtkunst ansehen, durch diese eingeschränkte Wahl ihrer Subjekte zum

Theil vernichtet, zum Theil in einen bloßen Nebenzweck verwandelt werden. Die Personen wurden weder gut noch böse von den Dichtern gewählt; sie wurden so genommen, wie sie jedermann glaubte. Die geheimen Triebfedern der unsichtbar wirkenden Kräfte sprachen den Dichter davon frey, die Bewegungsgründe und Veranlassungen unter den sichtbaren Kräften und ihren bekannten Gesetzen aufzusuchen. Die Begebenheit im Ganzen ward schon als bekannt und geglaubt vorausgesetzt; es wurde also nicht mehr gefragt, ob sie habe geschehen können: nur das, was nach dieser Voraussetzung in den einzelnen Theilen der Handlung hatte erfolgen können oder müssen, nur das war dem Dichter übriggelassen, nach seiner Kenntniß von Natur und Wahrscheinlichkeit zu bestimmen. Das Principium war die Uiberlieferung, aus diesem durfte nur richtig gefolgert werden. — Die moralischen Zwecke also Thorheiten zu verspotten, oder Tugenden zu empfehlen, oder Wahrheiten zu lehren, fanden bey Leuten nicht Staat, die nicht einen eignen Stoff bearbeiteten, sondern einen solchen, welcher das Eigenthum der Nation geworden war. — Ihre Fabeln waren eben deßwegen einfacher, nicht bloß weil sie das Einfache liebten, weil ihr Genie fruchtbarer war, aus sehr wenigen Zufällen eine Menge interessanter Reden und Handlungen herauszuziehen; sondern vornehmlich, weil ihnen diese Fabeln so einfach waren überliefert worden, weil es Fabel-

waren, die man nicht zum Vergnügen erdichtet hatte, sondern die nach und nach durch unmerkliche Zusätze und Abänderungen aus der ersten Tradition waren gebildet worden. — Uiberhaupt muß alles das, was von einem einzigen Kopfe in der Absicht hervorgebracht wird, zu unterrichten oder zu rühren, einen ganz andern Charakter haben, als was so zu sagen das Resultat von tausend Köpfen, und der Zusammenfluß von Ideen und Meinungen einer noch ganz incultivirten Nation ist.

Für uns ist dieses Band, das die dichterische Welt mit der wirklichen zusammenhing, zerrissen, die Erdichtungen oder selbst die Geschichten, die die Dichter bearbeiten, können auf uns keine andere Beziehung haben, als die ihnen zukommen, in so fern es menschliche Begebenheiten sind, wir müssen also nothwendig von einer andern Seite den Eindruck verstärken, der ihnen von der einen abgeht. Unser Verstand und unser Herz sind dem Vergnügen verschlossen, das dem Griechen die Thaten seiner ältesten Helden, durch seine ältesten Weisen beschrieben, machen mußten; aber beyde stehen immer noch dem Vergnügen offen, das mannigfaltige und lebhafte Ideen oder gesellschaftliche Neigungen in ihnen erregen. Unser Dichter muß nothwendig mehr Absichten sich vorsetzen, als sein Werk unmittelbar ankündigt.

Bey der Bildung unserer neuen Dichtkunst ist ein Streit von entgegenwirkenden Ursachen merklich. Durch die Bewunderung, die man für die Alten

hatte, wurde man zu der Nachahmung derselben gezogen, man suchte, so viel man konnte, sich in ihre Zeit und Umstände zu versetzen, ihre Denkungsart anzunehmen, und sah die Aehnlichkeit mit ihnen für das höchste Verdienst eines Werks an. Durch die Veränderungen hingegegen, welche unterdessen in Sprache und Religion und Wissenschaften und sogar Aberglauben vorgegangen waren, wurde diese Nachahmung zum Theil unmöglich. Man konnte nicht mehr völlig sich in den Gesichtspunct setzen, aus dem die Alten die Dinge angesehen hatten, oder man kam immer von Zeit zu Zeit wieder zu dem seinigen zurück. So vermischten sich die Farben des Antiken und des Modernen; Begriffe, die ihre Gegenstände nur in jener Zeit hatten, mit einer Ausführung derselben, die nur auf die unsrige paßte.

Und diese Nachahmung mußte nothwendig mehr auf den äußern Bau, auf die Wahl der Verzierungen, auf die Form des Werks gehen, als auf das innere Wesen desselben. Man überliefert uns die Alten als Muster der Vortrefflichkeit, die das Zeugniß aller Jahrhunderte für sich haben. Aber diese Vortrefflichkeit nehmen wir anfangs nur auf Treu und Glauben an, und weit eher, als wir sie durch uns selbst in ihren Werken zu finden im Stande sind. Denn die Sprachen, in denen sie geschrieben sind, erfordern ein langes Studium; und wenige gelangen dazu, sie bis auf den Grad zu kennen, daß das Lesen des Originals auf sie denjenigen un-

mittelbaren Eindruck des Vergnügens macht, nach welchem wir ohne weitere Regeln von dem Vorzuge eines Werks urtheilen können. Dasjenige, wovon dieser Eindruck abhängt, liegt in der That bey den Alten wie bey den Neuen weit weniger in dem was sich durch allgemeine Regeln sagen, erklären und finden läßt, als in der unnennbaren Richtigkeit und Malerey des Ausdrucks; in tausend Kleinigkeiten, die so in das Innere der Sprache verwebt sind, daß nicht der Verstand, sondern nur das Gefühl sie bemerken kann. Man darf sicher aus der Schwierigkeit, die es kostet, sich ein solches Gefühl zu erwerben, und der Menge der Bewunderer, die dem unerachtet die Alten haben, schließen, daß der größte Theil es nur aus einer falschen Scham ist; sie fürchten durch einen öffentlichen Widerspruch gegen die allgemeine Meinung sich den Verdacht eines üblen Geschmacks oder eines Mangels an Kenntniß zuzuziehen.

Was also von den Alten am meisten nachgeahmt wurde, was sich bey ihnen auf etwas Allgemeines und Deutliches bringen, in Regeln abfassen, in ein System vereinigen ließ, das ist ihre Geschichte, ihre Maschinen, ihre Metaphern, der Gang ihrer Epopee, ihres Trauerspiels; ihrer Ode, ihre Erklärungen der natürlichen Phänomene, ihre politischen Gesinnungen (z. B. ihre ausschließende Hochachtung für die Tapferkeit und für die Ehre ei-

nes Kriegers), ihre Anzeichen und Prophezeihungen, u. s. w. —

Im Einzelnen hingegen, in der Ausführung behalten die Werke der Neuern, so sehr sie sich auch mit dem Geiste der Alten mögen genährt haben, doch immer das Gepräge eines Jahrhunderts, das immer weniger und weniger sinnlich wird; dessen Imagination sich immer weiter von der bloßen Zusammensetzung von Bildern entfernet, und unter der Aufsicht der Philosophie nur an der Verschönerung allgemeiner Ideen arbeitet. Das System der Alten war rein, einfach, ganz allein durch ihre eignen Umstände bestimmt; das unsrige ist vermischt, zusammengesetzt, der Abdruck zweyer verschiedenen Gestalten des menschlichen Geschlechtes zugleich.

Es ist eine bekannte Anmerkung, daß es sehr wenig schön gesagte Gedanken gibt, die nicht etwas Falsches enthielten, die nicht, um schön zu werden, etwas hätten müssen übertrieben werden. Man muß entweder das in der vollkommensten Allgemeinheit ausdrücken, was nur auf einige Fälle paßt, oder man muß den höchsten Grad nennen, wo nur ein niedrigerer vorhanden ist. Ideen, die nur einige Verschiedenheiten haben, müssen durch die Verbergung ihrer Aehnlichkeiten zu einem vollkommnen Kontraste erhöht, andere, die sich nur in einigen Merkmahlen ähnlich sind, zur vollkommnen Uibereinstimmung gebracht werden. Man untersuche einmahl die glänzendsten Ideen aus den besten philo-

sophischen Dichtern unsers Jahrhunderts, aus den Philosophen selbst, die aber zugleich schön schreiben wollen, und frage sich, ob die Sache genau immer so sey, wie sie sie vorstellen? ob es nicht oft eben so viel Ausnahmen als Fälle gebe, die unter die Regeln passen? ob nicht etwas von der Wahrheit habe verschwiegen oder verfälscht werden müssen, um die Vorstellung stark und neu zu machen?

Diese vorsetzliche Unwahrheit in den Gedanken, die ihren Ausdruck reizender macht, würde ich zu einem unterscheidenden Charakter der Neuen machen, und hingegen das Matte, und wie es scheint Kraftlose im Ausdrucke, mit einer genauen Wahrheit verbunden, zum Charakter der Alten.

Wenn zum erstenmahl ein beobachtender Geist eine Verbindung der Dinge, eine gewisse Folge von Ursachen und Wirkungen, eine Aehnlichkeit oder Verschiedenheit unter den Gegenständen, gewisse Regeln in den Operationen des Menschen und der Natur entdeckt hatte; so war die Neuheit dieser Erfindung schon genug, den Ausdruck auffallend und stark zu machen. Ich begreife recht wohl, warum gemeine Gedanken, Sentenzen, die jetzo in dem Munde unserer Kinder und unsrer Diener sind, in den ersten Zeiten einem Manne den Titel eines Weisen erwerben konnten; denn in der That solche Gedanken und Sentenzen sind alles, was uns die philosophische Geschichte von den meisten der ersten Weisen aufbehalten hat. Ein solcher Gedanke war

von

von großem Werthe, als er das erstemahl aus der Hülle der einzelnen Erfahrungen herausgezogen, und mit allgemeinen Worten noch richtig und bedeutend abgebildet wurde. Es gehörte ein hoher Grad von Scharfsinn dazu, diese ersten Grundsätze, auf die noch durch keine vorhergehenden allgemeinen Begriffe die Seele geführt wurde, der Natur selbst abzulernen. Man denke nur, wie schwer es uns jetzt noch wird, jetzt, da wir einen so großen Vorrath von erklärten zergliederten Ideen haben, deren Ausdrücke wir nur auf eine neue Art zusammensetzen dürfen, um das Eigenthümliche unsrer eignen Ideen auszudrücken; wie schwer es uns dem unerachtet noch wird, ein Gefühl, das wir ohne Anweisung oder Beyspiel, bloß durch die Verbindungen und Umstände unsers eignen Lebens bekommen haben, bis zu der Deutlichkeit zu erhöhen, daß es sich mit Worten verständlich ausdrücken und mittheilen läßt. Und man wird begreifen, welches in der That die Größe eines Geistes seyn mußte, der, ohne diese Hülfsmittel, seine Sprache zum erstenmahl zu dem Ausdrucke solcher ihm eignen Erfahrungen bringen, und die Form finden mußte, in welcher seine Idee kenntlich blieb. Aber mehr brauchte es auch alsdann nicht, sie verständlich zu machen. Bey uns hingegen ist diese erste Anzahl von Ideen schon durch tausend Köpfe gegangen, von allen gedacht, gesagt, und etwas berührt worden. Einen großen Theil davon lernen wir schon an der Brust unsrer Mütter,

oder auf dem Arme unsrer Wärterinnen. Unser Umgang, unsre Bücher, alles erfüllt uns mit solchen Grundsätzen und Bemerkungen, und macht uns mit ihnen so bekannt, daß wir sie anfangen geringe zu schätzen. Ihnen also mehr Leben und Stärke in unsrer Seele zu geben, müssen sie durch den Ausdruck erhöht, geschärft, verfeinert werden. Wenn man die Bilder und Ideen seines Kopfes für das Vergnügen eines Fremden zurichten will, so muß man sie dem andern nicht bloß mittheilen, denn er hat die meisten derselben schon, und er würde sie also als ein Geschenk, das man ihm mit seinem Eigenthume machen wollte, verachten; sondern man muß ihm zugleich eine ausgebreitetere Nutzbarkeit derselben, einen größern Umfang von Fällen, die er darunter zusammenfassen kann, eine größere Mannigfaltigkeit von darin verborgenen Vorstellungen zeigen, als er bisher in ihnen wahrgenommen hat. Was man feine Gedanken nennt, sind gemeiniglich solche, wo außer der ersten offenbaren und deutlich ausgedrückten Verbindung der Ideen, noch eine andre verstecktere bloß angezeigte Verhältniß derselben unter sich oder mit gewissen Gegenständen gemeint ist. Starke Gedanken sind die, wo mannigfaltige Wirkungen unter eine einzige Ursache, viele Fälle unter eine Regel, viele Ideen unter einen einzigen Ausdruck gebracht werden. —

Wir finden einen großen Theil dieser Anmerkungen durch eine Art von Originalen bestätigt,

die aus den alten Zeiten zu uns gekommen sind; ich meine die Stücke der alten hebräischen Poesie. Hier sehen wir eine andre Natur, andre Meinungen, andre Begebenheiten, eine andre Verfassung eben so ungehindert auf den Geist des Dichters wirken. In der That sind auch die Werke, die er hervorbringt, eben so originell, eben so seinem Volke und Lande angemessen, als die Werke der Griechen den ihrigen. Nur ist hier die Denkungsart noch antiker, die Einbildungskraft noch geschäftiger, der Bilder noch mehr, der abstrakten Begriffe noch weniger, und diese noch schwankender; die Sprache nicht bloß allegorisch, sondern zum Theil noch hieroglyphisch; noch mehr Feuer und Enthusiasmus in der Beschreibung der sichtbaren Natur; noch weniger Kenntniß des innern Menschen, seiner Fähigkeiten und Neigungen; die Ideen noch alle mehr einzeln, alle gleichsam noch einfache Erschütterungen der Empfindung, ohne bemerkte Verhältnisse; aber alle diese Gegenstände immer in Beziehung auf die Religion; der ganze Stoff der Dichtkunst durch die beständige Verbindung mit einer Gottheit belebt und veredelt, und zwar einer Gottheit nach dem würdigsten Begriffe, den sich je der menschliche Geist von diesem Wesen gemacht hatte.

Auch diese Dichter haben wir nachzuahmen angefangen. Aber wir können uns in der That noch weniger in ihre Zeit und in ihren Geist versetzen. Einmahl sind der Denkmähler selbst zu wenig. Nur

eine lange und häufige Lectüre kann endlich aus der Menge dunkler verworrener Begriffe, die jedes Stück einzeln von dem Charakter einer solchen alten Zeit zurückläßt, ein klares Ganze machen. Uiberdieß wenn Sprache und Verfassung schon zu weit von uns entfernt sind, so geht der Unterschied der Denkungsarten und das Eigenthümliche der Alten bis zum Unverständlichen; wir haben nur ungefähre, nur ungewisse Vorstellungen, wo wir von unsern gewöhnlichen zu weit abgehen sollen.

Alles also, was von den Alten und Neuen ist gesagt worden, gibt uns zusammengenommen folgende Charaktere von beyden:

Die Alten waren Originale, weil sie nichts anders als die Natur selbst zum Muster hatten. Diese Natur war ihr Gegenstand nach allen ihren Theilen. Sie beobachteten ihre Erscheinungen in den verschiedensten Classen; kein Theil der Dinge, keine Verrichtung des Menschen war ihnen völlig fremd oder verächtlich. Aber sie kannten auch von der Natur nichts als die Oberfläche, und sorgten für nichts weiter. Ihre Sprache war dazu gemacht, sinnliche Bilder auszudrücken, und ihr Geist hatte wenig andre. Selbst die reinen Ideen des Verstandes erschienen noch unter körperlicher sichtbarer Gestalt. — Ihr Stoff war nicht das Werk ihres Witzes, sondern eine Folge ihres Zustandes, und also genau mit ihm übereinstimmend. Das Gefallen war nicht ihre Absicht. Ihre Werke sind die Wirkungen

eines sich selbst gelassenen Geistes, der in seinen Operationen nur von der Natur der Dinge und seinem Instincte geleitet, dieselben durch keine freywilligen Entwürfe und Absichten in ihrer Richtung verändert.

Die Neuen können in den meisten Fällen nicht mehr Originale seyn, — nicht nur weil schon so viel vor ihnen ist gesagt, schon die ersten sichtbarsten Phänomene der Natur ihnen sind weggenommen worden, sondern vornehmlich, weil sie sich eher mit den Beschreibungen als mit den beschriebenen Gegenständen bekannt machen, und eher die Begriffe von den Dingen als ihre Bilder bekommen. — Die Natur hat den Augen jedes menschlichen Geistes eine eigene Struktur gegeben, damit die Natur sich anders in ihnen abbilden soll. Aber wir verschließen sie, und lassen uns dafür erzählen, was andere vor uns gesehen haben. — Wo wir also noch original seyn können, das ist in den feinern Beobachtungen innerer Eigenschaften und Einrichtungen des menschlichen Geistes, der Denkungsart, der Sitten. — Die Gegenstände der Nachahmung sind weit eingeschränkter. Ein Theil ist unbekannt, ein anderer verächtlich geworden. — Aber diese wenigen kennen wir besser, und haben sie mehr durchdrungen. Unsere Sprache ist für abstrakte Begriffe gemacht, und unser Geist hat ihrer weit mehr als Bilder. Wenn Verstandsideen durch Bilder ausgedrückt werden, so ist es nicht mehr Bedürfniß, son-

dern Zierrath; es ist nicht mehr die einzige, sondern eine uns fremde Art sie zu denken. — Wir wählen unsern Stoff; unsre eignen Umstände können uns nichts weiter als Bemerkungen des Einzelnen zur Ausführung verschaffen. — Unser Zweck ist das Vergnügen unserer Leser und unser Ruhm. — Die Werke unsrer Zeit sind Denkmähler von dem, was der menschliche Geist nach Absicht, mit Bewußtseyn und durch sich selbst hervorzubringen im Stande ist. —

Vermischte Anmerkungen

über

Gellerts Moral, deßen Schriften überhaupt, und Charakter.

Unsere Absicht ist, das Andenken eines vortreflichen Mannes und unsers Freundes zu erneuern, indem wir zugleich von dem letzten Geschenke reden, das er uns und dem Publiko gemacht hat.

Wer Gellerten kannte, mußte schon voraussehen, was das Eigenthümliche dieser Moral seyn würde. Er konnte keine tiefsinnigen Untersuchungen über die ersten Triebfedern unsrer Natur und die ersten Gründe von Verbindlichkeit erwarten: aber er konnte wissen, daß er die Religion zum Grunde der Moral gesetzt; daß er die einzelnen Tugenden sorgfältig erklärt; ihre Bewegungsgründe auf die eindringendste Art eingeschärft; die Mittel zu ihrer leichtern Ausübung aus der Erfahrung geschöpft; daß er durchgängig Eifer für die Religion, Zärtlichkeit für die, welche er belehrte; daß er in den Begriffen Deutlichkeit ohne mühsame Zergliederungen, und Ordnung ohne strenge Methode; daß er im Vortrage Anmuth und Beredtsamkeit,

den rührenden Ton väterlicher Ermahnungen und die eindringende Stimme eines tugendhaften Freundes finden würde. Wer dieß in diesem Werke sucht, der findet es gewiß, und er wird Gellerten darin erkennen.

Wir haben schon oft, dünkt uns, das Urtheil gehört und gelesen: daß diese Moral kein System sey. Wir sollten denken, wenn ein System eine Reihe von Wahrheiten ist, die zusammenhängen, und davon die vorhergehenden zum Verstande oder zum Beweise der folgenden angewandt werden, so ist dieß ein System. Denn die wichtigsten Pflichten sind entweder ausdrücklich, oder bey Gelegenheit abgehandelt, die allgemeinen Grundsätze sind vorausgeschickt, die besondern Tugenden aus diesen Grundsätzen hergeleitet.

Wenn der Leser, welcher den Schriftsteller kennt, ihn selbst handeln gesehen, ihn reden gehört hat, wenn ein solcher Leser überhaupt die Schriften des Mannes besser versteht; wenn er sich viele Stellen durch die Geberde desselben, durch seine Mienen, durch sein ganzes Betragen besser zu erklären weiß, oder sie rührender und eindringender findet, so muß es bey dieser Moral vorzüglich Statt finden. In der That sehen wir bey gewissen Stellen das Bild dieses ehrwürdigen Mannes wieder vor uns; wir denken uns sein leidendes aber liebreiches Gesicht, wir hören den Ton seiner Stimme, wir erklären, wir verstärken uns alles, was wir

lesen, indem wir uns das hinzudenken, was seine Worte nicht auszudrücken vermochten, was aber in seiner ganzen Person, und noch mehr in seinem Umgange und seinem Leben sichtbar wurde. Könnten wir doch diese Empfindung unsern Lesern mittheilen! könnten wir das Bild, das von ihm in unserer Einbildungskraft dasteht, zergliedern, ohne es zu zerstören, um auch dem Verstande unsrer Leser einige Züge davon kenntlich zu machen! Aber auch das unvollkommenste Bildniß eines solchen Geistes und eines solchen Herzens muß immer noch ein einnehmendes Gemälde geben, wenigstens muß es eine reizende Arbeit für den Maler seyn; und warum sollen wir nicht auch etwas auf unser eignes Vergnügen rechnen dürfen?

Wenn in einem schönen Körper es irgend ein besonderer Zug, ein einzelner Theil ist, der ihn schön macht: so ist es dem Maler leicht, zu treffen. Aber wenn die Schönheit nicht in der ausnehmenden Vortrefflichkeit eines Gliedes, sondern in der guten Bildung aller Theile, und in der Uibereinstimmung derselben liegt: dann wird es schwer, das, was man bey dem Anblicke auf einmahl empfunden hat, durch einzelne Züge nach und nach wieder darzustellen. Das letztere ist der Fall, wenn man den eigenthümlichen Charakter des Gellertschen Geistes schildern will. Seine Talente waren gewiß groß, aber sie waren nicht groß durch den ausnehmenden Grad einer einzigen Fähigkeit, sondern durch die Verei-

nigung und die mittlere Proportion aller. So mußten die Talente eines Mannes seyn, dessen Schriften das Verdienst haben sollten, das Abbt den Gellertschen zuschreibt, von seiner ganzen Nation gelesen, verstanden und geachtet zu werden; zu Aufklärung der niedrigsten und zur Verbesserung und Ergötzung der höchsten Classen beyzutragen. Nur durch diese feine Mischung der verschiedenen Erkenntnißkräfte kann die Natur einen Geist hervorbringen, dessen Werke vortrefflich seyn können, ohne über die Fassung des großen Haufens erhoben zu seyn.

Der Leser muß immer die Talente des Schriftstellers, den er verstehen, und der ihm gefallen soll, zwar in einem niedrigern Grade, aber doch in einem gewissen Maaße haben. Diejenige Art von Genie also, die, indem sie über andere erhaben ist, doch noch die meiste Aehnlichkeit mit ihnen beybehält; welche die Denkungsart am wenigsten verändert; diese wird auch den meisten brauchbar und ergötzend werden. Sobald in den Ideen oder im Ausdrucke eines Buches Witz, oder Scharfsinn, oder nachforschende Vernunft, ein sehr merkliches Uibergewicht über die übrigen Fähigkeiten haben, sobald wird es nur Eine Classe von Lesern geben, die an dem Buche Geschmack findet, und die es zu brauchen weiß. Es muß ebenfalls ein in seiner Art witziger Kopf, oder ein Philosoph einer niedrigern Stufe seyn, der alles das gewahr werden soll, was der höhere Witz und die tiefere Philosophie in

das Werk hineingelegt hat. Wenn aber die Vernunft die Zergliederung nur so weit treibt, als nöthig ist, die Begriffe, welche alle Menschen klar haben, vollkommen deutlich zu machen; wenn die Einbildungskraft ihre Bilder aus dem allgemeinen Vorrathe aller menschlichen Erfahrungen hernimmt, und sie nach den Regeln der natürlichsten, gewöhnlichsten Ordnung zusammensetzt; der Witz neue, aber keine sehr versteckte Aehnlichkeit aufsucht; und wenn alle diese Fähigkeiten in einer Sprache sich ausdrücken, die rein, anständig, gewählt, und doch nicht zu ausgesucht fremd und künstlich ist: dann wird das, was durch die Vereinigung so vieler sich im Gleichgewichte haltenden Kräfte ist hervorgebracht worden, auch einen sehr zusammengesetzten Eindruck auf die Seele der übrigen machen; es wird für jede Classe von Lesern eine Seite haben, die ihrem Kopfe und ihrem Geschmacke gemäß ist: und so wird es auch von allen Classen geschätzt nnd geliebt werden. Dieß, deucht uns, ist der Charakter der Gellertschen Schriften. Seine Fabeln sind das Buch der Nation geworden; man liest sie, wo man sonst nichts liest; jedermann versteht sie, findet den Scherz, woran er sich vergnügen, und die Wahrheit, die ihn bessern soll. Und ist nicht eben in diesen Fabeln dieses glückliche Gleichgewicht aller Gaben des Geistes am meisten sichtbar? Sie enthalten viel Wahrheit und Philosophie, sowohl Beobachtungen über die Dinge und Menschen, als Regeln, sie

besser zu machen: aber es sind solche, die jeder, sobald er sie hört, als bekannt ansehen, die jeder, auch wenn er kein großer Beobachter ist, durch seine eigne Erfahrung rechtfertigen kann. Die Erzählung ist lebhaft, voller Munterkeit und eines einnehmenden Scherzes: aber kein einziger witziger Einfall, den es Mühe kostete zu erklären; keine scharfsinnige Sentenz, deren verborgener Sinn erst durch einen ähnlichen Scharfsinn entdeckt werden müßte. Die Poesie des Styls ist in ihrer Art die vollkommenste, die seyn kann; kein Zwang, nicht die geringste Abweichung von der Richtigkeit des Sinns und der Genauigkeit des Ausdrucks um des Sylbenmaaßes willen, allenthalben die eigentlichsten Wörter, keine neugemachte Redensart, keine fremde Wendung, alles mitten aus dem gemeinsten Sprachgebrauche herausgenommen, lauter Ausdrücke, die jedermann, im Munde führt, und doch alle edel, ihrem Gegenstande angemessen, und in der Verbindung neu.

Uns dünkt, wenn man das Ding, was man Geschmack nennt, irgendwo zu suchen hat, so ist es eben nicht an den äußersten Grenzen des Genies, sondern in diesem Mittelpuncte, wo die verschiedenen Fähigkeiten, die in den Umkreis des menschlichen Geistes gehören, gleichsam zusammenstoßen, und sich in gleichen Proportionen vereinigen. Genie nähmlich soll irgend eine ausnehmende Größe der Geisteskraft, die in einem Werke sichtbar ist, und

Geschmack die Uibereinstimmung und Schicklichkeit aller Theile desselben anzeigen. Wenn nun jene Größe nicht sowohl darin besteht, daß das ganze System aller Fähigkeiten in gleichem Grade erweitert ist, als daß vielmehr nur Eine aus allen übrigen abgesondert, und einzeln unter ihnen gleichsam hervorgezogen worden: so wird der Theil des Werks, der gerade durch diese Fähigkeit sich bearbeiten läßt, vortrefflich, und vielleicht in einem höhern Grade vortrefflich werden, aber alle übrigen (und kein Werk von gewissem Umfange läßt sich in allen seinen Theilen nur durch dieselbe Fähigkeit bearbeiten,) alle übrigen werden ohne Vergleich schlechter seyn. Uiberdieß wird es an der Verbindung und dem gehörigen Verhältnisse der Theile fehlen; und eben in dieser gleichen Ausarbeitung aller Stücke und in der richtigen Zusammenfügung derselben liegt das Geschmackvolle. Man kann also wohl sagen, daß vielleicht kein teutscher Schriftsteller diese Eigenschaft so sehr seinen Werken mitgetheilt habe, als Gellert. Wenn seine Werke nicht alle von gleicher Vortrefflichkeit sind, so ist doch das Unanständige, Unschickliche in keinem.

Diesen so von Natur gleichsam gemäßigten Geist findet man gewiß auch in seiner Moral wieder. Die Grundsätze der Pflichten sind alle da, sind bis auf einen gewissen Grad entwickelt, aber sie sind nur so weit verfolgt, als sie ohne Mühe erklärt und verstanden, und ohne Streitigkeiten festgesetzt

werden können. Allenthalben findet man in den Abhandlungen der einzelnen Pflichten, daß der Verfasser ein Mann ist, der die Tugend kennt, weil er sie ausübt; daß er sich selbst erforscht, an sich selbst Versuche gemacht hat, wie man gut seyn könne, und seinen Lesern nicht bloß die Folge seiner Schlüsse, sondern die Sammlung seiner Erfahrungen mittheilt.

Diese Moral, sagt Gellert selbst, und seine Freunde wiederhohlen es, soll mehr für das Herz, als für den Verstand geschrieben seyn. Was dieses Versprechen für einen Sinn habe, zeigt die Art selbst, auf welche er es erfüllt hat. Es konnte unmöglich seine Meinung seyn, daß er rühren wollte, ohne zu unterrichten; denn wir sehen ihn ja in der That weit länger mit der Erklärung, als mit der Einschärfung der Pflichten beschäftigt. Er verlangt nicht die Neigungen zu bessern, ohne vorher die Meinungen und Grundsätze berichtigt zu haben; denn was ist denn der größte Theil seines Buchs anders, als ein Vortrag allgemeiner Wahrheiten? Also nur das konnte er meinen: einmahl, daß das Vermögen und der Eifer, die Pflichten auszuüben, nicht von einer philosophischen Kenntniß der Natur des Menschen und des Ursprungs der Pflichten abhange; zum andern, daß der Vortrag, der Styl, die Methode seines Buchs mehr auf die wirkliche Besserung, als auf den bloßen Unterricht abzielen sollte.

Wenn

Wenn ein Werk einen großen und guten Endzweck hat, und diesen Endzweck erreicht, so ist das Werk gut. Und kann es wohl einen bessern und höhern Endzweck geben, als den, die Schätze der menschlichen Weisheit aus den Händen der wenigen, die sie zuerst gesammlet und zum Theil bisher in verborgenen Gefäßen verwahrt haben, in die Hände des Volks zu bringen; mit einem Worte, den großen Haufen der Nation, selbst mit Vorbeylassung der Gelehrten und Weisern, zu erleuchten und zu veredeln? Wenn also Gellerts Moral auch weiter nichts thäte, als daß sie die Vorschriften und Bewegungsgründe der Moral, die lange bekannt, und vielleicht vollständiger und tiefsinniger abgehandelt sind, so vortrüge, daß sie nun nicht bloß auf den kleinen Haufen schon edler Seelen wirkten, die, um überzeugt zu seyn, nur Gründe, und um bewegt zu werden, nur den Anblick des Guten brauchen, sondern daß sie auch den Verstand und das Herz gemeiner Menschen einnähmen, die überredet und in Leidenschaft gesetzt seyn wollen, und die also bey ihrem Lehrer Beredtsamkeit fordern: wäre Gellerts Moral nicht immer noch eines unserer brauchbarsten Bücher? Und hätte es wohl diese Brauchbarkeit behalten, wenn die Erklärungen schärfer und kürzer, die Beweise strenger, die Untersuchungen tiefsinniger, der Vortrag wissenschaftlicher wäre? Jetzo mag vielleicht der Gelehrte und der Philosoph weniger neuen Unterricht daraus

schöpfen, vielleicht der Mann, der schon viel gedacht und gelesen hat, weniger Nahrung darinnen finden: aber die weit größere Anzahl vernünftiger, aber nicht gelehrter Hausväter und Hausmütter wird sich aus diesem Buche unterrichten und erbauen.

Unterdessen, wenn auch dieses Buch nicht eigentlich zur Bereicherung der Moral als Wissenschaft, sondern zur Ausbreitung derselben als eines gemeinschaftlichen Gutes der Menschheit bestimmt ist: so ist es doch gewiß auch für den aufgeklärten Leser noch lehrreich, wofern er nur das Gemeine von dem Leichtbegreiflichen zu unterscheiden, wofern er nur die Begriffe zu entwickeln weiß, deren Same in den Betrachtungen des Verfassers liegt. Ein Beyspiel davon müssen wir nothwendig anführen.

„Die Einbildungskraft, sagt Gellert, entzün„det die Leidenschaften, indem sie uns die genoßne „Lust, oder den erlittnen Schmerz, entweder grö„ßer vorstellt, als er war, oder allein vorstellt, „da er doch mit gegenseitigen Empfindungen ver„mischt war." Diese Anmerkung scheint alt und bekannt; aber die Ausführung derselben leitet auf Betrachtungen, die weniger bekannt, oder weniger bemerkt sind. Dieß nähmlich ist der vollständige Sinn dieser Regel. Vor jeder Begierde nach einem gewissen Vortheile oder Vergnügen geht die Vorstellung, und zwar eine bildliche Vorstellung, des vollkommnern und angenehmern Zustandes, in welchen wir uns setzen wollen, vorher. So denkt der, wel-

cher den Wein liebt, erst an das Vergnügen des Trinkens, ehe er nach der Flasche greift. Wäre nun in diesem Augenblicke das Bild von dem Uibel oder dem Schmerze, der aus der Befriedigung folgen wird, eben so lebhaft, so wäre die Begierde überwunden. Aber das Unglück ist, daß dieses Bild gemeiniglich schwerer für die Einbildungskraft, und oft unmöglich, immer aber unbestimmt und dunkel ist. Als in unserm Falle wäre es das Bild einer künftigen Krankheit, aber doch keiner gewissen, zu keiner gewissen Zeit; oder es wäre das Bild eines Menschen, der verachtet wird, oder der sich Vorwürfe macht; aber wie wenig sinnlich ist nicht dieses Bild? Also ist nur dieß Mittel wider die Leidenschaft, entweder der Einbildungskraft alle Arten von sehr lebhaften und ausführlichen Schilderungen, angenehmer oder verdrießlicher Gegenstände, zu verwehren, und nur deutlichen Uiberlegungen Platz zu lassen; oder ihr die Fertigkeit zu erwerben, sich beyde Arten von Bildern, die, welche der Leidenschaft, und die, welche der Tugend zu Diensten sind, gleich lebhaft vorzustellen. Denn, sich ein Vergnügen zu versagen, das man sich jetzt eben nach allen verschönernden Umständen vorstellt; oder eine Beschwerde zu übernehmen, deren finsteres Gemälde jetzt eben die Einbildungskraft einnimmt: das steht nicht in des Menschen Macht. Die Regel sagt also: Wer über seine Leidenschaften herrschen will, muß erst über seine Einbildungs-

kraft Herr werden; er muß denken können, was er will; muß durch den königlichen Befehl seiner Vernunft seine Aufmerksamkeit auf diejenige Sache und auf denjenigen Theil und Umstand der Sache richten können, der seiner Absicht gemäß ist. Das wird wieder andere Hülfsmittel voraussetzen, und unter diesen fallen die beyden folgenden am meisten in die Augen: 1) Man muß seinen Verstand und seine Einbildungskraft mit so viel wichtigen und einnehmenden Begriffen und Bildern anzufüllen suchen, als man kann. Man muß denken lernen. Nur alsdann kann die Aufmerksamkeit von einem Gegenstande abgezogen werden, wenn man einen andern gleich bey der Hand hat, der sie eben so stark beschäftigt. Wem bey jeder Sache eine Menge interessanter Gedanken und Bilder zu Gebothe stehen, der wird leicht den ersten Gedanken vertreiben können, dessen schädliche Wirksamkeit er kennt. 2) Man muß, ohne besondere Absichten, seiner Einbildungskraft nicht gestatten, auch die sinnlichen Objekte anders als im Großen sich vorzustellen. Wenn einmahl die Seele den Hang hat, ihre Gemälde bis auf die kleinsten Züge auszuführen, so wird ihre Begierde immer nur durch das Einzelne, nur durch Einen Gegenstand, nur durch Einen Umstand der Sache bestimmt seyn, und die Tugend geht aufs Allgemeine, umfaßt Alle Gegenstände, zieht Alle Umstände zugleich zu Rathe. Alles, was die Leidenschaft reizt, läßt sich so ganz umständlich vor-

stellen; aber die Ideen, die zur Tugend antreiben, sind die Ideen des Vaterlandes, der ganzen menschlichen Gesellschaft, der ganzen Natur, der ganzen Zeit, der Zukunft, die alle, entweder nur mit dem Verstande, oder nur durch einige große und allgemeine Züge der Einbildungskraft vorgestellt werden können.

Wir kommen wieder auf den Mann selbst zurück, von dessen Werke wir redeten. Wir haben keine besondere Nachrichten von seinen Lebensumständen. Wir kennen ihn nur aus seinen Schriften und aus seinem Umgange. Wir werden also nur wenig erzählen können; aber bey einem solchen Manne muß uns auch dieses Wenige viel zu denken geben.

Nichts ist schwerer zu bestimmen, als das Eigenthümliche eines gewissen Geistes, besonders wenn dieser ein großer Geist und noch mehr, wenn er ein Genie ist. Alle Vollkommenheiten des Geistes lassen sich auf gewisse Vollkommenheiten der Gedanken bringen; oder vielmehr, nur so viel Unterschiede und Vorzüge der Fähigkeiten und der Kräfte kennen wir, als wir Verschiedenheiten und Grade der Vortrefflichkeit in den Ideen finden. Den Charakter einer bestimmten Fähigkeit können wir also fast nicht anders angeben, als indem wir den besondern Ursprung, die Entstehungsart der Gedanken beschreiben, die dieser Fähigkeit eigenthümlich sind. Dieses geht nun alsdann an, wenn diese

Gedanken Folgen anderer Gedanken, mit einem Worte Wirkungen der Reflexion und des Nachdenkens sind. Aber wenn sie unmittelbar aus der Kraft der Seele zu entstehen scheinen, wenn sich die veranlassenden höhern oder frühern Ideen nicht finden, selbst von dem Menschen, der jene hat, nicht bemerken lassen: dann ist, so wie allenthalben, wo wir in unserer Erklärung der Phänomene nicht mehr Wirkungen aus Wirkungen herleiten können, sondern bis zur wirkenden Kraft selbst kommen, unsere Untersuchung zu Ende. Und gerade diese letzte Art vortrefflicher Gedanken ist es, die wir dem Genie zuschreiben; gerade die Quelle solcher Ideen soll dieß Wort ausdrücken, die nicht durch Fleiß nach und nach ausgebildet worden, sondern die aus dem Grunde der Seele plötzlich entsprungen sind.

Wenn wir also hier etwas erklären, und dazu Ursachen aufsuchen wollen: so dürfen wir uns in der Seele selbst nicht mehr darnach umsehen; sondern wir müssen die Umstände des Menschen zu Rathe ziehen; die Gegenstände, von denen er seine Begriffe bekommen, die Begebenheiten, durch welche er zur Aufmerksamkeit auf gewisse Begriffe bewogen worden. Dieß ist es, was Erziehung heißt.

Alles, was wir von der ersten Erziehung und dem frühern Unterrichte Gellerts wissen, ist bloß das, was sie mit der Erziehung und dem Unterrichte jedes andern jungen Gelehrten gemein hat. In diesem Alter wird der Jüngling, den die Natur zum

großen Manne bestimmt hat, wenn er nicht von reichen oder vornehmen Aeltern gebohren ist, wenig bemerkt. Und wenn er auch bemerkt würde: wer würde der Natur in dieser ihrer geheimen Werkstätte folgen können? wer würde unter der Menge wirklich gemeiner Vorfälle die wichtigen, welche eben so gemein scheinen, herauszufinden, und unter dem Haufen kindischer Uibungen, und oft verkehrter Arbeiten, diejenigen zu unterscheiden wissen, bey welchen das Genie des künftigen Mannes sich zuerst gezeigt hat?

Und in der That hat bey den wirklich großen Geistern diese erste Erziehung weit weniger Einfluß, als bey den übrigen. Eben weil sie eine eigenthümliche Form haben, so haftet die fremde schlechtere nicht, die man ihnen aufdrücken will, oder sie wird zu einer gewissen Zeit wieder abgeworfen.

Fast alle Menschen einer höhern Classe erinnern sich eines gewissen Zeitpuncts in ihrem Leben, in welchem sich ihre Denkungsart, ihr Charakter, ihre Schreibart ausnehmend geändert habe. Gellert wußte einen solchen Zeitpunct. Vielleicht würde also zu der Absicht, die wir haben, eine vollständigere Geschichte seiner ersten Studien unbrauchbar seyn.

So viel können wir aus der Vergleichung dessen, was er geworden ist, mit den Umständen, in denen er sich zuerst befunden hat, errathen, daß

die Vorsehung alles darauf angelegt habe, einen wirklich großen emporstrebenden Geist auf gewisse Weise niederzuhalten, um ihn gemeinnütziger zu machen. Man stelle sich einen fähigen und thätigen, aber doch schon ernsthaften und empfindlichen Jüngling vor, der erst die gewöhnliche Zeit in der Sklaverey, unsrer Schulen seufzt; dann seine akademischen Jahre in Dürftigkeit und Dunkelheit, unter Beschäftigungen, die ihm mißfallen, oder für die er nicht gemacht ist, zubringt; dann von seinen Umständen hin und her getrieben, von wenigen geschätzt, und noch von niemanden für das erkannt und zu dem aufgemuntert wird, wozu ihn die Natur bestimmt hat; der von dem beschwerlichen Geschäfte eines Privatlehrers, von einem Orte, wo er zu seiner eigenen Aufklärung und Verbesserung nichts thun konnte, mit nicht günstigern Aussichten wieder zu der Akademie zurückkehrt, und es für eine unerreichbare Glückseligkeit hält, auf dieser Akademie-Lehrer zu werden; der, da er anfängt seine Talente zu fühlen, und Männer zu finden, die ihm in der Ausbildung derselben beystehen können, durch die Dürftigkeit gezwungen wird, sein aufkeimendes Genie zu Arbeiten zu brauchen, durch welche es erniedrigt und in seinem Wachsthume verzögert wird; bey dem sich zeitig mit diesen niederschlagenden Umständen, eine Schwachheit des Körpers, und ein anhaltendes, wenn auch nicht heftiges, Leiden vereiniget: was kann man wohl natürlicherweise von

diesem Jünglinge erwarten? Wenn er nur einen geringen Grad von Kraft und Thätigkeit unter diese Umstände gebracht hat, so wird diese wahrscheinlicherweise verlöschen oder geschwächt werden, und sich in den alltäglichen Beschäftigungen eines Handwerksgelehrten verzehren. Ist es aber ein Mensch von edlerer Natur, von höhern Gaben, von größerm Feuer, so wird zwar der Flug des Geistes einigermaßen gehemmt, seine emporstrebende Kraft ein wenig zurückgehalten, vielleicht seine eigene Glückseligkeit mit seinem Stolze zugleich vermindert werden: aber es werden auch die Früchte dieses Geistes reifer und milder, seine Gaben mehr in den Schranken der Brauchbarkeit erhalten, sein Trieb zu Unternehmungen mehr zu einer stillen sanften Wohlthätigkeit herabgestimmt werden.

Vielleicht war es auch für Gellerten nützlich, oder es gehörte wenigstens dazu, seinem Kopfe und seinen Schriften ihren eignen Charakter zu geben, daß, wo er nicht Gottscheds Schüler war, er doch wenigstens die Werke und den Geschmack desselben herrschend fand, als er sich bildete. Wenn ein junger guter Kopf Schriftsteller vor sich findet, die mehr erhaben als schön, mehr stark als anmuthig zu seyn suchen; wenn der Geschmack der Zeit darauf geht, das Aeußerste zu versuchen, was die Sprache vermag; so ist er sehr in Gefahr, aus Begierde nach noch höherer Vollkommenheit, unnatürlich und schwülstig zu werden; wenigstens wird schwerlich

unter solchen Umständen ein Schriftsteller seyn gebildet worden, den alle Welt gelesen und genützt hätte. Wenn aber das Genie Leeres auszufüllen, wirkliche Mängel zu ersetzen, das Matte und Kraftlose zu beleben findet; wenn es nicht sowohl damit zu thun hat, das Gute zu übertreffen, als das Schlechte gut zu machen; wenn es seine Kraft, die sonst zu dem Erhabenen emporsteigen würde, dazu anwenden muß, sich aus dem Niedrigen und dem Gemeinen hervorzuarbeiten: dann wird, durch diese Verbindung seiner eignen Vortrefflichkeit mit den Mängeln seiner Lehrer und seiner Zeit, diejenige Leichtigkeit, Verständlichkeit, Simplicität hervorgebracht, die Gellerts Werke fast von allen nachfolgenden unterscheiden.

Das einzige Hülfsmittel, von welchem wir deutlich sehen, daß die Vorsehung es gebraucht hat, die Anlagen, die in seinem Geiste waren, auszuführen, sind die Freunde, die sie ihm in Leipzig zuführte, und mit denen er zugleich Mann und Schriftsteller wurde. Es ist merkwürdig, daß fast unter allen Nationen sich die guten Köpfe in Einem Zeitpunct zusammengefunden haben. Gellert wußte, was er diesen Freunden schuldig war. Er erinnerte sich mit Dankbarkeit und Vergnügen an die Strenge, mit der er von ihnen beurtheilt worden, an die Schüchternheit, mit welcher er ihnen seine Sachen vorgelegt, und an den kleinen Stolz, mit welchem ihr sparsames Lob ihn erfüllt hatte.

Richter über seiner Aufführung, oder seine Schriften zu haben, die man nicht so weit über sich setzet, daß ihr Rath ein Befehl und ihr Tadel ein Vorwurf würde, und die man doch auch so weit hochachtet, daß man ihr Urtheil für giltig hält, und zuweilen dem seinigen vorzieht; Freunde von gleichem Grade des Verstandes und von gleichen Absichten, die man nicht erst in seinem männlichen Alter sich erwirbt, als wo immer die neuentstandene Vertraulichkeit Behuthsamkeit und Schonung, und die Freymüthigkeit die Decke der Höflichkeit verlangt; sondern die man aus seinem Jünglingsalter mitbringt, in welchem man dreisten Widerspruch zu hören am leichtesten gewohnt wird: solche Richter, solche Freunde zu haben, ist zur Ausbildung und zur Besserung des Menschen gleich vortheilhaft. Die Correction, die in Gellerts Werken herrscht, hatte er gewiß diesen zu danken.

So weit können wir die Ursachen errathen, die auf die Denkungsart Gellerts einen Einfluß gehabt haben. Wir wollen jetzt sehen, was sie für Wirkungen hervorbrachten.

Sowohl seine natürlichen Kräfte, als seine erworbene Einsichten, hatten den eignen Charakter der Gemeinnützigkeit. Seine Wissenschaft und sein Genie, anstatt daß sie sonst den Mann, dem sie in einem vorzüglichen Grade eigen werden, von den übrigen gemeinern Menschen entfernen, dienten nur dazu, ihn genauer mit denselben zu vereinigen. Da

sie sonst oft nichts als eine Hochachtung auflegen, die immer mit einiger Eifersucht, und also mit einer Art von Widerwillen verbunden ist, so sollten sie bey ihm nur seiner Tugend Zutritt verschaffen. Sie leuchteten gleichsam vor ihm her, damit die Wirkung seines Charakters und seiner Menschenliebe sich auf mehrere erstrecken könnte.

Zu dem Ende mußten seine Einsichten am meisten auf das praktische Leben gerichtet, sie mußten nicht sowohl Wissenschaft als Weisheit seyn; er mußte weniger erlernte, als Erfahrungsideen, mehr richtige Beurtheilungskraft in einzelnen Fällen, als Tiefsinn zu allgemeinen Theorien besitzen; er mußte weniger Feuer in seiner Einbildungskraft, als Richtigkeit haben; er mußte in den Sachen mehr das Offenbare und Gemeinnützige ins Licht zu setzen, als das Versteckte und weniger Brauchbare zu finden wissen; sein Witz mußte nicht sowohl durch die Neuheit und das Außerordentliche seiner Verknüpfungen, als durch ihre in die Augen fallende Wahrheit gefallen.

Weit mehr Stoff zu seinen Erkenntnissen hatte Gellerten die eigene Beschäftigung seines Verstandes an den Dingen und Begebenheiten selbst verschafft, als das Lesen und der Unterricht; weit mehr Begriffe scheint er von der innern Empfindlichkeit seines Herzens, als von der Schärfe seiner äußern Sinne bekommen zu haben. Er hatte für keine der Künste, deren Schönheiten durch die letztern

beurtheilt werden, einen entschiedenen und sichern Geschmack. Aber das moralisch Gute und Böse in sich und in andern zu erkennen, dazu hatte er ein feines Unterscheidungsvermögen und ein sicheres Gefühl. Er war ein Beobachter, nicht in der Absicht, um die menschliche Natur überhaupt kennen zu lernen, sondern um seine eigne Besserung, auf die er weit früher und weit ernstlicher als die meisten Menschen bedacht war, durch die Kenntniß seiner Fehler zu befördern. Diese Beobachtungen sah er nicht als Erscheinungen an, die er aus allgemeinen Gesetzen der Natur erklären wollte, sondern er machte sie zu Maximen und Regeln, die er unmittelbar auf seine Person und seine Umstände anwenden müßte.

Demungeachtet zeigen seine Werke, daß er die moralische Welt auch in einem weitern Umfange kannte. Er kannte die Empfindungen, das Betragen, die Sitten, die Neigungen, die Ausdrücke der verschiedenen Stände und der verschiedenen Charaktere. Was er schildert, ist allemahl kenntlich, und das innerste Gefühl eines jeden Lesers stimmt damit überein. Er kannte die Leidenschaften vielleicht nur in ihren sanftesten Aeußerungen; aber er war auch um so viel weniger in Gefahr, durch das Gemälde derselben schädlich zu werden.

Seine Einbildungskraft war in der Epoche seines Lebens, wo er seine besten Werke schrieb, sehr wirksam, obgleich nicht heftig. Die Arbeit erfüllte

und beschäftigte alsdann seinen Geist völlig; er genoß das volle Glück, das ein Schriftsteller genießen kann, sich unter seinen eigenen Ideen selbst zu vergessen, und die Empfindung der Unannehmlichkeiten in der wirklichen Welt, durch die Vorstellung einer erdichteten, auszulöschen. So, wie Gellert, kann kein Mann erzählen, wenn nicht die Sache, die er erzählt, vor seinen Augen vorgeht; wenn er nicht mitten unter den Personen ist, die er sprechen läßt; wenn er sich nicht die Begebenheit so als eine gegenwärtige denkt. Aber man sieht auch, und er selbst bezeugte es, daß nicht sowohl eine außerordentliche plötzliche Anstrengung seines Geistes, als eine anhaltende gleiche Wirksamkeit, seine besten Stücke hervorgebracht habe. Er war immer gemäßigt, ruhig; vollkommen beschäftigt, aber nicht begeistert; er behielt also noch alle Besonnenheit, auf den vollkommensten Ausdruck, den richtigsten Reim und die strengste Correction zu denken. Uiberdieß wurde dadurch das ganze Kolorit seiner Gemälde sanfter, sein Spott unschuldiger, die Freude gelaßner. Es blieb alles in den genauesten Schranken der Moralität und der Kritik. Dagegen ermüdete sein Geist nicht sobald, er arbeitete oft an einer Fabel ununterbrochen mehrere Tage, änderte ohne ungeduldig oder unmuthsvoll zu werden, und verfolgte die Idee von Vortrefflichkeit, auch wenn es ihm zuerst fehlschlug, mit Standhaftigkeit und Muth.

Seine Imagination war, besonders in seinen letzten Jahren, mehr der traurigen Bilder fähig, weil selbst die traurigen Empfindungen die Oberhand hatten. Immer scheint das Wehmüthige, das Sanfte, mehr Eindruck bey ihm gemacht zu haben, als das Fröhliche und das Heftige. Er war oft und gern allein, und konnte ohne Bücher, ohne Umgang, und ohne mit neuen Werken umzugehen, sich lange mit seinen eignen Gedanken vergnügen; dieß kann man nur, wenn man entweder Tiefsinn oder Einbildungskraft hat. Die sanften Rührungen der Religion selbst, die er zu diesen Zeiten hatte, erfordern die Hülfe dieser Fähigkeit. Das Nachdenken über Gott kann die Seele in eine starke Thätigkeit setzen: aber sie wehmüthig machen, sie rühren, Freudenthränen hervorbringen kann es nur, wenn es mit gewissen Bildern vergesellschaftet ist. Er klagte in seinen spätern Jahren oft, daß diese Rührungen ausblieben, daß der Anblick der Natur, und die Feyerlichkeit gottesdienstlicher Handlungen, nicht mehr dasselbe Feuer der Andacht bey ihm errege. Aber in der That war er zu mißtrauisch gegen sich selbst, um die natürlichen Ursachen, die er sich von dieser Veränderung angeben konnte, zu glauben. Seine Uiberzeugung und sein Wille waren noch gleich lebhaft; aber seine Einbildungskraft, und die dunkeln Triebe, die damit zusammenhängen, waren geschwächt.

Sein Nachdenken und die Fähigkeiten, die den Philosophen ausmachen, waren bey ihm so, wie sie bey einem solchen Grade von Empfindungsvermögen und Einbildungskraft seyn können, und so, wie sie seyn müssen, wenn diese Kräfte zum Besten des Menschen und der Welt wirken sollen. Er hatte in seinen ersten akademischen Jahren die tiefsinnige spekulative Philosophie sehr geliebt, und mit Eifer getrieben. Aber in der That war es nur der Eifer eines an sich thätigen Geistes, der seinen wahren Gegenstand noch nicht gefunden hatte. Diese Philosophie hatte gewiß auf seine Schriften und seinen Charakter wenig Einfluß. Aber er machte sich selbst in der Folge eine andre; eine, die dem bloß gesunden Verstande aller Menschen näher kömmt; die in der Gesellschaft und in der Welt besser gebraucht werden kann; und die die Einbildungskraft nicht tödtet, sondern leitet. Sein Verstand war wirklich helle und durchdringend; er faßte leicht; brachte seine Begriffe geschwind aufs Reine und Klare; gab ihnen den kürzesten, gedrängtesten und klärsten Ausdruck; urtheilte mit Bestimmung und Genauigkeit, und wußte allemahl die Wahrheit, die er eingesehen hatte, einleuchtend zu machen. Eben weil er in jeder Sache nur auf das Große und Hauptsächliche sah, und weil er seine Betrachtungen nur im Ganzen darstellte, und sie nicht bis auf zu feine Theile zergliederte; eben deßwegen ist er von dem Großen, von dem Manne von Geschäften, die

bey-

beyde nur solche Betrachtungen fassen oder brauchen können, eben so sehr gelesen und geachtet, als von denjenigen Philosophen, die den Werth des gesunden Verstandes noch zu schätzen wissen.

Seine Kritiken sind seinen guten Schülern sehr nützlich gewesen. Er fand jede Unrichtigkeit in Gedanken und Ausdruck, sobald er sie finden wollte, und nur nicht für die Person zu günstig eingenommen war. Denn Wohlwollen konnte zuweilen sein Urtheil verführen, aber niemahls Haß.

Seine Kenntnisse, so weit sie durch Bücherlesen und Fleiß erlangt werden können, waren nicht sehr ausgebreitet; aber sie waren in derjenigen Classe, welche er sich gewählt hatte, vollständig, und für ihn, zum besten Gebrauche seiner Talente, hinreichend. Er war, besonders in den letzten Jahren seines Lebens, einer strengen und anhaltenden Aufmerksamkeit nicht fähig. Uiberdieß schränkten sich seine Absichten immer mehr auf seine moralische Vollkommenheit ein. Selbst die Beschaffenheit seines Geistes machte, daß nur wenig Bücher von ihm mit großer Begierde gelesen werden konnten. Dem Geiste, der selbst thätig seyn kann, wird es immer schwer, sich bloß von Andern beschäftigen zu lassen. Das Genie bringt lieber Ideen hervor, als daß es sich dieselben mittheilen läßt. Uiberdieß gibt die Lebhaftigkeit der Einbildungskraft und der Empfindung dem Menschen eine gewisse Unruhe, die sich mit dem stillsitzenden Fleiße des unermüde-

ten Bücherlesens wenig verträgt. Wenn aber Gelehrsamkeit so viel heißt, als ein aufgeklärter und bereicherter Geist; so hatte sie Gellert in dem vorzüglichsten Grade.

In seinen Schriften herrschet noch außer allen diesen Fähigkeiten eine so einnehmende Munterkeit, ein so lachender Scherz, eine bey aller Unschuld doch so fühlbare Spötterey, daß nothwendig in der ursprünglichen Anlage seines Geistes ein hoher Grad von Lebhaftigkeit gewesen seyn muß, weil sie, auch nachdem sie durch das Nachdenken gemäßigt und durch Krankheit geschwächt worden, sich noch so merklich äußern konnte.

Die Gabe, die dazu gehört, vortreffliche Verse zu machen, genau zu beschreiben, ist vielleicht mehr, als irgend ein Philosoph vermag; diese Gabe, nur den Ausdruck des Gedankens zu suchen, und doch zugleich den Reim und das Metrum zu finden. Gellert besaß diese Gaben, wenn irgend einer unserer Dichter, und vielleicht hat nichts zu dem großen und allgemeinen Aufsehen, das seine Fabeln machten, mehr beygetragen. Es war eine seltsame und in Teutschland noch unerhörte Erscheinung, Verse zu lesen, wo alles so gesagt war, wie man spricht, und doch alles edel und einnehmend, und alles zugleich im Sylbenmaaße und Reime richtig. Es ist gewiß, daß die Poesie, wenn sie diese Vortrefflichkeit erreicht, einen weit größern Eindruck macht, als die Prose. Sogar das Vergnügen,

welches der Reim macht, ist alsdann kein verächtliches Vergnügen mehr. Und wir glauben, daß, obgleich ein gewisser Zeitpunct im menschlichen Leben und in der menschlichen Gesellschaft kömmt, wo man überhaupt gegen Verse gleichgiltiger wird, doch die Fabeln Gellerts zu denen wenigen gehören, die zu allen Zeiten und in jedem Alter mit Vergnügen werden gelesen werden.

So groß aber auch Gellert als Schriftsteller und Dichter ist, so ist er gewiß nicht bloß als Schriftsteller und Dichter so sehr geschätzt worden, als er es war. Diese ganz allgemeine Verehrung, die er genoß, dieser Enthusiasmus, dessen unsre Nation für Dichter und Schriftsteller so wenig fähig zu seyn scheint, und der in allen Ständen und an allen Orten für die Person Gellerts herrschte; dieser sein Ruhm, der nicht bloß im Beyfalle, sondern in Liebe bestund, ist gewiß mehr eine Wirkung seines Charakters als seiner Gaben. Für den Freund der Tugend ist dieß eine herrliche Erscheinung. Sie zeigt, was die Tugend unter den Menschen vermag; sie beweist, was bey Beobachtung einzelner Personen zweifelhaft werden könnte, daß die Menschen den Werth moralischer Vortrefflichkeit kennen, und, wo sie nicht durch Vorurtheile gehindert werden, die Rechtschaffenheit, mehr als irgend einen andern Vorzug, für den eigentlichen Gegenstand der Hochachtung halten.

In der That wäre Gellert für seine Freunde und für sein Land immer ein merkwürdiger Mann, wenn er auch kein großer Schriftsteller gewesen wäre. Derjenigen Menschen, die es zu dem Hauptgeschäfte des Lebens machen, gut zu seyn, und Gutes zu thun, dieser Menschen gibt es noch zu wenig, als daß wir nicht aufmerksam werden sollten, wenn wir so glücklich sind, auf dem Wege unsers Lebens einen derselben anzutreffen. Die Grundfeste dieses Charakters war die Religion; und nur die Religion kann einen solchen Charakter hervorbringen.

Nur der Mann kann immer rechtschaffen handeln, der das immer für nützlich erkennt, was recht ist. Das ist nun in vielen Fällen schon aus den nähern und sichtbaren Verbindungen, in welchen der Mensch steht, und aus den nächsten Folgen seiner Handlungen einleuchtend. Solche Tugenden werden also von dem Verständigen, auch ohne Religion, ausgeübt werden können. Aber in noch mehrern, und gewiß in den schwersten Fällen, erhellt die Nutzbarkeit der tugendhaften Handlung erst, wenn sich der Mensch mit der ganzen Natur der Dinge, und also zugleich mit ihrem Urheber in Verbindung setzt; wenn er sich die ganze Zukunft, und also zugleich das Wesen denkt, in dessen Verstande allein diese Zukunft vorhanden ist, und durch dessen Willen sie bestimmt wird.

Der menschliche Geist muß Begierden, einen Endzweck, wornach er strebt, Triebfedern haben, die ihn in Bewegung setzen. Wenn man ihm nun die kleinen eingeschränkten Endzwecke des Eigennutzes und der Eitelkeit nehmen will, so müssen andere Gegenstände, andere Absichten an deren Stelle treten; aber dieser andere Gegenstand kann nur Gott, diese andere Absicht kann nur Vollkommenheit, das heißt Tugend, seyn. Alle Dinge können nur diese doppelte Beziehung auf uns haben: die Beziehung, nach der sie unsere äußern Vortheile, Bequemlichkeiten oder Ergötzungen vermehren; und die Beziehung, nach der sie unser Wesen vollkommner machen. Zu der ersten Beziehung brauchen wir den Gedanken von Gott nicht. Die Sinne lehren uns zuerst diese Wirkungen jedes Gegenstandes; die Vernunft sagt sie uns, nach einigen Erfahrungen, zuvor; und alles, was wir dabey mehr oder anders thun als diese Thiere, ist, daß wir diese Vortheile auf einem längern Wege suchen. Die Gegenstände aber in der zweyten Beziehung anzusehen, und durch diese Beziehung bewegt zu werden, dazu gehört das lebhafte Bewußtseyn von der Gegenwart und dem Einflusse Gottes. Ohne den Begriff von Gott wissen wir nichts von einer innern Vortrefflichkeit unsrer Natur, weil eben die Betrachtungen, die uns lehren, was vollkommner Geist sey, uns darauf führen, daß es einen vollkommensten geben müsse; und ohne die Uiberzeugung von dem Ein-

flusse Gottes über die Welt und uns, können wir uns diese Vortrefflichkeit nicht als einerley mit Glückseligkeit, nicht als einen Gegenstand unsrer Begierde vorstellen.

Diese Gesinnungen herrschten in Gellerts Seele; aber sie waren auf eine besondere Art bestimmt, weil er sie ganz durch den Glauben an die Offenbarung bekommen hatte. Bloße Vernunftschlüsse und Betrachtungen über die Natur der Dinge wirkten bey ihm weder eine so feste Uiberzeugung, noch so tiefe Rührungen, als die Lehren, die er aus der heiligen Schrift schöpfte. Es ist gewiß, daß wir zuerst aus diesem Buche die Wahrheiten als Uiberlieferungen bekommen, die unsere Vernunft in ihrer folgenden Reife in eigne Einsichten verwandeln kann; es ist auch gewiß, daß der Eifer derjenigen, welche diese Wahrheiten, durch ihr ganzes Leben, aus diesem Buche schöpfen, gemeiniglich größer und brennender ist, als der Eifer der Andern, die diese Einsichten brauchen wollen, ohne auf ihre Quelle zurückzugehn; weil diese nur durch das Gewicht der Wahrheit können gerührt werden, jene aber noch das äußere Ansehen einer göttlichen Uiberlieferung dieser Wahrheiten hinzuthun.

Gellert glaubte von ganzem Herzen alle Lehren unserer Religion. Diese Anhänglichkeit an die Wahrheit, die bey vielen Menschen aus eben den Ursachen entsteht, aus welchen sie die Irrthümer

und Vorurtheile nicht ablegen, weil sie sie sehr früh bekommen und im Alter niemahls darüber nachgedacht haben, entstund bey Gellerten aus dem herrschenden Grundsatze der Pflicht, und dem bescheidenen Gebrauche seiner Vernunft. Der Grundsatz der Pflicht machte, daß alle Beweise bey ihm mehr galten, wenn sie auf Festsetzung irgend einer Verbindlichkeit abzielten; daß er schon zum voraus geneigt war, jede Wahrscheinlichkeit anzunehmen, die Lehren der Gottseligkeit bestätigte; und daß er selbst in den kleinsten Theilen des Gebäudes seiner Religion, deren Hauptwerk ihm so unendlich wichtig war, keine Aenderung wollte gemacht wissen. Der bescheidene Gebrauch seiner Vernunft machte, daß er die Nachforschungen entweder nicht dahin zu treiben sich erlaubte, wo die Schwierigkeiten anfangen; oder daß er die einmahl empfundene Gewißheit mehr bey sich gelten ließ, als alle nachfolgende Zweifel.

Was aber noch mehr werth ist, als der bloße Glaube an gewisse Lehren: Gellert machte aus der Religion die vornehmste Triebfeder seiner Thätigkeit. Seine Betrachtungen in der Einsamkeit, seine Gespräche in der Gesellschaft, sein Unterricht in seinen Lehrstunden, seine Schriften, seine Briefe, seine Arbeiten und seine Erhohlungen, alles war mit dem Geiste dieser Religion erfüllt, alles hatte die Absicht, ihre Kraft bey ihm selbst zu verstärken, oder ihren Einfluß bey andern auszubreiten,

Nur in einer nicht gemeinen Seele kann irgend ein allgemeines Principium so herrschend werden, daß es auf alle Umstände und Zeiten des Lebens einen Einfluß habe; und nur bey einem vortrefflichen Herzen kann dieß Principium die Religion seyn.

Von Jugend auf scheinen die unangenehmen Empfindungen, nicht die, welche Zorn, sondern die, welche Traurigkeit erregen, bey Gellerten geherrscht zu haben. Sein körperliches Leiden fing zeitig an, und seine dürftigen Umstände dauerten lange. Dieser Theil des Temperaments unterstützte und bestimmte manche Tugend; und wenn er einige Mängel hervorbrachte, so waren es solche, die nur ihm den Genuß seiner Verdienste raubten], nicht solche, die die Wirksamkeit derselben verhinderten.

Das beständige Gefühl von Schwachheit oder von Schmerz hat die natürliche Wirkung, daß es den Muth schwächt, das Gemüth mit der Idee von künftigen noch größern Uibeln erfüllt, und dem Menschen ein Mißtrauen gegen seine Kräfte und gegen seinen Werth beybringt. Gellert hatte in der That eine Kraft in der Seele, die, wenn sie sich bey außerordentlichen Gelegenheiten auf eine kurze Zeit sammlete, ihn getrost und beherzt machte. Er redete mit den Königen ohne Schüchternheit; er fürchtete den Tod weit mehr in seinen leichtern Zufällen, als in seiner letzten Krankheit.

Aber in dem gewöhnlichen Laufe seines Lebens, wenn ihn nichts zu einer außerordentlichen Anstrengung aufforderte, beunruhigten ihn auch kleine Uibel; und er erschrack vor Schwierigkeiten, zu deren Uiberwindung er nur Entschließung gebraucht hätte.

Diese Furchtsamkeit entfernte ihn, auf der einen Seite, von allen Arten weitläuftiger Unternehmungen, tödtete seinen Ehrgeiz, führte ihn mehr auf sich selbst zurück, und vermehrte also seine persönliche Vollkommenheit, indem sie eine Menge andrer Bestrebungen, die ihn von seiner Besserung zerstreut haben würden, verhinderte; auf der andern ließ sie ihn nicht zu dem Grade der Heiterkeit der Seele und der Fröhlichkeit kommen, die die Belohnung der Tugend seyn soll.

Die Aufmerksamkeit auf sich selbst hat, sie mag auf den Körper oder auf die Seele gerichtet seyn, bey beyden ähnliche Wirkungen; und gemeiniglich sind beyde Arten der Aufmerksamkeit verbunden, weil sie beyde aus einer gemeinschaftlichen Quelle entspringen. Im Körper entdecken wir durch eine solche Achtsamkeit immer kleine Unordnungen, und in der Seele kleine Fehler, die wir unter den Zerstreuungen der Lustbarkeiten oder der Geschäfte nicht würden bemerkt haben. Man genießt alsdann weder seiner Gesundheit, noch seiner Tugend, weil man durch das, was in Unordnung ist, weit mehr beunruhigt, als durch das, was gesund und un=

tadelhaft ist, vergnügt wird. Gellert hatte diese doppelte Aufmerksamkeit; und er wurde auch wirklich auf diese Weise durch sie beunruhigt. Es fehlte ihm an dem Muthe, der vor einem Fehler eben so wenig, als vor der Anlage zu einer Krankheit erschrickt, die Besserungsmittel braucht, und den Ausgang erwartet. Wenn dieses ruhige Bestreben nach seiner Besserung zur gegenwärtigen Glückseligkeit des Menschen mehr beyträgt; so ist vielleicht das ängstlichere mit einem größern Eifer verbunden.

Die Furchtsamkeit machte ihn zugleich sehr bescheiden. Kein Gelehrter, kein Schriftsteller ist wohl mehr geneigt gewesen, andern einen Vorzug vor sich zuzugestehen. Er schätzte die Vollkommenheiten beynahe am höchsten, die er nicht besaß; er zog die Gelehrsamkeit dem Genie vor. Er war niemahls ein Nebenbuhler irgend eines Menschen gewesen. Auf der Laufbahn, in der er sich befand, und in welcher unglücklicher Weise Neid und Eifersucht so leicht entstehen, weil viele um einen gemeinschaftlichen Preiß streiten, hätte er gern jeden sich zuvorkommen gesehen; und nur durch einige Gewalt war er so weit hervorgezogen worden. Er wußte zwar, daß der Stand gegen persönliche Eigenschaften in keine Betrachtung kömmt; und wie wäre es möglich, daß ein Mann von seinem Geiste anders urtheilte? Aber demunerachtet waren ihm diese Verhältnisse in der bürgerlichen

Gesellschaft, als Einrichtungen der göttlichen Vorsehung, so wichtig, und er war zugleich so geneigt, jeden Anspruch eines andern, jedes Vorrecht gelten zu lassen, daß er auch dem bloßen Stande eine ausnehmende Ehrerbiethung und Achtung bewies. Er war überhaupt weit mehr geneigt, sich allen einmahl gemachten Einrichtungen der Welt, des Staates, oder seines Standes, zu unterwerfen, und von ihnen den besten Gebrauch zu machen, als sie, wo er sie auch für fehlerhaft erkannte, zu ändern. Die Personen, die über ihm waren, hielt er gemeiniglich auch für weiser und einsichtsvoller, als sich. Die Obrigkeit, die Gewalt über ihn hatte, sah er fast immer als eine gerechte und gütige Obrigkeit an. Vielleicht hatte er gegen solche Verbesserungen, die ohne große Aenderungen nicht geschehen können, allzuviel Mißtrauen, und von der Güte der Anordnungen, die schon verhanden sind, einen zu vortheilhaften Begriff. Aber eben der Gehorsam gegen alles, was den Anschein von Gesetz und Pflicht hatte, eben die Unterwerfung seiner eignen Einsichten und Neigungen unter alle göttlichen und menschlichen Vorschriften, welche auf seinen ganzen übrigen Charakter so viel Einfluß hatte, brachte auch diese vielleicht zu weit getriebne Behuthsamkeit hervor.

Seine sinnlichen Begierden waren von Natur mäßig. Seine Krankheit hatte ihm eine strenge Enthaltsamkeit aufgelegt; und seine Gottesfurcht

machte ihn geneigt, lieber eine unnöthige Verleugnung zu übernehmen, als sich der nothwendigen zu weigern. Er forderte zu den Bequemlichkeiten und zu den Zierrathen des Lebens nur wenig. Und in der That ist Eitelkeit gewiß die Leidenschaft, die ein großer Geist am ersten unter die Füße tritt. Denn es ist unmöglich, daß die Seele mit etwas Großem und Gutem sich abgeben, oder daß sie mit wichtigen Gedanken und Absichten erfüllt seyn kann, wenn ihr noch der Unterschied der Kleider und des Hausgeräthes wichtig scheint. Bey Gellerten konnte nur die Gewohnheit, nicht die sinnliche Begierde, eine Art neuer Bedürfnisse erzeugen. Er verlangte keine Sache prächtig oder sehr bequem; aber er verlangte sie so, wie er sie immer gehabt hatte. Er veränderte daher in seinen Umständen und Einrichtungen wenig. Und so wie dieß in der That das Zeichen einer ruhigen und gesunden Seele ist, so ist es doch zuweilen eine Hinderniß der Verbesserung seiner Umstände.

Da er von den Vorzügen oder Vergnügungen, die man für Geld haben kann, einen so geringen Theil verlangte, so bedurfte er auch keiner großen Einkünfte. So mäßig die seinigen auch bis an sein Ende waren: so hatte er doch auch diese nicht gesucht; und sie reichten nicht bloß für ihn zu, sondern seine Mäßigkeit konnte noch einen guten Theil davon zu Wohlthaten bey Seite legen. Keine kräftigere Stütze kann die Tugend und Religion haben,

als die Gleichgiltigkeit gegen Rang und Vermögen. Diese Gegenstände, wenn sie einmahl in der Seele Eindruck gemacht haben, verlangen eine viel zu anhaltende Geschäftigkeit, bringen viel zu viel andre Leidenschaften ins Spiel, als daß der Seele Kraft und Zeit sollte übrig bleiben, für die Rechtmäßigkeit jener Handlung und für ihre innere Vollkommenheit zu sorgen. Uiberdieß müssen wir auf dem Wege zu diesen Absichten nothwendig eine Menge Menschen finden, die sich uns widersetzen, und die wir mit Gewalt oder List bey Seite schaffen müssen, wenn es uns durchaus daraum zu thun ist, jene Absichten zu erreichen. Denjenigen können wir durchaus nicht lieben, der uns in der Erreichung unsrer Absichten verhindert. Haben wir nun solche Absichten, in denen wir gestört werden, und welche wir beynahe nur erreichen können, insofern wir andre darin stören: so müssen wir über lang oder kurz hassen oder gehaßt werden. Die ganze Welt ist ein Schauspiel dieses Krieges.

Menschenliebe aber und Gütigkeit, die letzte Frucht der Tugend, und das Werkzeug, durch welche sie zum Besten der Welt wirksam wird, war eine der sichtbarsten Eigenschaften in Gellerts Charakter. Er that von einem geringen Vermögen viel Gutes: aber er leistete noch weit mehr persönliche Dienste; und persönliche Dienste sind immer die bessern Wohlthaten. Er war sehr geneigt, andre für gut anzunehmen, von denen er nichts Böses

wußte, und leicht geneigt, in denjenigen alles für vortrefflich zu halten, in welchen er einige vortreffliche Eigenschaften gefunden hatte. Da er an sich die moralische Güte mehr als seine Gaben schätzte, so beurtheilte er auch andrer Werth mehr nach ihrer Tugend, als nach ihrem Verstande. Und freylich ist es, bey einem nicht beständigen Umgange, leichter, in der ersten, als in der andern Absicht hintergangen zu werden. Für seine ersten und ältesten Freunde hatte er wahre innere Zärtlichkeit; für die übrigen, die er in spätern Jahren bekommen hatte, Achtung und Diensteifer. Zu seinem Umgange gehörten nur wenige, und weil das Ungewohnte ihm immer einige Anstrengung kostete, nur dieselben Personen.

Sein Beyspiel und sein Rath hielten eine Menge junger Leute, die ihm näher bekannt worden waren, von Ausschweifungen zurück, und gewöhnten sie zur Arbeitsamkeit und Ordnung. Seine Briefe hatten den Einfluß seiner Wohlthätigkeit noch viel weiter ausgebreitet. Aus sehr entfernten Gegenden wendete sich der Nothleidende, der Betrübte, der Zweifler, der Geängstete, oder der Unentschloßne an ihn; und er that, was er vermochte, einem jeden Beystand oder Beruhigung zu verschaffen. Diese Arbeiten füllten einen großen Theil seiner Zeit aus; und ob er gleich zuweilen darüber, als über eine Beschwerlichkeit klagte, so ist es doch gewiß, daß diese Beschäftigung, die dem jetzigen Gra-

de seiner Kraft gerade angemessen war, und ihm dabey die angenehme Aussicht öffnete, wohlgethan zu haben, einen großen Theil seiner geheimen Glückseligkeit ausmachte, die jeder Mensch genießt, ohne sie selbst recht gewahr zu werden.

Er haßte gewiß niemanden; er verachtete niemanden: und wenn er in seinen letzten Jahren nicht mehr der Ergießungen einer lebhaften Zuneigung, oder einer innigen Zärtlichkeit fähig war: so kam dieses entweder daher, weil er von allen denen Freunden entfernt lebte, mit denen sein Herz in den Zeiten seiner vollen Empfindlichkeit sich vereinigt hatte; oder weil er überhaupt in allen seinen Neigungen gemäßigter und dem Anscheine nach kälter geworden war.

Sein Ansehen, mit der Liebe verbunden, die er einflößte, hat einen glücklichen Einfluß auf die Akademie gehabt, auf der er lehrte. Sein Lob und seine Freundschaft haben manchen jungen Kopf erweckt und muthig gemacht; sein Rath und seine Vorsorge das Glück vieler würdigen jungen Männer gegründet.

Seine persönlichen Eigenschaften hatten ihm diejenige Art von Ansehen und Einfluß gegeben, die die schätzbarste Oberherrschaft unter den Menschen ist. Er vermochte viel, weil er sehr geliebt wurde, und nur immer das forderte, was der, von welchem er es forderte, billigen mußte.

Ein Mann von solchen Gaben und von solchem Charakter ist immer ein Geschenk für seine

Nation. Und wirklich hat die unsrige Gellerten vieles zu danken. Seine Schriften sind immer die ersten Schriften, und an vielen Orten noch die einzigen, welche gelesen werden. Seine Fabeln unterrichten unsre erste Kindheit, und ergötzen und erbauen unser männliches und hohes Alter. Seine meisten Schriften ziehen den Leser durch ihre Schönheit an sich, und sie bessern ihn, indem er sich bloß zu vergnügen gedenkt. Seine geistlichen Lieder sind wirklich das erste Erbauungsbuch, welches zu dem Privat- oder öffentlichen Gottesdienste eines verständigen Mannes gschickt ist. Schon mancher Nothleidende hat sich mit demselben getröstet; schon mancher Sterbende sich den Tod erleichtert.

So lange die Teutschen ihre jetzige Sprache verstehen, werden sie die Gellertschen Schriften lesen; diese Epoche kann ihre Grenzen haben: aber den Gellertschen Charakter werden die Menschen verehren, so lange sie die Tugend kennen; und diese Zeit ist unbegrenzt.

Einige Gedanken
über
das Interessirende.

Erster Theil.

Unsre Aufmerksamkeit, die gewöhnlicherweise unter mehrere Dinge vertheilt ist, oder schnell von einem Dinge zum andern übergeht, kann zuweilen auf einen einzigen, oder eine Anzahl verbundner Gegenstände, so zusammengebracht werden, daß wir des übrigen Theils der Dinge, die auf oder in uns wirken, vergessen; sie kann zuweilen auf diesen Gegenständen so festgehalten werden, daß wir eine beträchtliche Zeit lang mit keinen andern Gegenständen abwechseln. Dieses Zusammenhalten und dieses Aufhalten unsrer Aufmerksamkeit bey Einem Gegenstande erfordert allemahl eine außerordentliche Kraft, die dieses bewirke; entweder die Kraft des Menschen selbst, oder die Kraft der Dinge, von denen er gerührt wird. Im ersten Falle heißt seine Aufmerksamkeit Anstrengung; die Sache, worauf sie gerichtet ist, ein Geschäfte, und die Handlung Arbeit. In dem andern ist es entweder die bloße Stärke und Gewaltsamkeit des Eindrucks, oder es ist die bestimmte Art desselben, welche unsre Aufmerksamkeit fesselt. Jenes ist Zwang, und der Schmerz ist es nebst allem, was Schmerzen droht, der auf

diese Weise die Seele wider ihren Willen auf sich aufmerksam macht. Dieses ist der sanfte Zug, mit welchem das Vergnügen, oder allgemeiner, alles, was mit unserm Zustande, unsern Gedanken und unsern Neigungen in einem besondern Zusammenhange steht, das Auge unsers Geistes von andern Gegenständen abwendet und auf sich richtet.

Alle die Gegenstände, oder die Arten sie vorzustellen, welche, ohne unsre freywillige Anstrengung, vermöge des Wohlgefallens, das sie in uns erregen, sich unsrer Aufmerksamkeit bemächtigen und dieselbe stätig machen, diese, glauben wir, soll das Wort interessant von andern Arten der Gegenstände unterscheiden; — es soll die Dinge ausdrücken, welche auf eben die Weise und vermöge eben der Triebfedern uns nach ihren Vorstellungen begierig machen, wie das uns aufmerksam macht, was zur Befriedigung unsers Eigennutzes etwas beytragen kann.

Dieser Unterschied zwischen der Aufmerksamkeit, deren Urheber wir selbst sind, und zwischen der, die das Werk der Gegenstände ist, fällt bey den gemeinsten Verrichtungen des Lebens in die Augen. Gesetzt, man lese ein Werk der Genealogie oder Diplomatik. Es kann seyn, daß wir mit unsrer ganzen Aufmerksamkeit lesen: aber wir sind uns auch dabey der Mühe bewußt, die es uns kostet, der Zerstreuungen, die wir alle Augenblicke abwehren, des Widerstandes, den wir andern mehr

reitzenden Ideen, die sich eindringen wollen, leisten müssen. Nicht die Sachen, die wir lesen, erhalten die Seele in ihrer Richtung auf dieselben, sondern unsre Begierde zu lernen, unsre Pflicht, oder die Absicht, wozu wir die Nachrichten brauchen; wir werden nicht angezogen, wir selbst stellen uns zu der Sache hin, und zwingen uns dabey zu bleiben. In diesem Falle werden wir nimmermehr sagen, daß das Buch interessant sey; wir werden nur sagen, daß wir fleißig arbeiten. Gesetzt aber, ein anderes Werk, das wir ebenfalls aus Pflicht oder Zwang zu lesen anfingen, enthalte Geschichte, Schilderungen, Reden, die uns, indem wir fortfahren, unsrer ursprünglichen Absicht, warum wir lasen, nach und nach uneingedenk machen, und uns bloß mit den Sachen selbst beschäftigen, die wir in jedem Augenblicke erfahren; gesetzt, die Begierde, die anfangs nur auf einen entfernten Endzweck, und auf das Lesen als auf ein Mittel gerichtet war, gehe nun auf den Inhalt des Buchs selbst, wir lesen nunmehro bloß, um zu wissen, was gesagt und was folgen wird, ohne weiter an einen Gebrauch zu denken: so werden wir alsdann zwar auch noch höchst aufmerksam seyn, vielleicht aufmerksamer als zuvor, aber wir werden uns keiner Bemühung mehr bewußt seyn, unsere Aufmerksamkeit zu erhalten; die Kraft, die der natürlichen Beweglichkeit der Seele Einhalt thut, wird nicht mehr unser Entschluß, sondern der Eindruck der Gegenstände seyn.

Das Buch, sagen wir alsdann, fängt an uns zu interessiren. — Noch ein anderer Umstand unterscheidet diese beyden Arten der Aufmerksamkeit; und gerade ist der eine Umstand das, was man bey dem Worte Interessiren denkt. Nähmlich, wenn ich bloß durch meinen Vorsatz in einer bestimmten Reihe der Dinge mit meinen Gedanken bleibe: so stehe ich in jedem Augenblicke nur bey dem Gliede der Reihe still, das jetzt gegenwärtig ist, und bekümmere mich um die künftigen nicht; ich schließe die Reihe, sobald mein Vorsatz erreicht, oder die Zeit der Arbeit geendigt ist, ohne mich im geringsten wegen dessen, was folgen wird, zu beunruhigen. Wenn ich hingegen, durch die anziehende Kraft der Gegenstände selbst, diese Reihe durchlaufe: so bin ich mit meiner Aufmerksamkeit immer schon ein wenig vor der gegenwärtigen Idee voraus; ich verlange nach den folgenden Gliedern, indem ich die gegenwärtigen betrachte: und ehe die Reihe nicht bis ans Ende, oder bis an einen Unterbrechungspunct kommt, werde ich nicht ruhig aufhören können. — E i n S c h a u s p i e l o d e r e i n R o m a n i n t e r e s s i r t m i c h, und, i c h b i n n a c h d e m E r f o l g e b e g i e r i g, sind gleichbedeutende Redensarten; und es ist das sicherste Zeichen, daß ein dramatischer Dichter seinen Endzweck zu interessiren erreicht hat, wenn er den Zuschauer in ein Verlangen und eine unruhige Erwartung der Zukunft setzt. Der Grund dieser Verschiedenheit ist,

dünkt uns, dieser. Die Begierde der Seele geht eigentlich immer auf etwas Künftiges. Geht sie nun nicht auf die Sache selbst, mit der man sich beschäftigt, sondern auf eine Absicht, die außerhalb derselben liegt, und bloß durch sie erreicht werden soll: so ist außer dem gegenwärtigen Theile der Sache nichts, als diese Absicht, uns in den Augen. — Hingegen, wo die Begierde auf die Dinge selbst geht, mit denen wir unsere Aufmerksamkeit beschäftigen, da sind es eigentlich die folgenden Theile der Dinge, auf die sie gerichtet ist, denn die gegenwärtigen werden schon genossen; und eben diese Befriedigung, die das Gegenwärtige der Seele gewährt, richtet ihren Blick gegen das Zukünftige, um neue Befriedigungen zu suchen.

Also alles das interessirt uns, was uns durch den Eindruck des Wohlgefallens, den es auf uns macht, ohne unsern Vorsatz aufmerksam und nach der Fortsetzung und der Folge begierig erhält.

Alles Wohlgefallen entspringt entweder aus dem, was unsere Kraft zu denken beschäftiget, oder aus dem, was unsre Empfindungen erweckt. Alles, was mit uns auf gewisse Weise zusammenhängen, und uns mit sich vereinigen soll, muß entweder Gedanken, oder es muß Neigungen erregen, so wie sie zu unsrer Natur und zu unserm Zustande passen. Wer uns interessiren will, muß uns viel zu denken geben, oder uns in Affekt bringen.

Zuerst also von dem Interesse, das die Dinge

und ihre Schilderungen haben können, insofern sie Vorstellungen erregen.

Das Wohlgefallen, das wir an gewissen Gedanken finden, beruhet auf unserer Wißbegierde, oder auf dem Triebe, unsere Kräfte zu äußern. Unserer Wißbegierde gefallen alle die Reihen von Gedanken, die entweder überhaupt der Seele Wahrheit und Kenntniß, oder die ihr besonders solche Kenntnisse, solche Begriffe geben, welche eine besondere Beziehung auf ihren ehemahligen oder gegenwärtigen Zustand haben; und dieser letzte Reiz ist stärker, und bekömmt oft allein den Nahmen des Interessirenden. Unserm Triebe zur Geschäftigkeit gefallen alle die Vorstellungen, die reich und doch leicht zu fassen, neu und doch klar sind, stark und schnell und doch mit Ordnung abwechseln.

Wir wollen diese Triebfedern des Interessirenden stückweise durchgehen.

Wir haben gesagt, die Wißbegierde werde durch Wahrheit und Kenntniß gereizt. — Einige dieser Wahrheiten und dieser Kenntnisse wirken vermöge ihrer innern Kraft, bloß als Theile von Wissenschaft, entweder der allgemeinen, welche alle Menschen suchen, oder der besondern, auf welche sich gewisse Menschen legen. Andere wirken vermöge gewisser Beziehungen, die sie auf den Menschen durch seine besondern Umstände bekommen haben. Jene wenden sich bloß an den

Verstand, diese ziehen auch schon gewisse kleine Leidenschaften mit ins Spiel, die sie befriedigen, oder denen sie Nahrung verschaffen. In der Beschreibung einer Reise, die nach dem Nordpole unternommen worden, die Gestalt der Erde zu untersuchen, wird durch die Figuren und Rechnungen nur die Wißbegierde des Mathematikers gereizt; dieß ist das Interesse einer besondern Wissenschaft. Aber das Resultat dieser Figuren und Rechnungen, ob die Erde oval oder eingedrückt sey, dieß erregt die Neubegierde aller; dieß ist das Interesse der Wissenschaft überhaupt. Die Schilderung der Sitten und der Lebensart der Einwohner des Nordens, die in dieser Reisebeschreibung vorkommen könnte, würde von noch mehrern mit Theilnehmung und Begierde gelesen werden; nicht bloß, weil sie dadurch neue Einsichten bekämen, sondern noch mehr, weil sie dabey viele Vergleichungen mit ihren eigenen Umständen anstellen könnten, durch die schon vorher gefaßte Begriffe und schon daseyende Neigungen wieder erweckt und beschäftigt werden würden. Dieß ist das Interesse, welches aus allgemeinen Beziehungen der Dinge auf uns entsteht. Vielleicht liest diese Reise ein Mann, der von dem Nordlichte eine Theorie gemacht und ein Buch darüber geschrieben hat, und dem würde nichts wichtiger seyn, als was von besondern Beobachtungen dieses Phänomens, oder von

neuen Erklärungen desselben gesagt würde, weil dieß durch die Begierde, seine Meinung bestätigt zu sehen, oder die Furcht, sich widerlegt zu finden, von wichtigen Folgen für ihn wäre. Dieß ist das Interesse, das aus besondern Beziehungen der Dinge entsteht. Endlich der Theil, der die Gefahren beschriebe, welche die Reisenden ausgestanden, die Mühseligkeiten, welche sie erduldet haben, würde ohne Zweifel die meisten und die aufmerksamsten, begierigsten Leser finden. Dieß ist das Interesse der Empfindung.

Von dem besondern Reize, den jede Wissenschaft für den hat, der sie treibt, von dem allgemeinen Interesse, das jede wichtige und verständliche Wahrheit für den Menschen überhaupt hat, wollen wir weiter nichts sagen. Das Erste gehört gar nicht zu unserer Absicht, und das Letzte ist durch sich selbst verständlich. Nur von dem Interesse wollen wir reden, das sich auf gewisse Beziehungen der Dinge, auf einen gewissen Einfluß ihrer Ideen auf unsern Zustand gründet, und welches das eigentliche Interesse ist, das Dichter und Künstler, zu denen wir hier reden, ihren Werken geben sollen. Aber eine allgemeine Anmerkung müssen wir vorausschicken. — Man kann es unsern Dichtern nicht oft genug wiederhohlen, daß es nicht bloß durch Leidenschaften möglich ist zu interessiren; daß sie durch diese nur selten, und immer nur Augen-

blicke lang interessiren; daß es nur allein der Reichthum der Vorstellung, die Wichtigkeit und die Menge dessen, was sie uns zu denken geben, seyn kann, was uns bey einem größern Werke vom Anfange bis zu Ende geschäftig, aufmerksam und befriedigt erhalte. Das rührendste Drama erregt bey dem empfindlichsten Zuschauer immer nur Blitze der Empfindung. Auf einen Augenblick, wo man getäuscht wird, folgt eine weit längere Zeit, wo man wieder sich und die Schauspieler für das erkennt, was sie sind. Für einen Vorfall, für eine Rede, die unmittelbar Leidenschaft erregt, gibt es hundert, die nur Vorstellungen erwecken. — Das Vergnügen, Mitleiden und Schrecken zu empfinden, genießt man also nur in einzelnen und kurzen Stellen eines Trauerspiels. Aber das Vergnügen, Menschen von einem unterscheidenden Charakter, einem gebildeten Geiste, feinen Sitten, einer edlen Sprache über wichtige Vorfälle des Lebens reden zu hören; das können wir in allen Auftritten und ohne Unterbrechung genießen. Elend oder Glückseligkeit sehe ich nur am Ende des Stücks, aber denkende und handelnde Menschen sehe ich durch das Ganze. Ist nun der Dichter um weiter nichts bekümmert gewesen, als bloß diesen Fall seines Helden recht schrecklich zu machen, so wird auf viele lange Weile endlich ein ergötzender Augenblick folgen, der noch dazu durch den vorhergehenden Verdruß die Hälfte

seiner Kraft schon verloren hat. Hat aber der Dichter durch das ganze Stück Nahrung für meinen Geist ausgestreuet, läßt er seine Personen so reden, daß sie mich mannigfaltige und wichtige Sachen lehren, mich an vieles erinnern, viele dunkle Bemerkungen deutlich, viele Wahrheiten, die ich abstrakt erkannte, anschauend machen: dann wird er mich bey den unerheblichen wie bey den wichtigen Vorfällen, am Anfange wie bey der Katastrophe seines Stückes, ergötzen; die erwartende Begierde nach dem Zukünftigen wird durch das süße Gefühl des Gegenwärtigen gemäßigt werden; und mein Herz wird für die letztern starken Eindrücke, die er für dasselbe bestimmt, nur desto mehr geöffnet seyn.

Wir kehren von dieser kleinen Ausschweifung wieder zurück. — Wir müssen also erst erklären, wie gewisse Ideen eine nähere Beziehung auf die Umstände des Menschen bekommen, und dann, auf wie vielerley Art solche Beziehungen formirt werden können.

Man erfährt dieß schon in dem Vortrage der abstrakten Wissenschaften. Wenn jemand einen Lehrer oder Schriftsteller über Materien hört oder liest, über welche er selbst noch niemahls nachzudenken veranlaßt worden: so muß es bloß die Deutlichkeit und Evidenz der Sachen, die ihm vorgetragen werden, und seine eigne Lust zu der Wissenschaft seyn, die ihn für das, was er hört, einneh-

men, und eine gewisse Theilnehmung an denen Untersuchungen, welche angestellt werden, bewirken kann. Und auch alsdann ist es doch beynahe gewiß, daß er vieles vorbeylassen wird; was ihm gleichgiltig scheint, ob es gleich unmittelbar zu der Absicht des Redners und Schriftstellers gehörte; vieles als einen Gewinn auffassen wird, was ohne Bedeutung ist, und bloß zu Nebenbegriffen oder zu Ausfüllungen gehört. Denselben Weg, den die Natur bey der Erfindung der Wahrheit nimmt, den will sie auch bey der Erlernung derselben genommen wissen, wenn die Wahrheit ihren Eindruck machen soll. — So wie man nun nicht eher Erklärungen der Phänomenen sucht, als bis man von denselben befremdet wird, und so wie beynahe alle unsre Untersuchungen bloß zu Auflösung von Schwierigkeiten angestellt werden, durch die man zuvor beunruhigt worden ist; so muß man auch, damit man an diesen Erklärungen und Auflösungen, wenn sie von andern erfunden worden, und uns nun vorgetragen werden, ein Interesse finde, eben diese Erfahrungen wenigstens im Vorbeygehn gemacht, eben diese Schwierigkeiten wenigstens dunkel wahrgenommen haben. — Jeder Gedanke in den Reden und Schriften anderer, dessen Wahrheit wir zwar einsehen, dessen Brauchbarkeit wir aber nicht empfinden, und dessen Abzielung wir nicht gewahr werden, rührt uns wenig. — Diese Brauchbarkeit aber, diese Abzielung kann in nichts andern liegen,

als **entweder** in dem Lichte und der Gewißheit, die dieser Gedanke über andere schon vorher gehabte, uns wichtig scheinende Gedanken ausbreitet, in welchen wir noch Dunkelheit oder Zweifel fanden; **oder** in den Regeln und Hülfsmitteln, die uns derselbe zu solchen Verrichtungen gibt, an deren Ausführung uns gelegen ist, und in denen wir nicht fortkommen konnten. — Diese andern Ideen muß man also nothwendig erst gehabt, und ihre Lücken oder ihre Undeutlichkeit empfunden haben; zu diesen Verrichtungen muß man erst veranlaßt, und durch Mangel dieser Kenntnisse gehindert worden seyn, wenn man das Interesse an dem Unterrichte finden soll, das sich auf die Aufklärung dieser Dunkelheiten und die Ersetzung dieses Mangels gründet.

Nicht das Gute, sagt **Locke**, erregt an und für sich Begierde, sondern nur das Gute, welches eben jetzt zur Vollständigkeit unsers Zustandes fehlt, nur dasjenige, dessen Mangel in unserer jetzigen Verfassung eine Lücke macht, über die wir unruhig sind. Eben die Beziehung, die das Gute auf die Begierden hat, eben dieselbe hat das Interessirende auf den Verstand. Nicht jede wahre große schöne Idee macht uns aufmerksam, sondern nur diejenige, die in die Reihe der in uns schon vorhandenen und von uns bemerkten Ideen noch hineinfällt, die, welche eine von uns wahrgenommene Lücke unserer Kenntnisse ausfüllt, eine gewisse Unruhe stillt, die

wir über unsere Unwissenheit in diesem Stücke empfanden.

Wir sehen also, wie der vorhergehende Zustand des Menschen, die Summe dessen, was er bisher erfahren, empfunden und gedacht hat, einen Einfluß darauf haben kann, an welchen von den neuankommenden Ideen er den meisten Geschmack finden, welche er am geschwindesten sich zueignen, bey welchen er mit seiner Aufmerksamkeit stehen bleiben soll. Wenn die Natur zuerst das Auge und das Ohr des neugebohrnen Menschen öffnet: so überläßt sie denselben eine Zeitlang ganz der Herrschaft äußerer Gegenstände: seine innere Wirksamkeit hat noch gar keine Richtung; alle Dinge, die sich sehen, hören oder fühlen lassen, befriedigen denselben auf gleiche Weise. Nur das hellere Licht, oder der stärkere Schall ist das einzige, was einem Dinge vor dem andern in seiner Aufmerksamkeit und in seiner Zuneigung einen Vorzug gibt. Er verlangt an keine andere Sache zu denken, als die sich ihm darstellt; er erwartet keine andere Vorstellung, als die er wirklich hat. Die Form jedes Gegenstandes ist der Seele gleichgiltig, weil der Gegenstand selbst erst der Seele ihre Gestalt geben soll. — Der erste Unterschied, der sich zwischen den Dingen feststellte, ist der zwischen Lust und Schmerz; und die erste Triebfeder, die Aufmerksamkeit und Erwartung erregt, ist die Leidenschaft. Aber indem diese Begierden sich entwickeln, ihre Gegenstände öfter,

und in neuen Verbindungen vorkommen, breiten sich die Ideen aus, und erzeugen aus sich neue; viele derselben fügen sich in gewisse Reihen zusammen, wovon jedes Glied die Voraussehung und das Verlangen nach den übrigen erregt; viele vereinigen sich zu gewissen Ganzen, die sich der Seele auf einmahl darstellen, und in welchen sie das Mangelnde aus dem, was vorhanden ist, fühlen lernt. Der indeß immer fortgehende Fluß äußerer und innerer Gegenstände und Vorfälle führet neue Begriffe dazu, verstärket oder modificirt die alten; bis endlich die Körper reif, die Organisation völlig befestiget, die Ideen der meisten und wichtigsten Dinge erlangt, die vornehmsten Freuden und Schmerzen des Lebens empfunden, und der Mensch und die Dinge, die ihn umgeben, durch ihre gegenseitige Operation gegen einander gleichsam abgeformt sind. Alsdann können die neuankommenden Gegenstände nicht mehr die Seele auf ganz neue Weisen erschüttern, sie müssen gewissermaßen in die Fußstapfen der alten treten, wenn sie Eindruck machen sollen. Die Seele nimmt nicht mehr alles auf, was sich an die Reihen anschließt, oder in die Ganzen hineinpaßt, die sich in ihr formirt haben, und nach welchen sie alles ordnen muß, was ihr denkbar und empfindbar seyn soll. Die Aufmerksamkeit hat schon ihre gewissen Objekte, und an jedem Dinge ihre gewissen Theile, nach welchen sie sich allemahl mit Vorbeygehung der übrigen hinkehrt; und

wer

wer also diese Aufmerksamkeit gewinnen will, der muß der Seele gerade diese Objekte, oder diese Theile jedes Objekts vorbehalten.

Uiberdieß legt jede Begebenheit, die dem Menschen aufstößt, jeder Zustand, in den er geräth, einen gewissen Stoff in sein Gedächtniß nieder, der bearbeitet werden soll; jede Idee, die er bekömmt, bereitet ihn zu einer neuen vor, oder enthält den Samen zu derselben. — Was nun also aus diesen in ihm schon vorhandenen Materialien erbaut wird, was aus diesem in ihm liegenden Samen aufschießt und reift, ist ihm weit wichtiger, gehöret weit mehr zu ihm, bringt seinen Kopf in weit größere Thätigkeit, und seine Einbildungskraft in weit größere Wärme, als was aus ganz fremdem Stoffe zusammengesetzt, und auf ausländischem Boden gezeugt ist.

Es wird also leicht seyn, zu finden, auf wie vielfache Weise Ideen und Schilderungen eine genauere Beziehung auf unsern Zustand bekommen. Einmahl, wenn sie das, was wir schon halb wissen, ergänzen; was wir dunkel empfunden haben, uns deutlich denken; oder was wir in abstrakten Worten erlernt haben, in einem einzelnen Falle anschauen lehren. Zweytens, wenn sie uns an irgend etwas von dem, was wir selbst mit größerer oder geringerer Rührung erfahren haben, lebhaft wieder erinnern, und uns in unser eigenes voriges Leben einen Blick thun lassen, der uns Aufschlüsse

von dem gibt, was wir damahls nicht verstanden, oder uns bemerken läßt, was wir damahls übersahen. Drittens, wenn sie uns für gewisse Geschäfte, an denen uns gelegen ist, oder zu einem Betragen, nach welchem wir streben, Muster und Anweisung geben. Viertens, wenn sie uns zu irgend einer eignen Uibung unsrer denkenden Kraft veranlassen, indem wir sie mit den uns bekannten Grundsätzen zusammenhängen, und durch die uns wiederfahrnen Begebenheiten erläutern, oder indem wir irgend eine Art von Verwandtschaft, es sey der Aehnlichkeit, es sey der Abhängigkeit zwischen ihnen und unsern alten Erfahrungen aufsuchen.

Man wird vielleicht noch mehr Arten eines solchen Zusammenhangs der Vorstellungen mit uns finden, oder diese noch in mehr Unterarten zergliedern können. Aber die, welche wir angeführt haben, sind hinlänglich, den Begriff selbst zu erläutern, und die Folgerungen verständlich zu machen, die wir aus ihm in Absicht auf die Werke der Dichter ziehen wollen.

Dieß nähmlich fragt sich jetzt: was für Gegenstände muß denn also der Dichter wählen, wie muß er sie bearbeiten, wenn er die meisten, wenigstens die aufgeklärten, die gesitteten Menschen durch die Vorstellungen, die er in ihnen erweckt, interessiren will?

Er muß, werden wir überhaupt antworten, diejenigen Gegenstände wählen, von wel-

chen er erwarten kann, daß sie in aller dieser Menschen Seelen correspondirende Begriffe finden, und daß sie mit den alten Empfindungen derselben zusammenhängen; er muß diese Gegenstände so bearbeiten, daß sie die Züge dieser Bilder, die Spuren dieser Empfindungen getreu wieder darstellen, aber in denselben mehr, und dieses deutlicher oder anschauender zeigen, als die Seele selbst in ihnen entdeckte.

Nach dem ersten Grundsatze also werden 1) die Dinge, welche ein wahres Interesse haben sollen, natürliche Gegenstände und deren ihre natürliche Veränderungen seyn müssen, Dinge, deren Gattung wir durch unsre eigne Erfahrung kennen. Die wirkliche vor uns liegende Welt ist es, aus der alle unsre Ideen geschöpft, auf die alle unsre Neigungen gerichtet sind. Sie ist der Inbegriff alles dessen, was uns verständlich oder wichtig oder angenehm seyn kann. Ihr Reichthum füllt den ganzen Umfang unsrer denkenden Kraft, und erschöpft das ganze Maaß unsrer Empfindsamkeit. Wer ungesehene Gestalten und unerhörte Veränderungen uns vorstellt, der führt uns in fremde Welten, wo wir andere Organen nöthig hätten, um zu sehen, und ein ander Herz, um zu fühlen, was uns gezeigt wird. Das Schlimmste ist, daß derjenige selbst diese Organen und dieses Herz nicht hat, der uns diese Dinge zeigen will. Diese neue Welten sind bloß aus einigen Trümmern der gegenwärtigen

erbauet, die größtentheils übel zusammengefügt, und dadurch weit unkenntlicher, weit unkräftiger geworden sind, als sie in ihrer alten Anordnung waren. Einige Kunstrichter, die, wie uns dünkt, mehr nach alten Mustern und alten Regeln, als nach der Natur und nach ihrer eigenen Empfindung philosophiren, haben der sogenannten Imagination in der Dichtkunst, ich meine der Imagination, welche ganz neue in der Natur nicht vorhandene Wesen und Begebenheiten erfindet, einen viel zu hohen Rang unter den dichterischen Fähigkeiten, und ihren Werken einen viel zu großen Werth beygelegt. Vom Longin oben an bis herunter zu dem Engländer Dufft *) wollen uns diese Herren durchaus überreden, daß den Homer nichts größer mache, als sein Jupiter, wenn er mit seinem Haupte den Olymp erschüttert, und die Pferde des Mars, wenn sie mit einem Schritte so weit ausgreifen, als man von einem hohen Berge sehen kann; daß Shakespears Genie nirgends mehr hervorleuchte, als wo er seine Hexen und Ungeheuer reden läßt; und daß Pope bloß ein feiner Versifikateur seyn würde, wenn er nicht zum Glücke den Gabalis gelesen, und in seinen Lockenraub Sylphen und Gnomen gebracht hätte. Wenn diese Kunstrichter nach ihrem wirklichen Gefühle reden, so ist es freylich ein sicherer Beweis, daß das unsrige kein

*) In seinem Versuch über das Originalgenie.

allgemeines Gefühl sey. Denn dieß geht ganz darauf, daß es ein größeres Genie erfordere, das Wirkliche und das Natürliche, als das Erdichtete und das Uibernatürliche zu schildern, (wir reden hier bloß von den redenden Künsten,) oder daß, wenn auch das letzte mehr Bewunderung erregen sollte, doch das erste nur interessiren könne. — Die wirkliche Natur ist weit reicher in dem Stoffe, aus dem sie jedes Ding zusammengesetzt, weit mannigfaltiger in den Arten, durch welche sie dasselbe abgeändert hat. Jedes Ding in der Natur ist ein Gewebe von unzähligen Theilen; eine Mischung von unendlich viel Beschaffenheiten, und diese alle wieder auf alle mögliche Weise bestimmt: jedes Ding der bloßen Imagination hingegen ist fast immer nur eine Zusammensetzung aus zwo, drey allgemeinen Eigenschaften, die man in einem Uibermaße nimmt, in welchem sie keine besondern Bestimmungen, keine Einschränkungen leiden. Alle diese Geschöpfe der mythologischen und Feeen = Welt sind im Grunde wirklich nur abstrakte Begriffe. Es ist Macht, oder Größe, oder Geschwindigkeit, oder irgend eine andere solche Eigenschaft allein, im höchsten Grade gedacht, die den Nahmen Jupiter oder Oberon bekömmt. Ferner sind die Verschiedenheiten der natürlichen Gegenstände in derselben Gattung unzählig. Unter der Menge von Beschaffenheiten, die ihre Individualität ausmachen, darf nur eine einzige abgeändert werden, so stimmt sich das ganze

System um, und das Gemeinschaftliche der Gattung bleibt doch. Uiberdieß gibt es in dem, was seine bestimmten Grenzen hat, unzählige Grade des Mehr und des Weniger. Hingegen eine solche fremde Gestalt, deren ganze Existenz an zwey bis drey einmahl ausgemachte Züge gebunden ist, würde gar nicht wieder erkannt werden, wenn man nicht gerade eben dieselben Züge vorbrächte: und weil man zugleich die ganze Gattung dieser Dinge selbst aus lauter Eigenschaften im höchsten Grade genommen zusammengesetzt hat, so kann es zwischen den Individuen keine merkliche Verschiedenheit mehr geben, wenn sie noch zu der Gattung gehören sollen. Man hat es tausend Mahl wiederhohlt, daß die Natur eingeschränkt, aber das Feld der Imagination unendlich sey. Uns dünkt, die imaginative Welt ist gegen die wirkliche ein enges armseliges Gehege, wo man immer dasselbe Wild unter neuen Nahmen hascht, und weil man sich lange im Kreise herumbewegt hat, glaubt, daß man sehr weit fortgekommen seyn müsse. Aber gesetzt, wir wären so gute Schöpfer, daß wir wirklich neue individuelle Naturen hervorbringen, und sie hinlänglich abwechseln könnten: was können uns alle diese Wesen angehen, die wir niemahls um uns herum gesehen, mit denen wir niemahls in irgend einem Verhältnisse gestanden haben, und von denen wir wissen, daß wir nichts weder zu hoffen, noch zu fürchten haben? — Wenn uns diese Götter- Zauberer- Feen-

und Ritterwelt jetzo noch gefallen soll: so muß es entweder dadurch geschehen, daß unter diesen fremden Nahmen wirkliche Menschen aufgeführt werden, oder daß sie doch zuweilen wie die uns bekannten Dinge wirken und leiden; oder es müssen Anspielungen, es muß Scherz, Satyre, mit einem Worte eine Art von verborgenem Sinne seyn, der unter diesen Bildern hervorleuchtet. Diese Dinge und ihre Begebenheiten müssen nur als das Mittel gebraucht werden, durch welches andere, die uns eigentlich interessiren, ins Auge fallen sollen.

Aus dieser Regel folgt, 2) daß uns nichts mehr interessiren kann, als Schilderungen des Menschen, seiner Sitten und seiner Vorfälle. — Denn mit dem Menschen haben wir doch von dem ersten Augenblicke unsers Bewußtseyns an am meisten zu thun, mit ihm verbinden uns unsere Bedürfnisse am genauesten, auf ihn macht uns unsere Natur am öftersten aufmerksam. Geschäfte und Vergnügungen, alles, wodurch wir Begriffe bekommen oder gewisse Neigungen annehmen, beziehen sich nur auf Menschen, oder werden mit ihnen gemeinschaftlich unternommen und genossen. Also müssen von keiner Sache in der Natur so viele Elemente von Ideen bey uns vorhanden, auf keine muß unsre Neugierde so sehr gerichtet seyn, zu keiner Erkenntniß muß so viel Anlage und so viel Bedürfniß in uns liegen, als zu der Kenntniß des Menschen. — Man weise uns den Menschen, den geringen wie

den hohen, in außerordentlichen oder in alltäglichen Vorfällen; aber man weise ihn uns so, wie wir ihn eigentlich kennen wollen, als einen denkenden, empfindenden Menschen; man finde die wahren Worte, die ihm seine Situation eingeben, die eigentlichen Handlungen, zu denen ihn sein Charakter treiben muß: und unsere ganze Seele wird bey dem Anblicke in eine Geschäftigkeit kommen, die sie an nichts weiter denken läßt; der ganze Vorrath ihrer Ideen wird sich, so zu sagen, in Bewegung setzen, und das ganze System ihrer Empfindungen wird erschüttert werden. Mit dieser Saite ist unsere ganze Seele harmonisch gestimmt. Alles, was wir wissen, alles, was wir wollen, hat irgend eine augenscheinliche oder geheime Beziehung auf eine solche Schilderung. — Wenn die Erscheinung nicht so gewöhnlich wäre, so würde es uns wunderbar vorkommen müssen, daß der gemeinste elendeste Kopf unter den Zuschauern einer Minna, der, wenn er einen Wirth, einen Major Tellheim, einen Wachtmeister wie Paul Werner, selbst reden lassen sollte, nicht ein Wort würde zu finden wissen, wodurch sich diese Stände oder diese Charaktere unterschieden; doch, wenn diese Sprache von dem Manne von Genie gefunden ist, sie sogleich für die rechte eigentliche erkennt, und ihre Richtigkeit gleichsam durch seine eignen Erinnerungen bestätigt. — Wie ist dieß anders möglich, als daß auch der gemeinste Mann Leute von diesen verschie-

denen Ständen und Sitten im wirklichen Leben gesehen, daß er die Unterschiede ihrer Sprache und ihres Betragens damahls empfunden, und seit der Zeit in seinem Gedächtnisse aufbehalten hat, aber so verworren unter einem Haufen stärkerer Ideen, die zugleich in die Seele kamen, so verdeckt von der Reihe derer, die darauf folgten, daß seine eigne Kraft nun nicht mehr zureicht, sie wieder ans Licht zu ziehen? Aber diese Gegenstände dürfen ihm nur wieder vorkommen, besonders so rein, so von heterogenen Dingen abgesondert, so zusammengedrängt, wie sie ihm ein guter Dichter zeigt: dann finden sich die Abdrücke, die davon in seiner Seele vorhanden sind, augenblicklich herzu; er drückt, so zu sagen, den alten Stempel wieder darauf, er findet ihn genau passend, und eben diese Operation, die seinem eignen Geiste zugehöret, ist das, was ihn bey einer solchen Scene thätig und aufmerksam erhält, mit einem Worte, was ihn interessirt.

Unter diesen Gemälden von Menschen nun wird uns 3) das Gemälde solcher Menschen am stärksten interessiren, die am meisten unsers Gleichen sind, die eine Denkungsart, eine Sprache und Sitten wie die unsrige haben, und deren Begebenheiten und Handlungen denen gleichkommen, aus denen der Lauf unsers eignen Lebens besteht, mit einem Worte, das Gemälde unsrer Zeit und unsrer Nation. — Jeder Mensch hat um sich herum ein kleines System. Er selbst ist der Mittelpunct desselben; die

Glieder seiner Familie, die Einwohner seiner Stadt, die Leute, mit denen er alle Tage umgeht, ziehen die nächsten Kreise um diesen Mittelpunct; Reisen, Geschäfte, die verschiedenen Veränderungen seines Zustandes, erweitern dieselbe. Innerhalb dieses Systems sieht der Mensch alles mit seinen eignen Augen, jeder Punct der Peripherie hängt durch irgend einen Strahl mit dem Mittelpuncte zusammen. Geschichte und Reisebeschreibungen können ihm noch tausend andre Systeme außer dem seinigen bekannt machen; aber diese alle sieht er nur im Profil, berührt sie gleichsam nur durch einige wenige Tangenten. Und so wie auch diese weiter von seinem Standorte wegkommen, so wird ihr Anblick immer einseitiger, mangelhafter, dunkler. — In der That, wir kennen nur diejenige Lebensart, diejenige Verfassung der Menschen recht, die auch zugleich unsere eigne ist. Alle übrigen Zustände des menschlichen Geschlechts erklären wir uns immer nur durch die Vergleichungen, die wir zwischen denselben und dem gegenwärtigen anstellen. Wo diese Aehnlichkeiten uns verlassen oder betrügen, da sind unsre Vorstellungen von diesen Zuständen dunkel oder falsch. Wo die menschliche Gestalt anfängt sehr von der unsrigen abzugehen, da sehen wir die Menschen für eine Art von Ungeheuern an, und endlich streiten wir wohl gar darüber, ob es Menschen oder Affen sind. Und wo der menschliche Geist, seine Ideen, Gesinnungen, Handlungen, gar keine

Gleichförmigkeit mehr mit den unsrigen haben, da verliert sich das Bewußtseyn von dem, was ein solcher Geist seyn mag, und das sympathetische Gefühl von dem, was in demselben vorgeht. — Uiberdieß, die Nachrichten, die uns alte oder entfernte Menschen bekannt machen sollen, wie weit können diese wohl reichen? Die Griechen und Römer sind gewiß die beyden Nationen, die wir aus dem Alterthume am besten kennen. Und doch, wie weit ist der Begriff, den wir von der Verfassung und der Lebensart der Einwohner zu Rom und zu Athen haben, von einem sinnlichen Anschauen unterschieden? Wie viele Lücken sind nicht in den vollständigsten Nachrichten, wie viel Umstände, die kaum unsre Vernunft mit einander vereinigen kann, und aus denen noch weniger unsre Einbildungskraft ein Ganzes zu machen weiß? Es sind immer nur einige wenige Bestandtheile aus der unendlichen Zusammensetzung der damahligen Natur, nur einige zerrißne Glieder aus der Kette ihrer Veränderungen. Wir zwingen diese Theile zusammen, wir hängen diese Glieder, so gut wir können, an einander; aber wir fühlen doch, daß wir nicht die wahre Gestalt, nicht den ganzen Körper der Natur wieder herausbringen. — Wie viel unmöglicher also muß es nicht seyn, ein richtiges Gemälde von dem gesammten Zustande eines Volks oder eines Zeitalters auf einzelne Stellen von Schriftstellern zu gründen, die davon im Vorbeygehen geredet haben.

Es sind seit einiger Zeit unter uns die Barden- und Skaldengesänge aufgekommen. Wenn man damit nichts weiter zur Absicht hat, als was Kleist bey seinem Liede eines Lappländers, und Gray bey seiner Herabkunft des Odins zur Absicht hatte, uns auf eine lebhaftere Art, als durch die bloße Erzählung geschehen kann, das Eigenthümliche und Sonderbare der Lebensart, der Sitten und der Dichtkunst eines merkwürdigen Volks zu zeigen: so ist die Wahl unsrer Bardensänger die glücklichste, weil uns dieses Volkes Eigenthümlichkeiten am erheblichsten vorkommen müssen, da wir uns für desselben Nachkommen halten können. Aber wollte man so weit gehen, daß man die wahre teutsche Poesie dadurch erst wieder aufzuwecken glaubte, daß man dieß als die einzigen Originalgedichte, und alles Uibrige als französische oder englische Nachahmungen ansähe: so gestehen wir aufrichtig, daß es uns um unser Jahrhundert leid wäre. So viel Mühe also hätten wir uns um Kultur und Sitten und Wissenschaften gegeben, damit wir uns in denjenigen Werken, die der Nation vor allen übrigen eigen seyn sollten, wieder in ein rauhes, barbarisches, unwissendes Jahrhundert zurücksetzten, unsere in etwas gebildete Sprache wieder regellos machten, unsere kaum gebändigte Phantasie wieder ihrem wilden Laufe überließen? Und wenn wir uns noch in dieses Jahrhundert zurücksetzen könnten; wenn uns noch der Dichter diese wilde Natur und diese rauhen Men-

schen so zeigen könnte, wie sie wirklich gewesen sind! — Aber dazu weiß er selbst lange nicht genug von ihnen. Einige wenige, hier und da aufgesammlete, halb wahre und halb falsche Nachrichten, größtentheils aus römischen Schriftstellern, und einige Fragmente aus Gedichten benachbarter barbarischer Nationen, sind die ganzen Quellen, woraus wir unsre Kenntniß von diesen unsern Vorfahren schöpfen. Einige Nahmen ihrer Gottheiten und Geister, einige Gebräuche ihrer Religion, einige wenige von ihren politischen und häuslichen Einrichtungen, ihre Tapferkeit, ihr Haß gegen die Römer, machen den ganzen Stoff aus, der zu der Schilderung ihrer Sitten und ihres Zustandes verbraucht wird. Daher kömmt es dann auch, daß der Grund des Gemäldes modern oder eine bloße Phantasie ist, und daß nur hin und wieder die etlichen wenigen Farben des Alterthums reichlich aufgetragen werden, uns zu erinnern, was der Dichter hat vorstellen wollen. — Durch solche Schilderungen aber, die der Dichter bloß nach seinen Einbildungen machen muß, kömmt er von seinem eigentlichen Hauptgeschäfte, der Beobachtung der wirklichen Welt und der gegenwärtigen Menschen, ab. Die Empfindungen und Leidenschaften, die solche Gedichte ausdrücken, sind doch niemahls des Dichters eigne. Es ist eine Maske, die er trägt, bey der er in der That einiges Verdienst hat, wenn er die Rolle gut zu spie-

len weiß, zu der er sich durch seine Maske anheischig macht, aber es ist doch nur eine Maske, und wer immer vermummt geht, muß wahrhaftig ein häßliches Gesicht haben. — Wir kennen allerdings einige sehr schätzbare Stücke dieser Art. Wir verlangen auch nicht dem Genie irgend eines Dichters Schranken zu setzen. Aber wir wünschten doch unsre besten Genies mit dem beschäftigt zu sehen, was unserm Zeitalter und unserer Nation am wichtigsten und am vortheilhaftesten seyn muß.

Aus eben demselbigen Grunde können wir es nicht begreifen, wie es immer ein Kunstrichter dem andern hat nachsprechen können, daß Könige und Fürsten zur Tragödie nothwendig sind, weil nur deren ihre Schicksale uns recht stark interissiren könnten. Auch Hurd, der einsichtsvolle Hurd, klagt bitterlich darüber *), daß die edelste Gattung des Drama unter den Neuern beynahe verloren sey, weil sie sich auch durch das Unglück von Privatpersonen wollen rühren lassen. Aber wenn nur seine Gründe eben so stark wären, als seine Klagen ernstlich sind! Es sind diese beyde: 1) Die Schicksale der Fürsten haben in der Wirklichkeit oder in unserer Einbildung einen Einfluß über ganze Nationen; also müssen sie uns stärker rühren. 2) Die Personen der Fürsten haben in unsrer Idee

*) In der Abhandlung von dem Gebiethe der verschiedenen Gattungen des Drama.

eine größere Würde; also muß uns ihr Unglück mehr in Erstaunen setzen. — Wenn uns recht ist, so haben wir diese Gründe schon oft gehört, und wohl noch stärkere, als diese. Aber so oft wir es versuchten, uns dadurch zu überzeugen, so oft schien uns unsere Empfindung zu sagen: Es ist falsch, daß wir an das Volk denken, wenn wir einen König auf der Bühne sehen. Nur selten geht die Täuschung so weit, daß wir wirklich einen Fürsten zu sehen glauben, und niemahls so weit, daß wir auch das Volk für wirklich hielten, welches in seinem Titel steht. Es ist genug gefordert, wenn wir über das Unglück des Schauspielers, der den König macht, als über ein wirkliches gerührt werden sollten: aber es ist eine Chimäre, wenn man sich einbildet, daß wir auch noch mit seinen unsichtbaren Unterthanen Mitleiden haben sollen, von welchen wir gar zu gewiß wissen, daß sie nirgends vorhanden sind. — Es gibt viele ähnliche Philosophie über das Theater, und im Vorbeygehn gesagt, über den Menschen überhaupt, die als eine Reihe von Begriffen ganz richtig ist; nur daß sich die Gegenstände zu diesen Begriffen gar nicht in der Natur finden. — Uiberdieß wie viel sind nicht im Leben der Könige Privathandlungen; Begebenheiten, die in einem Bürgerhause wie in einem Pallaste vorgehen können; und sind nicht die meisten Subjekte unsrer und der alten heroischen Trauerspiele von der Art? Was soll also hier der Nahme des Für-

sten thun, wenn er nur als Mensch handelt oder leidet? Aber, die größre Würde der Könige und ihre Handlungen? — In der That, bey dem aufgeklärten edlern Theile der Zuschauer existirt diese Idee von Würde gar nicht; und diesen Theil wird doch wohl der Dichter am meisten interessiren wollen. — Und gesetzt, wir hätten wirklich einen so eingeschränkten Kopf, oder eine so niedrige Seele, daß uns der Nahme Fürst, König, auch auf der Bühne unsrer natürlichen Gleichheit vergessen ließe: wozu würde dieß anders dienen, als uns gegen das Schicksal dieser höhern Wesen gleichgiltiger zu machen? Ja eben dieß, daß der Dichter sich verbunden hält, Könige und Fürsten die höchste Sprache der Poesie reden zu lassen, eine Sprache, die sehr einförmig ist, und die meisten Verschiedenheiten der Charaktere und der Denkungsarten unter einem immer gleichen Pompe verbirgt; eben dieß, daß man den höhern Stand nicht anders als durch ein gewisses Gepränge kenntlich zu machen weiß, welches oft dem natürlichen Ausdrucke der Leidenschaft schadet: eben dieß ist eine Ursache mehr, warum uns das heroische Trauerspiel weniger interessant seyn muß, als das bürgerliche. Auch die Könige müssen erst wieder Menschen werden, wie wir, wenn sie uns durch ihre Schicksale rühren sollen.

Weil also, wenn die Menschen, die uns vorgestellt werden, nur kenntliche, nur in ihrer Art merkwürdige Menschen sind, es nicht der Hoheit

des Standes und der politischen Wichtigkeit der Begebenheiten braucht, um uns zu interessiren: so werden wir natürlicher Weise darauf geleitet, daß an der Bearbeitung der Charaktere und der Vorfälle am meisten gelegen ist.

Diejenige Bearbeitung, haben wir gesagt, macht uns die dichterischen Vorstellungen einer Sache interessant, durch welche unsre eignen dunkeln Ideen von derselben getreu erweckt, aber zugleich aufgeklärt oder erweitert werden. Aufgeklärt werden sie, 1) indem wir das, was wir bloß in besondern Fällen zu empfinden wußten, allgemein denken lernen, und die Wahrheit, die in unsern Erfahrungen unter vielem nicht dazu gehörigen Stoffe verborgen lag, rein und abgesondert unserm Verstande dargestellt sehen; dieß macht das Interesse, welches Sentenzen, und was man überhaupt Philosophie in einem Gedichte nennt, am rechten Orte und auf die rechte Weise gebraucht, wirken können; 2) indem das, was wir bloß mit Wörtern und in einem abstrakten Satze gefaßt hatten, in einem einzelnen Falle auf einmahl anschauend gemacht wird; dieß ist das Interesse der poetischen Schilderung selbst.

Erweitert werden unsre Begriffe, indem uns entweder von den Dingen solche Theile und Eigenschaften gezeigt werden, die wir selbst gar nicht bemerkt hatten, die wir aber, sogleich als sie uns bekannt werden, der Sache gemäß und mit allen

ihren übrigen Theilen und Eigenschaften übereinstimmend finden; oder indem uns die feinern Züge, die einfachern Elemente, die innern Kräfte der Dinge, die in unserm eignen Begriffe zwar lagen, aber von uns unterschieden, nicht aus einander gebracht werden konnten, entdeckt und kenntlich gemacht werden. Wenn wir uns unsre Begriffe von den Dingen von der wirklichen Welt abstrahiren wollen, so müssen wir sehr aufmerksam seyn, um die Sache, die wir beobachten; nicht unter der Menge der andern, die mit ihr zugleich da sind, zu verlieren; um uns nicht durch den schnellen Fluß der äußern Veränderungen und unsrer eignen Begierden von ihr eher wegtreiben zu lassen, ehe wir noch ihre Gestalt gefaßt haben. Uiberdieß sind es nur immer Stücke von Begriffen, die wir auf diese Weise jedesmahl erhalten. Die Augenblicke, wo wir aus den Gesprächen oder den Handlungen der Menschen, mit welchen wir umgehen, etwas Erhebliches von dem Menschen überhaupt lernen könnten, sind selten. Wir müssen unser Bischen Weisheit darüber mühsam zusammensparen, und bekommen doch oft nichts Brauchbares, nichts recht Ganzes. Vom Dichter erwarten wir aber, daß er diese Beobachtungen besser und vollständiger zu machen Gelegenheit gehabt habe; von ihm fordern wir, daß er sie uns auf einmahl und in ganzen Haufen überliefern soll: nicht bloß, indem er seinen Personen die Reflexionen selbst in den Mund legt, die

er bey dieser, bey jener Gelegenheit mag angestellt haben, und woraus seine Kenntniß nach und nach erwachsen ist; sondern vielmehr, indem er seine Personen so handeln, so reden läßt, daß es uns leicht wird, aus ihnen selbst diese Wahrheiten zu abstrahiren. Er hält uns, so wie die Natur, nur den Stoff zu unsern Kenntnissen vor; aber die Natur einen rohen, er einen zugearbeiteten Stoff; bey ihm kömmt das Individuelle schon dem allgemeinen etwas näher; der Verstand findet nicht mehr so viel wegzulassen, so viel zusammen zu suchen. Im Bildnisse lassen sich die Umrisse, die die Gestalt bestimmen, leichter als in dem Gesichte der Person selbst unterscheiden.

Was die Sentenzen betrifft, so sind dieselben in der neuern Kritik ausnehmend verschrieen, und man hat Recht gehabt sie zu verschreyen, wenn man darunter entweder alltägliche und so zu sagen schon in gewisse Formulare gebrachte Wahrheiten versteht; oder wenn überhaupt da allgemeine abstrakte Urtheile sind, wo lauter partikuläre Ideen, solche, die sich bloß auf die Umstände und das Geschäfte des Redenden beziehen, erfordert wurden. Aber, wie es in der Kritik und in der Moral oft gegangen ist, man hat diesen Fehler eben mit desto mehr Hitze verfolgt, je länger man ihn für schön gehalten hatte. Nichts ist in der That unerträglicher, als wenn in einem Gedichte, besonders in einem dramatischen Gedichte, (denn aus dieser Gat-

tung, als der interessantesten unter allen, lassen sich die Regeln und Fehler in dieser Art am leichtesten abstrahiren) der Dichter lehret, anstatt daß die Personen sprechen sollen. Nichts störet die Täuschung mehr, als wenn wir anstatt solcher Gedanken, die bloß aus der Situation und dem Charakter des Redenden erwachsen konnten, diejenigen Betrachtungen hören, die einem wohlbelesenen Menschen bey Gelegenheit dieser Situation und dieses Charakters einfallen können. — Aber nichts ist ergötzender und anziehender, als einen denkenden Mann in wichtigen Umständen seines Lebens seine Begriffe sowohl als seine Empfindungen entwickeln zu sehen; nichts ist interessanter, als diesen Streit der Vernunft mit den Leidenschaften zu sehen, ich meine zu sehen, wie durch die allgemeinen Begriffe, Grundsätze, Maximen, die eine Person in ihre gegenwärtige Lage mitbringt, die besondern Eindrücke, welche dieselbe von den Vorfällen erhält, eingeschränkt werden, und wie hinwiederum die neuen Erfahrungen, die sie jetzt macht, auf diese alten Ideen zurückwirken, sie bestätigen, zweifelhaft machen, oder abändern; nichts ist lehrreicher, als mitten in dem Laufe der Begebenheit und der Leidenschaft, die ununterbrochen fortgeht, doch zugleich diejenige stille unmerkliche Arbeit des Verstandes zu sehen, durch welche jeder etwas vollkommnere Mensch auch aus den unruhigsten Scenen seines

Lebens Nahrung von Wahrheit und Kenntniß herauszieht.

Man sieht wohl, daß, was man eigentlich Sentenzen heißt, nur ein Theil der Sache ist, wovon ich rede. Diese eigentliche Sentenzen mußten freylich zu der Zeit ein größres Interesse haben, als die Zahl allgemein gedachter, allgemein ausgedrückter Wahrheiten noch geringer, als die Sprache noch nicht an den Ausdruck solcher Wahrheiten gewöhnt, und das Gedächtniß der Menschen weniger mit solchen Grundsätzen und Maximen angefüllt war. Man weiß, daß im Anfange der Philosophie einige solche Sentenzen dem Erfinder den Nahmen eines Weisen erwerben konnten. In den Trauerspielen der Griechen, besonders des Euripides, finden wir sie häufiger, als wir sie in unsern neuern Stücken würden vertragen können. An ihre Stelle ist eine gewisse Methaphysik, eine Zergliederung der Empfindungen und Leidenschaften getreten. Unsre Dichter lassen ihre Personen über ihr eignes Gefühl weit mehr räsonniren, als die Alten gethan haben. — Unstreitig ist es für unsre Wißbegierde eines der empfindlichsten Vergnügen, wenn man uns unsre Erfahrungen generalisiren lehrt, wenn man unserm Gefühle Worte verschafft, und der Idee so zu sagen aus ihrer Hülse heraushilft. Es wird also fast niemahls fehlen, daß bey Leuten, deren Kopf nicht schon sehr bereichert und deren Geschmack nicht sehr fein ist, eine jede Sentenz, wenn sie auch noch

so sehr am unrechten Orte steht, nicht eine Art von Bewunderung erregen sollte. Ein Stück, das wohl versificirt und mit solchen Sentenzen angefüllt ist, wird, bey aller kunstrichterlichen Einsicht des französischen Parterre, doch gemeiniglich bey der ersten Aufführung von ihm beklatscht. Nur den Mann wird ein solches Stück beleidigen, bey dem auf der einen Seite das Vergnügen neuerworbener Kenntnisse wegfällt, weil ihm die meisten solcher Wahrheiten schon etwas Bekanntes und Geläufiges sind, und der auf der andern das Mißvergnügen gestörter Empfindungen fühlet, weil er die Unschicklichkeit dieser Lehrsprüche, bey den Umständen dessen, der sie sagt, bemerkt.

Wenn also der Dichter dieses Interesse mit dem wesentlichern richtig geschilderter Charaktere und Handlungen vereinigen will: so muß er solche Charaktere, solche Situationen suchen, deren Entwickelung es mit sich bringt, daß die Personen mehr als andre über ihre Begebenheiten denken, und diese Gedanken freyer als andre ausdrücken. Dieß ist eben der Vortheil der wahren launichten Charaktere.

Das Wort Laune soll theils diejenige Anlage des Kopfs anzeigen, durch die ein Mensch alle Sachen von einer etwas sonderbaren Seite ansieht, von allen auf eine etwas ungewöhnliche Art gerührt wird; theils diejenige Gemüthsart, in der er das, was er denkt, oder wozu er Lust hat, und was

andre weder sagen noch thun würden, weil sie sich von der Meinung der übrigen oder von der Gewohnheit einschränken lassen, ohne Zurückhaltung sagt und thut. — Andre Charaktere verschließen Betrachtungen in sich, oder richteten sie bloß nach den Absichten ein, die sie bey ihrer Rede haben, oder nach den Gesinnungen der Personen, mit denen sie reden. Der launichte Charakter öffnet so zu sagen die Seele; er treibt jeden Keim von Gedanken gleich so weit heraus, daß er gesagt werden muß; und läßt uns also mehr von der geheimen Philosophie des Menschen erfahren, als irgend ein andrer. Wenn diese Laune bey Leuten von gemeiner Seele vorkömmt, die eben nichts als etwas Alltägliches, Niedriges, Abgeschmacktes bey den Sachen denken, so ist sie unerträglich. Für solche Menschen ist die Politesse und der Zwang der Gewohnheit ganz durchaus nothwendig, wenn wir sie nicht verachten oder hassen sollen, so wie häßliche Körper nothwendig bekleidet seyn müssen. — Aber ist es ein fähiger Kopf und ein edles empfindendes Herz, das sich so ganz seinen eignen Eingebungen überläßt: so ist uns in der That sein Umgang lehrreicher und interessanter, als wenn ein eben solcher Kopf und ein solches Herz die Maske des gemeinen Wohlstandes trägt, und, um andern Menschen ähnlicher zu scheinen, den freyen Ausbruch seiner Gedanken und Gesinnungen hindert.

Von derjenigen Aufklärung, welche geschieht, wenn allgemeine Begriffe anschauend gemacht werden, dürfen wir nichts mehr hinzusetzen, da dieß eigentlich das Hauptgeschäfte des Dichters ist. — Das Individuelle, das Besondere, ist an und für sich, wenn das Uibrige gleich ist, allemahl interessanter als das Allgemeine. Denn eben weil jenes durch die Sinne und die Einbildungskraft, bey denen wir uns leidend verhalten, dieses durch den Verstand erkannt wird, bey welchem wir selbst thätig seyn müssen: so ist die Aufmerksamkeit bey jenem immer weniger vorsetzlich und weniger mühsam als bey diesem, und dieß war eben das Kennzeichen des Interessirenden.

Man weiß, was wohlgewählte Beyspiele auch tiefsinnigen Untersuchungen für ein Interesse geben können: weil sie so zu sagen alle die von einander gerißnen Theile der Sache, die uns das Räsonnement einzeln und nach und nach gewiesen hatte, wieder zusammensetzen, und uns den ganzen Körper auf einmahl übersehen lassen. Solche Beyspiele nun, für die meisten, für die brauchbarsten unsrer allgemeinen Begriffe, soll uns der Dichter durch seine Nachahmungen geben; und eben dadurch werden dieselben einer moralischen Absicht fähig, weil sie alle die Grundsätze der Tugend und alle die Regeln der Klugheit, die in unserm Gedächtnisse todt liegen, gerade auf diejenige Art uns eingedenk machen können, auf welche allein sie einen

Einfluß auf unser Verhalten haben. Eine Poesie, die diesen Endzweck nicht hat, die keiner wichtigen Lehre, keinem nützlichen Begriffe Leben und anschauende Klarheit verschafft, ist nicht nur ein bloßes Spiel, und ein sehr kostbares zeitverderbendes Spiel, sondern es ist auch größtentheils ein mattes langweiliges Vergnügen.

Nur davon müssen wir noch einige Worte sagen, daß die Schilderungen des Dichters unsere Begriffe von den Dingen auch erweitern müssen, wenn sie interessiren sollen. Nicht was jeder, auch bey einem flüchtigen zerstreuten Anschauen der Sache, an ihr findet, sondern was nur der tiefsehende Beobachter bey einer langen aufmerksamen Betrachtung derselben entdecken konnte, das wollen wir in dem Gemälde des Dichters finden. Jeder Charakter hat gewisse Züge, die so auf der Oberfläche liegen, daß sie jedermann und beym ersten Anblicke in die Augen fallen. Dem ersten Dichter konnten diese Züge genug seyn; und er hatte immer Ruhm davon, nicht eben daß er sie entdeckte, aber daß er sie auszudrücken wußte. Aber nun, nachdem der Geizige, der Eifersüchtige, der Verliebte, von Dichtern und Rednern vielleicht einige hundertmahl sind geschildert, und jene Züge von den meisten mit den dazu einmahl gewidmeten Ausdrücken wiederhohlt worden; nachdem fast jedem nicht ganz unwissenden Menschen eine Menge solcher Züge aus seiner Lektüre von Romanen und

Komödien in Gedanken schwebt: so kann es wohl kein großes Verdienst mehr für den Dichter, kein großes Vergnügen für den Leser seyn, wenn nur diese alten Bilder und Redensarten auf eine neue Art wieder zusammengesetzt werden. Und doch ist in der That manches unsrer neuen Gedichte von dieser Art. Wir wollen freylich die Dinge, die Menschen sehen, die wir sehen können, aber wir wollen nicht das Gemeine, das Alltägliche an ihnen sehen.

Dieses Gemeine in den Charaktern und Leidenschaften zu vermeiden, hat man zween Wege: entweder sie stark, oder sie fein zu schildern. Entweder den höchsten Grad der Leidenschaft, die gewaltsamsten Ausbrüche eines Charakters, die heftigsten Wirkungen einer Situation zu zeigen, und zwar die bekannten gewöhnlichen Züge der Sache, aber in einem ungewöhnlichen Grade vorzustellen; dieß ist am meisten das Werk des Trauerspiels, besonders des Trauerspiels in Versen bisher gewesen: oder die Sache durch gemäßigte, aber unbemerktere geheimere Züge zu schildern; die unmerklichern Spiele und Uibergänge der Leidenschaft aus dem Grunde der Seele hervorzuheben: die feinern Mischungen zu zeigen, durch welche derselbe Hauptcharakter in verschiedenen Menschen mannigfaltig abwechseln kann; die Situation nach ihren kleinsten Wirkungen auf die Person, die sich darinnen befindet, vorzustellen; dieß sollte das Werk des bür-

gerlichen Trauerspiels, der hohen Komödie und aller der dramatischen Stücke seyn, wo die Prose dem Dichter mehr Freyheit und eine genauere Aehnlichkeit mit dem natürlichen Ausdrucke erlaubt. — Obgleich beyde Arten, die dichterische Vorstellung der Sache über die gemeinen Vorstellungen zu erheben, ihren Werth haben; obgleich zu jeder vorzügliche Fähigkeiten des Geistes nöthig sind: so gestehen wir doch, daß wir die letztere Art für die schwerere und für die interessantere halten; daß es nach unserer Meinnng mehr Kunst kostet, alle Schattirungen einer ruhigen Zuneigung, als einige wenige starke Farben einer rasenden Liebe zu treffen; daß es mehr Vergnügen macht, den ganzen Zustand der Seele bey einem Hausvater zu sehen, der von einer übereilten Liebe seines Sohns, der Herrschsucht seines Bruders und der Zurückhaltung seiner Tochter beunruhigt wird, als die etlichen gewaltsamen Erschütterungen in der Seele eines Königs, der seinen Vater ermordet und seine Mutter geheirathet hat.

Durch die bloßen Ideen, haben wir gesagt, kann uns ein Werk interessiren, entweder insofern es unsere Wißbegierde befriedigt; und zu dem Ende wird es uns begreifliche, für uns wichtige, von uns schon gewünschte Kenntnisse verschaffen müssen; davon haben wir bisher geredet: oder insofern es unsere denkende Kraft in Thätigkeit setzt, und zu dem Ende wird es eine Reihe schnell fortgehender

richtig zusammenhängender, hell und kräftig ausgedrückter Ideen enthalten müssen.

Auch ein Gespräch von ganz unerheblichem Inhalte, aber ein feuriges muntres Gespräch, wo das an Lebhaftigkeit ersetzt wird, was am innern Werthe des Gesagten abgeht, kann doch immer noch sehr unterhaltend für die seyn, welche es führen, und sogar angenehm für die, welche es anhören. Um deßwillen macht das Streiten allemahl das Gespräch interessanter; und durch Zänkereyen ist man immer sicher, die Aufmerksamkeit der Umstehenden zu erregen. Bey jedem Streite entwickeln sich, durch Hülfe der Leidenschaft, welche sich darein mischt, die Begriffe schneller, die Worte rollen leichter fort, Gedanken und Ausdrücke sind ungesuchter und kräftiger. Uiberdieß wird der Zuhörer durch den schnellen und wiederhohlten Uibergang von der einen Partey zur entgegengesetzten, durch den Kontrast der beyderseitigen Meinungen und Gesinnungen, durch die immer vom neuen erregte und immer befriedigte Erwartung der Antworten und Gegenantworten, noch mehr beschäftigt.

Diese Gattung des Interesse ist in vielen Arten der kleinern Gedichte die einzige, deren sie fähig sind, und sie ist allen Arten nothwendig. — Der Lehrdichter mag noch so große und noch so neue Wahrheiten, der dramatische Schriftsteller mag noch so rührende Situationen und noch so einnehmende Charaktere gefunden haben; wenn nicht

beyde das, was sie uns zu sagen haben, mit einer gewissen Geschwindigkeit und in einer ununterbrochenen Reihe in unsre Seele bringen, wenn sie nicht Stoß auf Stoß folgen lassen, und die meisten Ideen in der kürzesten Zeit erwecken können, so werden sie uns doch nicht interessiren.

Man sieht, daß es hierbey vornehmlich auf den Styl ankömmt, obgleich Gedanke und Ausdruck mit einander so zusammenhängen, daß es unmöglich ist, anders sich körnicht, mit Wärme oder Genauigkeit auszudrücken, als wenn man auch eben so denkt. Aber so viel ist doch gewiß, daß diejenige Ausbildung der Ideen, durch welche sie zusammengedrängt, vollkommen gemacht, und zu einem geschwinden und doch immer richtigen Fortgange geschickt gemacht werden, mit der Arbeit sie gut auszudrücken einerley, oder doch für uns nicht zu unterscheiden sey. Die Erfahrung lehret, wie sehr unähnlich die Urtheile der Nationalen und der Ausländer über ein Werk, das jene im Original und diese in der Uibersetzung kennen, ausfallen; daß Schönaich dem Engländer ganz erträglich, und Geßner ihm stuff scheinen könne. So sehr hängt der Eindruck der Sachen von dem Eindrucke der Schreibart ab, in der sie gesagt werden. In ihr liegen die Fehler, die uns am ersten und am meisten beleidigen, und von ihr kommen die Schönheiten, die uns allenthalben durchs ganze Werk reizen. Ein vernachläßigter Ausdruck zieht über das beste

Werk einen Flor, der die Schönheiten desselben einem gemeinen Auge ganz unsichtbar, und auch einem scharfen und geübten unkenntlich macht. Dürfen wir uns nun wohl noch wundern, warum der große Haufe unsrer Nation sich so wenig für unsre guten Köpfe und Schriften interessirt, da unter diesen guten Köpfen so viele sind, die ihre Gedanken nur halb auszudrücken wissen; da die Kunst zu schreiben, die bey den Franzosen und Engländern auch mancher mittelmäßiger und schlechter Schriftsteller besitzt, bey uns nicht einmahl allen unsern guten Schriftstellern eigen ist; da die meisten unsrer Leute von Genie entweder diesseits der Vollkommenheit in Absicht der Schreibart stehen bleiben, oder schon über dieselbe hinaus sind, entweder die in unsrer Sprache liegende Schönheit und Kraft des Ausdrucks vernachläßigen, oder in dieselbe fremde Schönheiten und eine ihr unnatürliche Stärke bringen wollen?

So viel von dem Interesse, das aus Vorstellungen entspringt: in dem folgenden Theile werden wir von dem Interesse reden, das aus Empfindung und Leidenschaft entsteht.

Einige Gedanken
über
das Interessirende.

Zweyter Theil.

Ohneracht̃et das Interesse, welches aus Leidenschaften entsteht, (der Gegenstand unsrer noch übrigen Arbeit) von dem Interesse, welches aus Vorstellungen entspringt, nicht vollkommen getrennt werden kann, weil diese letztern nur insofern wichtig und reizend für die Aufmerksamkeit werden, als sie etwas in sich enthalten, was die Leidenschaften aufbringt, oder ihnen schmeichelt: so scheint doch diese Abtheilung, welche wir zum Grunde unsers Plans gelegt haben, so wichtig zu seyn, als irgend eine Theilung zwischen den Veränderungen der menschlichen Seele seyn kann. Denn wenn es erlaubt ist, überhaupt Verstand und Herz von einander zu unterscheiden, obgleich weder Vernunft noch Einbildungskraft lange geschäftig seyn kann, ohne das Herz daran Theil nehmen zu lassen, so ist es auch erlaubt, den Antheil, den wir in den Aeußerungen des Verstandes eines andern, von dem, den wir an den Ausbrüchen seines Herzens nehmen, abzusondern; oder mit andern Worten, das Interesse,

welches Räsonnements oder Schilderungen, und das, welches die Gemüthsbewegungen oder Schicksale erregen, zu unterscheiden.

Vielleicht würden wir die Wahrheit, die wir bey unsrer Eintheilung im Sinne hatten, noch besser ausgedrückt haben, wenn wir so gesagt hätten: Der Zustand eines Menschen, der von etwas interessirt wird, ist ein vollkommneres Wachen, ein höherer Grad von Leben. Er wird also darinnen bestehen, daß wir uns selbst lebhafter empfinden, daß wir mehr Begierden und Erwartungen haben, als gewöhnlich. Aber was für Begierden; und wornach? Entweder nach gewissen Veränderungen der Umstände, die uns in der Wirklichkeit oder in der Vorstellung gegenwärtig sind; oder nach gewissen Veränderungen unsrer Gedanken selbst. Eine Sache interessirt uns, entweder weil sie zu unsrer eignen Vollkommenheit etwas beyträgt; dieß war das Interesse, welches die Deutlichkeit, die Menge der Vorstellungen hervorbringt; oder weil sie etwas in unsern Umständen verbessert. Von dieser letztern Art des Interesse wollen wir jetzt reden.

Zuerst bemerken wir, daß das Interessirende in den Begebenheiten immer etwas künftiges ist: eine Gefahr, die uns nahe kömmt, eine Freude, die wir erwarten. Wenn der Vater, der seinen Sohn an einem fremden Orte aufzusuchen gereist war, ihn todt findet, so ist er aufs lebhafte gerührt; er ist insofern beschäftigt, aber er ist nicht interessirt.

Wenn eben dieser Vater, bey der Ankunft in die fremde Stadt, von einem Jünglinge der seinem Sohn ähnlich ist, und der eben begraben werden soll, reden hört: dann wird er im höchsten Grade interessirt.

Zweytens in dieser Zukunft muß noch einige Dunkelheit seyn. Es ist eine ungewisse Erwartung, mit Begierde oder Abscheu verbunden. Sobald ein guter oder schlimmer Ausgang gewiß ist, sobald ist die Beschäftigung der Seele, die Unruhe nicht mehr so groß. Man sage dem Spieler voraus, daß er gewinnen wird, so mag er sich mehr freuen, aber seine Seele wird weniger thätig seyn. Und warum dieß? Die Thätigkeit der Seele besteht in der Begierde, und die Begierde hört auf, wenn die Sache erreicht ist. Erreicht ist aber auch die Zukunft, sobald sie gewiß wird.

Drittens: So viel es also in unsern Umständen Veränderungen zum Bessern oder zum Schlechtern geben kann, große oder kleine: auf so vielfache Weise können wir interessirt werden. In dem Laufe jedes Tages kommen auch dem eingezogensten, ruhigsten Menschen tausend kleine angenehme Vorfälle vor: deren Erwartung zu gewissen Stunden und Augenblicken ihm mehr Lebhaftigkeit gibt. Bey jedem Menschen gibt es solche kleine Dunkelheiten der nächsten Zukunft, durch welche er in einige Unruhe und in eine stärkere Bewegung gesetzt wird.

Auf diese Weise also interessirt uns nun unser eigen Leben. Aber wie kann diese Hoffnung und Furcht entstehen, ohne daß in unsern Umständen sich etwas ändert?

Uns dünkt, es gibt eine dreyfache Art, die Leidenschaften hervorzubringen, ohne die Umstände des Menschen zu ändern: die eine würde ich gern die musikalische, die andere die malerische, die dritte die dichterische Art heißen, nicht, als wenn nicht eine jede Kunst mehr als ein Mittel hätte zu rühren, sondern weil sich bey jeder Eine Art besonders merklich zeigt.

Entweder wird die Leidenschaft in der Seele hervorgebracht, indem der Körper auf den Ton dieser Leidenschaft gestimmt wird. Das geschieht durch die Musik. Wenn man sagt, sie ahmt die Leidenschaften nach, so will man oft weiter nichts als so viel sagen: von einer gewissen Spannung der Nerven wird jede Leidenschaft begleitet: ist diese Spannung da, so entsteht diese Leidenschaft, oder die Seele braucht nur noch eine kleine Veranlassung dazu. Töne, die eigentlich nur auf eine Erschütterung des Gehörnervens wirken, haben doch einen unstreitigen Einfluß auf den ganzen Körper. Die Erfahrung hat uns gelehrt, welche Töne die Nerven schlaff und dadurch die Seele schwermüthig machen, oder welche sie anspannen und dadurch die Seele erheben. Der Komponist setzte diese Töne zusammen, und erweckt diese Leidenschaften. So

viel ist wenigstens ausgemacht, daß die meiste Instrumentalmusik, außer dem Vergnügen an Wohlklang und Rhythmus, weiter keine Wirkung auf die Seele thut, als durch die Verfassung, in die sie den Körper setzt.

Oder die Leidenschaft wird erregt durch das Anschauen einer Begebenheit, die einen andern in Leidenschaft setzt, und an der wir durch Sympathie Theil nehmen. Diese Art, Leidenschaften zu erwecken, hat die Malerey mit der Poesie gemein, aber die Malerey hat gar keine andere.

Die Poesie hat noch eine zweyte. Nähmlich, es entstehen Leidenschaften, wenn uns die Empfindungen oder die Ideen eines andern lebhafter an unsre Umstände und Empfindungen ähnlicher Art erinnern, und also, so zu sagen, ein vergangnes Interesse wieder aufwecken.

Wir werden uns bloß auf die beyden letztern Arten, die Leidenschaften zu erregen, einschränken. Für die Dichter und die Schriftsteller überhaupt ist diese Untersuchung bestimmt. Gemälde und Musik können uns ergötzen, können uns rühren; aber im eigentlichen Verstande interessiren können uns nur die redenden Künste.

Noch einmahl also, diese Künste erwecken Leidenschaften, 1) indem sie Begebenheiten uns darstellen, an denen wir Antheil nehmen, 2) indem sie Empfindungen uns vorlegen, die uns unsrer eigenen eingedenk machen. Man sieht leicht, daß das

Drama, die Epopee, alle die Theile der Dichtkunst, welche Begebenheiten erzählen oder nachahmen, Leidenschaften auf die erste Art erwecken; die Ode, die Elegie hingegen, alle die Gattungen, welche bloß den Gemüthszustand des Dichters schildern, auf die zweyte.

Diese Materie ist von unendlichem Umfange; wir müssen sie in engere Grenzen einschließen, wenn wir ihrer mächtig werden wollen.

An welchen Leidenschaften nehmen wir vornehmlich Theil? Auf welche Weise müssen sie geschildert werden, damit diese Theilnehmung befördert werde? und welches ist die nützlichste Art der Leidenschaften, die der Dichter erwecken kann?

Um zu wissen, welche Leidenschaften und Empfindungen am meisten interessiren, haben wir zween Wege; entweder die menschliche Natur zu fragen, oder die Praxis der Dichter.

Die Natur sagt uns: Wir nehmen an den Leidenschaften, von welchen wir andre bewegt sehen, Theil, entweder wenn wir uns genau in ihre Umstände zu versetzen, und die Wirkung derselben auf die Seele uns vorzustellen wissen; oder wenn wir zwischen diesen Umständen und unsern eignen eine gewisse Verbindung sehen.

Wir glauben, es gibt eine dreyfache Sympathie. Eine, die bloß im Körper ihren Grund hat; unsere Werkzeuge gerathen bey gewaltsamen Bewegungen ähnlicher Werkzeuge in eine ähnliche Be-

wegung; so fühlen wir das Geschrey eines Menschen, der auf der Tortur liegt. Eine zwote, die in den Vorstellungen der Seele ihren Grund hat; unsre Einbildungskraft gibt uns die Rolle der leidenden Person, und wir bilden also auch alle ihre Empfindungen nach. Eine dritte, die in den moralischen Empfindungen ihren Grund hat; wir erzürnen uns über ein augenscheinliches Unrecht, das Jemanden geschieht, mehr, als wir mit dem ihm zugefügten Uibel Mitleiden haben würden, wenn es ein bloßer Zufall wäre.

Die erste Art der Sympathie findet nur bey dem Schmerze, nicht bey dem Vergnügen Statt. Denn die Erschütterungen müssen gewaltsam seyn, die eine harmonische Erschütterung unsrer Nerven hervorbringen sollen; und die Erschütterungen des Vergnügens sind sanft. Um deßwillen also ist körperlicher Schmerz kein schicklicher Stoff für den Dichter. Um deßwillen soll Medea ihre Kinder nicht auf dem Theater umbringen, und Atreus nicht seines Bruders Kinder vor den Augen der Zuschauer auftragen. Die Leidenschaften, die uns von andern durch unsern Körper mitgetheilt werden; auch die, wo sich nur unsere körperliche Sympathie sehr mit hineinmischt, sind immer unangenehme verdrüßliche Leidenschaften; sie erlauben selten eine Mischung von Vergnügen, und sie erregen kein Wohlgefallen über uns selbst und unsre Empfindlichkeit.

Die zwete Art der Sympathie, die, welche aus der Einbildungskraft und dem Versetzen in des andern Umstände entspringt, muß ebenfalls bey dem Leiden merklicher, als bey jeder andern Art der Empfindungen seyn. Denn, warum hätte man fast in allen Sprachen alle andre Arten von Sympathie unbenannt gelassen, und dem Mitleiden allein einen Nahmen gegeben?

Wir sehen demunerachtet augenscheinlich, daß wir an der Fröhlichkeit eben sowohl Theil nehmen können, als an der Betrübniß.

Alle Leidenschaften lassen sich in solche theilen, die aus dem Widerstande gegen das Uibel und den Schmerz, und in solche, die aus der Neigung gegen das Gute und das Vergnügen entstehen. Jede Gattung theilt sich wieder, nach dem die Leidenschaft die Seele erhebt oder niederschlägt. Es gibt einen Widerwillen gegen das Uibel, der zum Widerstande führt, der mit einer Art von Aufwallung der Lebensgeister verbunden ist, der muthig und beynahe verwegen macht, das ist die zornartige Unlust. Es gibt einen andern, der zur Muthlosigkeit führt, der mit einer Unterdrückung der Lebensgeister verbunden ist, der schwermüthig und verzweifelnd macht, das ist die Betrübniß. Eben so gibt es eine Freude, die stolz macht, die Zuversicht und weit aussehende Entwürft einflößt; und eine andre, die weichlich macht, die in dem Schatten der Ruhe und bey dem Genuße einschläfert.

Noch ist der Charakter der Leidenschaften anders, wenn bloß das Gute oder Böse erwartet wird, und anders, wenn es nun kömmt.

Allgemeine Regeln zu geben, welche Leidenschaften sich am leichtesten mittheilen lassen, mag vielleicht sehr mißlich seyn; aber jeder darf seine Erfahrungen anführen, und der Leser hat immer Vortheil, wenn er sie mit seinen eignen vergleicht.

Uns also scheint es 1) daß, insofern die Sympathie von den Vorstellungen der Seele herkömmt, körperlicher Schmerz und Lust am wenigsten Theilnehmung veranlassen. Vorstellen können wir sie uns wenig, wenn nicht der Körper hilft. Daher diejenigen, die von einem so festen Baue des Körper und so abgehärteten Fibern sind, daß von hieraus der Zugang zur Seele verschlossen ist, gesetzt auch, daß sie daß fühlbarste Herz haben, doch bey den körperlichen Leiden andrer, wenn nicht moralische dazu kommen, wenig empfinden. Das Unglück, woran wir durch die Imagination Theil nehmen sollen, muß auch von der Imagination herkommen; die Vorstellungen, welche sich der Leidende von den Dingen macht, nicht die Bewegungen des Körpers, welche er fühlt, müssen die Quelle seines Unglücks seyn.

2) Am Leiden können wir überhaupt mehr Theil nehmen, als am Vergnügen; es sey nun, weil der Schmerz immer die heftigste Empfindung ist, und also auch mit mehr Gewalt auf den Zu-

schauer wirkt, oder weil wir dem Fröhlichen und Glücklichen nichts helfen können, da hingegen die Noth andrer unsern Beystand und also unsre Thätigkeit auffordert. Daher kömmt es also auch, daß nur das Trauerspiel eigentliche Leidenschaft erregt, die Komödie aber mehr bloß durch die Vorstellungen intereßirt.

3) An dem weichlichen Vergnügen, das in dem bloßen Genusse besteht, bey dem die Kräfte des Geistes mehr hinsinken, als empor streben, können wir am wenigsten Theil nehmen, wenn wir nicht selbst in einem ähnlichen Zustande sind, oder uns desselben erinnern. Aber davon ist jetzt die Rede nicht. Diese Maler der Wollust also, auch der feinern gesitteten Wollust, erreichen doch ihren Zweck, gesetzt er wäre auch der edelste, am wenigsten. Es ist umsonst, seine Seele in einen Zustand, der ganz leidend ist, worin sie nichts wirkt, sondern bloß Eindrücke andrer Dinge empfängt, freywillig zu versetzen. Nur die Freude, die geschäftig, behende, mit Unternehmungen schwanger, voll großer Hoffnungen ist; diese nur können wir bey uns selbst, ohne sie zu fühlen, nachmachen: denn unsre Kräfte zu Handlungen zu erwecken, haben wir die Gewalt; aber Eindrücke hervorzubringen, wenn die Gegenstände nicht da sind, haben wir keine. Was die verschiedene Arten der Unlust anbetrifft, so kömmt viel auf den Charakter des Zuschauers an. Ein männlicher Geist wird mehr An-

theil an dem Zorne, und ein weiblicher mehr Antheil an der Betrübniß nehmen. Jenes scheint der Fall bey den Alten gewesen zu seyn: deßwegen konnten sie auch so schreckliche Geschichten, so gräßliche Ausbrüche der Wuth vertragen, sie sahen lieber eine Medea, die, wenn gleich durch Grausamkeiten, sich über ihr Unglück erhebt, als eine Niobe, die weinend unter demselben zu Boden sinkt. Dieses scheint der Fall bey uns zu seyn; wir wollen mehr wehmüthige als starke Empfindungen sehen; ein Feiger, der aber sonst ein guter Mann und unglücklich ist, findet mehr Mitleiden, als ein Tapferer, der durch das Unglück wild und unbändig worden. Dieß kömmt also daher, weil der männliche Geist die muthige Widersetzung des Zornigen billiget, und die Ohnmacht des Niedergeschlagenen verachtet; der weibliche Charakter hingegen den Ungestüm des Zorns scheuet, und hingegen das Sanfte der Betrübniß gut heißt. Dieß hängt also mit der Sympathie der moralischen Empfindungen zusammen, und davon werden wir gleich reden.

4) An allen glücklichen und unglücklichen Vorfällen andrer Menschen können wir mehr Antheil nehmen, wann sie erwartet werden, als wenn sie gegenwärtig sind. Um deßwillen schließt sich das Trauerspiel, sobald der unglückliche Streich vollbracht ist. Den Hoffnungen zweyer Liebenden, die sich durch allerhand Schwierigkeiten aufgehalten sehen, können wir mit Vergnügen zusehen; aber

wann sie nun verlobt sind, so gehen wir davon. Die Ursache liegt in dem, was wir schon gesagt haben. Nur an der Begierde oder dem Abscheue nehmen wir eigentlich Theil, nicht an dem Genuße und dem Leiden; jenes sind Handlungen, dieß sind Empfindungen; dort wirken wir selbst, hier die Dinge. Wo sich nun bey den Personen, welche es eigentlich gilt, Hoffnung in Lust verwandelt, da hört ihr Bestreben und also unsre Mitwirkung auf. Bey dem Schmerze ist es etwas anders; weil kein Schmerz ohne Furcht, obgleich Lust ohne Hoffnung seyn kann. Bey dem Genuße verliert sich die Begierde, und also auch die Theilnehmung. Bey dem Schmerze verliert sich nicht die Verabscheuung; die Bestrebung das Uibel wegzuschaffen bleibt, und dieses Bestreben theilen wir mit dem Leidenden.

Was die moralische Sympathie betrifft, so richtet sich diese nach zwo Sachen; nach dem Charakter der Person, und nach dem Charakter der Leidenschaft, an welcher wir Theil nehmen sollen. Die Person müssen wir lieben oder hochachten; die Leidenschaft müssen wir in gewissem Grade billigen. 1) Liebe und Hochachtung gründen sich auf moralische Vollkommenheit, die wir einem Menschen zuschreiben. Aber Hochachtung geht auf die moralische Vollkommenheit bloß an sich betrachtet, Liebe auf dieselbe als eine Quelle des Vergnügens oder des Nutzens für uns. Alle Umstände ei-

ner Person, gegen welche wir eine dieser beyden Gesinnungen haben, rühren uns mehr, alle ihre Empfindungen nehmen wir leichter an; einmahl, weil wir diese Umstände mehr mit den unsrigen verbinden, zum andern, weil wir diese Empfindungen für etwas vollkommners und nachahmungswürdigers halten.

2. Besonders müssen wir die Leidenschaft, welche Sympathie erregen soll, für erlaubt oder für löblich, und den Grad derselben für billig und der Ursache gemäß ansehen. Die Stoiker sagten, unsre eigne Leidenschaften bekämen dadurch ihre größte Stärke, weil wir aus Irrthum es für recht hielten, sie zu haben. Wir wollen jetzt nicht untersuchen, wie weit dieses wahr sey; aber so viel ist gewiß, daß jede Leidenschaft geschwinder entsteht, und auf eine größere Höhe steigt, wenn wir durch den Gedanken von Unrechtmäßigkeit oder von Thorheit nicht zurück gehalten werden. Der freywillige Entschluß der Seele gesellt sich bey Leidenschaften, die wir billigen, zu dem unfreywilligen Eindrucke der Gegenstände; und diese vereinigte Kraft unsrer selbst und des Dinges macht also die Wirkung größer.

So wie in den Begriffen von der Moralität etwas Festes und Unwandelbares, und etwas Veränderliches und Willkürliches ist; so werden auch die Leidenschaften, welche man billiget, zum Theil bey allen Menschen dieselben, zum Theil durch die

Verschiedenheit der Sitten und der Gesetze verschieden seyn.

Allgemein wird es seyn, daß eine Leidenschaft, die auf Wohlwollen gegründet ist, mehr Theilnehmung erregt, als eine, welche aus Haß entsteht; die Elektra flößt uns bey weitem nicht so sehr ihren Haß gegen ihre Mutter ein, als sie uns ihre Liebe zu ihrem Bruder einflößt. Allgemein wird es seyn, daß eine Leidenschaft, die ein Mensch bloß wegen seiner eignen glücklichen oder unglücklichen Veränderungen empfindet, weniger Theilnehmung erregt, als die, welche er über das Schicksal andrer, die unter ihm stehen, oder für welche er zu sorgen hat, empfindet. Ein Vater, der seine unglücklichen Kinder, ein Bürger, der sein Land beweint, fordert mehr Mitleid, als ein Mensch, der seine eigne Armuth oder seine Krankheit beklagt. Allgemein wird es seyn, daß Zorn nur bey einem durch Ungerechtigkeit erlittnen Unglücke gebilliget und mit empfunden wird.

Aber verschieden werden die Meinungen über die Größe der Beleidigungen seyn, und über die Härte der Ahndung, die bey jeder Beleidigung erlaubt ist. Eine empfangne Ohrfeige erregt den ganzen Tumult in dem Cid, und dieser Tumult scheint den Zuschauern nicht übertrieben. Die Rache der Elektra ist grausam; aber die Ermordung eines Vaters schien sie den Griechen zu rechtfertigen. Verschieden werden sie seyn über den Werth

der Tugenden, die sich in den verschiedenen Leidenschaften äußern. Jede Art der Fähigkeiten und Tugenden, die Tapferkeit, die Mäßigkeit, die Menschenliebe, hat ihre Epoche in der menschlichen Gesellschaft; vielleicht hat es noch keinen Zeitpunct gegeben, wo alle Tugenden auf gleiche Art wären geschätzt worden. Zu der einen Zeit wird man geneigt seyn, auch Handlungen der Ungerechtigkeit und Grausamkeit zu entschuldigen, wenn sie nur mit Entschlossenheit unternommen und mit Muth ausgeführt worden; zu einer andern wird man auch weibisches tändelndes Wesen vertragen können, wenn es nur mit Feinheit der Sitten und Gutherzigkeit verbunden ist.

So viel sagte uns die Natur des Menschen; was sagt uns nun die Praxis der Dichter?

Wenn man die alten und neuen Trauerspiele in seinen Gedanken durchläuft, so wird man, glauben wir, zwo Leidenschaften am öftersten in ihnen vorkommen sehen: Rachsucht und Liebe. Rache, oder die Ahndung einer empfangnen Beleididigung, ist oft der Stoff des heroischen Trauerspiels, und ist den Dichtern am meisten eigen, welche nach Erhabenheit streben; Liebe ist gemeiniglich der Stoff des wehmüthigen Trauerspiels, und ist die Lieblingsmaterie der Dichter, welche mehr Empfindlichkeit des Herzens haben.

Diese Einförmigkeit wird uns weniger befremden, wenn wir bedenken, daß es nur zwo Leiden-

schaften zu schildern geben kann, solche, die aus der Freude und dem Wohlgefallen, und solche, welche aus dem Mißfallen entstehen. Rührt nun diese Freude oder dieser Verdruß von den menschlichen Handlungen her, sind es die gesellschaftlichen Verhältnisse, durch welche diese Leidenschaften erregt werden, so werden sie fast allemahl in Liebe oder in Zorn ausschlagen.

Aber warum ist unter allen Arten der Zuneigung, die Liebe der Geschlechter vorgezogen worden?

Deßwegen, weil 1) diese Leidenschaft allgemeiner ist; sie gründet sich auf einen Naturtrieb, sie erinnert an eines der stärksten sinnlichen Vergnügungen; die Sympathie kann also allgemein seyn. Die väterliche, die freundschaftliche, die Vaterlandsliebe hingegen, sind nur gewissen Personen eigen, sie sind mehr Tugenden, als wirkliche Leidenschaften; nur derjenige kann stark daran Theil nehmen, der selbst fähig ist sie zu fühlen. 2) Weil diese Leidenschaft am meisten Verwickelungen und Abenteuer hervorbringt, und also der beßte Stoff zu einer Fabel ist. Da sie sich mit dem Interesse der Familien durchkreuzt, so findet sie mehr Schwierigkeiten und Widerstand zu überwinden; da sie ausschließend ist, so hat sie mit Nebenbuhlern zu kämpfen; da sie, durch die Unauflöslichkeit der Ehe, den lebenslangen Zustand zwoer Menschen bestimmt, so macht sie auf gewisse Weise die Entscheidung ih-

res

res Schicksals aus; da sie endlich geschwinder auf ihre Befriedigung dringt als jede andre Leidenschaft, so bringt sie in der kürzesten Zeit die wichtigste Begebenheit des menschlichen Lebens zu Stande, wodurch sie einer dramatischen Behandlung am meisten fähig wird. 3) Weil sie die am meisten poetische Leidenschaft ist: sie belebt die Einbildungskraft, weil sie zum Theil körperlich ist, und den Lauf der Säfte beschleunigt; sie ist in ihrer vollen Stärke zu der Zeit des Lebens, wo die Seele am meisten wach, und die Nerven am gefühlvollsten sind; sie vermischt sich mit vielen andern Empfindungen, weckt jede schlafende Leidenschaft auf, und färbt jede Idee, jede Handlung mit ihrer eignen Farbe. Die Liebe hat die Poesie hervorgebracht, und es ist nicht bloße Nachahmung, sondern es ist Natur, daß die Liebe und ihre Abenteuer öfters als jeder andre Umstand des menschlichen Lebens von der Dichtkunst sind besungen worden.

Aber warum haben die Alten so wenig Liebe in ihren Stücken? Man irret sich. Liebe ist in ihren Stücken genug, aber nur nicht die Geschichte des Verliebens. Wenn wir die tragischen Begebenheiten der griechischen Bühne betrachten, so finden wir, daß die Liebe viele derselben veranlaßt und sich fast in alle gemischt hat. Was stürzt den Agamemnon, was zerrüttet die Häuser des Atreus, des Jasons, des Theseus, als die Liebe? Was ist es dann, das uns die griechischen Dichter in der Kly-

tämnestra, in der Medea, in der Phädra schildern, als die Wirkungen der Liebe? Freylich der ausschweifenden, der ehebrecherischen, der schändlichen Liebe. Aber sie haben auch in der Alcestis das Gemälde ehelicher Treue aufgestellt. Die Neuern haben also nicht die Liebe zuerst ins Theater gebracht; aber sie haben sie auf eine neue Weise behandelt, einen andern Zeitpunct derselben, so zu sagen, gewählt. Die Griechen schildern mehr die eheliche Liebe, es sey in ihrer Ausschweifung und Verderbniß, oder in ihrer Vollkommenheit und Reinigkeit; die Eifersucht einer beleidigten Frau, oder die Wuth einer Ehebrecherinn ist der Stoff ihres Gemäldes: unsre Dichter hingegen schildern mehr den Roman vor der Ehe, die Zärtlichkeit des Liebhabers, oder die Eifersucht der Braut.

Und so bringen es die Sitten der Griechen und die unsrigen mit sich. Bey den Griechen gab es keinen solchen Roman. Ihre Töchter blieben in dem innersten Theile des Hauses, den Augen aller Mannspersonen, selbst ihres Liebhabers verborgen, bis er ihnen als Gemahl zugeführt wurde. Eher trat das weibliche Geschlecht nicht auf dem Theater der Welt auf, als bis es verheirathet war; und auch dann waren die Besten, die Tugendhaftesten, am wenigsten sichtbar.

Was also in der menschlichen Natur liegt, daß die Liebe eine allgemeine und poetische Leidenschaft ist, daß sie am Elende und Glückseligkeit der Menschen und der Familien sehr vielen Theil hat:

das hat Griechen und Franzosen und Teutsche auf gleiche Weise dahin gebracht, die Liebe in ihre Stücke zu bringen, es sey als eine unsichtbare Triebfeder der Handlung, oder als das sichtbare Original des Gemäldes. Was aber bloß in den Sitten unsrer Zeit liegt, daß beyde Geschlechter auch vor der Ehe freyer mit einander umgehen können; daß der Jüngling und die Braut auf gleiche Weise ihre Neigung gestehen dürfen; daß es einen so häufigen Kampf der Leidenschaft der jungen Personen mit dem Interesse der Alten und ihrer Familien gibt; daß dieser Streit von beyden Seiten durch gegenseitige gemachte Entwürfe geführt wird, woraus eigentlich die Intrigue entsteht: dieß hat auch unserm Theater und unsern Romanen eine besondre Art von Liebeshändeln gegeben, von denen die Alten wenig wußten.

Eine Leidenschaft gibt es, in welcher sich diese beyden, Liebe und Zorn, mit einander vereinigen; keine ist auch deßwegen öfter geschildert worden, in keiner haben die Dichter ein größer Feld gefunden, ihre Einsicht in die Führung der Leidenschaften zu zeigen. Diese Leidenschaft ist die Eifersucht. Die Medea, der Othello und die Zaire, drey Hauptstücke dreyer berühmten Nationen, haben die Eifersucht zum Stoff.

In der That wird kaum irgend eine Leidenschaft so viel andre Leidenschaften in sich schliessen, kaum eine so mannigfaltige Bewegung des Gemüths er-

regen. Wer den Eifersüchtigen schildern will, der muß die Liebe und den Haß, die Freude und die Traurigkeit, die Hoffnung und die Furcht schildern. Uiberdieß kann man der Entstehung dieser Leidenschaft mehr als irgend einer andern nachspüren. Andre Leidenschaften entstehen entweder zu langsam oder zu schnell, um aus ihrem Ursprunge ihre Natur kennen zu lernen. Eine einzige Beleidigung kann das Gemüth in Zorn bringen; die Vorstellungen folgen hier mit solcher Geschwindigkeit auf einander, das Blut und die Lebensgeister brausen so schnell auf, daß es dem Menschen selbst nicht möglich ist, den Gang der Leidenschaften zu entwickeln. Die Liebe, wenn sie ganz sinnlich ist, entsteht eben so schnell und oft bey dem ersten Anblicke. Ist sie hingegen moralisch, so wächst sie unmerklich; es ist unmöglich, den Zeitpunct zu bestimmen, wo Gleichgiltigkeit in Neigung, und Neigung in Zärtlichkeit übergingen. Bey der Eifersucht hingegen ist der Zustand, aus welchem die Leidenschaft gleichsam ausgeht, schon ein an sich merklicher Zustand, dessen Abänderungen sich wohl wahrnehmen lassen. Wenn ein Mensch, welcher liebt, und heftig liebt, anfangen soll zu hassen: so muß der Uibergang deutlich seyn. Die Ideen, welche seine erste Leidenschaft bestritten und besiegt haben, müssen öftere Anfälle auf dieselbe gethan haben; es muß ein Kampf vorgegangen seyn, mit einem Worte, der Mensch, der eifersüchtig wird,

ist selbst geschäftig, seinen Argwohn zu stärken oder zu besiegen, er weiß also und kann angeben, was in ihm vorgeht.

Und dieß bringt uns auf eine andre Bemerkung, die man bey der Lesung der Dichter machen kann, daß nichts so sehr interessirt, als der Streit mehrerer Leidenschaften.

Wir haben schon angemerkt, daß nicht sowohl die Empfindung, die leidende Veränderung des Geistes, die bey der Leidenschaft zum Grunde liegt, als die Thätigkeit, die wirksamen Bestrebungen der Seele, durch welche sich die Leidenschaft äußert, dasjenige sey, woran wir Theil nehmen. Ist nur Eine unbestrittene Leidenschaft in der Seele, so kehrt sie ihre genze Wirksamkeit nach außen, sie geht bloß mit der Unternehmung, mit der äußern Handlung um, die zu ihrer Befriedigung abzielt; die innere Wirksamkeit des Geistes selbst, die, welche eigentlich durch die Rede geschildert werden kann, ist nur geringe. Wenn aber mehrere Begierden vorhanden sind: so arbeitet die Seele innerlich, eine Entscheidung des Streits oder ein Gleichgewicht zu finden; und diese Arbeit ist es, welche eigentlich Worte malen können.

Ein Mensch, der einen andern vollkommen und durchans haßt, ist auf gewisse Weise ruhig, weil er einmahl entschlossen ist, und einen einfachen Entwurf verfolgt; die Ideen, die zu jeder Leidenschaft gehören, so wie sie sich mehr festsetzen, wer-

den dunkler. Wenn er aber eben die Person liebt, über deren Beleidigung er ergrimmt: dann ist das Gemüth in Aufruhr; die Ideen des Hasses sind neu, und also lebhaft und deutlich, die Ideen der Liebe sind im Besitze der Seele, und leisten also muthigen Widerstand, der sie hinwiederum klärer und lebendiger macht. Mit einem Worte, der Widerspruch der Ideen und der Begierden, das ist der Zustand, wo der Mensch seiner selbst am besten bewußt ist, und wo er am meisten seine Vorstellungen und Neigungen ausdrücken kann.

Uiberdieß ist die Erwartung, die zum Interessirenden nothwendig ist, bey dem Streite zweyer Leidenschaften größer als bey Einer. Was der Mensch thun wird, der bloß liebt oder bloß haßt, das ist ausgemacht; die Wahl kann nur zwischen den Arten der Befriedigung seyn, und dieß erregt die Neubegierde nicht so stark, weil es nichts ist, was die Natur des Menschen selbst so sehr anginge. Aber wozu sich der Sohn noch entschliessen wird, der seinen eignen Vater an dem Vater einer Geliebten rächen soll; was die mütterliche Liebe einer heftigen und gegen ihren Gemahl wüthenden Frau thun wird; das sind wir höchst begierig zu wissen, und sind sehr zweifelhaft, es voraus zu sagen.

Dieser Streit der Leidenschaften ist auf mehr als eine Art möglich.

Der erste ist zwischen einer alten eingewurzelten Neigung, und einer unentstehenden Leidenschaft,

durch welche sie besiegt werden soll. Dieß ist der Fall bey der Eifersucht. Diese Art des Streites ist zu einer Schilderung, zu einer Entwickelung der Leidenschaft am vortheilhaftesten. Die Entstehung ist es, welche uns die Natur der Leidenschaft am besten erklärt. Und wo können wir dieser Entstehung zusehen, als wo der Zeitpunct, wo sie anfängt, merklich ist; und wo kann er merklich seyn, als wo er von dem vorhergehenden Zustande der Seele sehr absticht? Uiberdieß findet sich der Vortheil, den der Streit der Leidenschaften dem Dichter leistet, daß er die stummen beredt macht, bey keinem Streite mehr, als wo eine einmahl feste Uiberzeugung bestritten, und eine schon zur Gewohnheit gewordene Zuneigung angegriffen wird.

Eine andre Art des Streites, der viel Unruhe und Erwartung erregt, aber weniger den Charakter entwickelt, ist der, wenn eine neue und zufällig entstandne Begierde, einer alten Leidenschaft, bey der Wiedererkennung des Gegenstandes, oder bey einer bessern Belehrung, Platz macht. Dieß ist der Fall bey der Iphigenia von Tauris und bey der Merope. Hier ist es nicht sowohl ein Streit, als eine plötzliche Umkehrung der Gesinnungen. Das Interesse entspringt nicht sowohl, weil man in den Zustand der Person tief eindringt, und sich also dadurch die Gesinnungen sehr zu eigen machen kann, sondern weil man selbst durch den Widerspruch unruhig wird, der sich zwischen der jetzigen Bewe-

gung der Person und ihren wirklichen Gesinnungen und Verhältnissen findet. Geschieht nun die Entdeckung; so ist bey der Person selbst zwar kein eigentlicher Streit, die alte Leidenschaft nimmt ungehindert Platz: aber sie äußert ihre Gewalt weit stärker; sie ist mit einem Grade von Schrecken verbunden, also noch eine Mischung von der Leidenschaft, aus welcher sie entstanden war. Fälle dieser Art werden auf dem Theater öfter als im menschlichen Leben vorkommen, denn sie fordern immer eine wunderbare Verwickelung, um dem Menschen den wahren Gegenstand seiner Liebe oder seines Hasses zu verbergen, oder um ihn auf eine Zeitlang wider seine wirklichen Gesinnungen handeln zu lassen.

Ein dritter Streit ist zwischen zwo Leidenschaften, welche sich zwar einander nicht aufheben, welche nicht einander entgegenstehen, aber die doch entgegenstehende Maßregeln und eine doppelte Aufführung brauchen.

Wenn ein Mensch zwo Personen liebt, welche einander hassen; wenn er die Gunst zwoer Personen sucht, die entgegenstehende Unternehmungen haben, an welchen sie ihn wollen Theil nehmen lassen, wenn er in zweyfachen Verbindungen ist, die ihm beyde theuer sind, und ihm also entgegenstehende Pflichten auflegen: dann ist er in einer wichtigen Situation. Das ist der Fall bey Germeuil im Hausvater, so ist Neoptolem im Philoktet, der

gern den kranken Helden retten, und doch seinem gegebenen Worte treu seyn wollte. Man sieht leicht, warum man sich für einen solchen Menschen interessirt. Die Unruhe ist vielleicht unter allen Bewegungen der Seele diejenige, welche sich am leichtesten mittheilt; und eine solche Lage der Umstände bringt Unruhe hervor. Uiberdieß ist man begierig, die Entscheidung zu wissen; man findet die Aufgabe verwickelt, und man wünschet sie aufgelöst zu sehen.

Eine solche Situation kann aber eben sowohl lächerlich als rührend werden, nach dem Charakter der Person, welche sich in derselben befindet. Bey einem schwachen Geiste, oder wenn die Parteyen, unter welchen zu wählen ist, nicht erheblich sind; so artet diese Unruhe in eine kindische Unentschlossenheit und Verlegenheit aus, die allemahl lächerlich ist. Man wird sich erinnern, in sehr viel Komödien solche Scenen gesehen zu haben, wo ein alberner Mensch durch seine Verlegenheit die Zuschauer erlustiget. Bey einem edlen und großen Charakter hingegen, und wenn die Vorfälle wichtig sind, und die Wahl einen großen Ausschlag gibt: dann wird diese Unruhe rührend.

Wir könnten hier den Streit zwischen Leidenschaft und Vernunft, als eine besondre Gattung hinzufügen, wenn er sich nicht auf gewisse Weise über alle die vorigen Arten erstreckte.

Nähmlich, was wir eigentlich Leidenschaft nennen, ist eine sinnliche Begierde, die vom Körper

herrührt, die durch den Lauf der Säfte und die Bewegung der Lebensgeister unterstützt wird. Vernunft ist der Geist, insofern er aus sich selbst und abgezogen vom Körper wirkt und handelt. Sobald also nur der Mensch selbst thätig ist, und so weit er es ist, da und so weit wirkt seine Vernunft. Aber jeder Streit der Leidenschaften macht den Menschen selbst thätig; also erweckt jeder Streit der Leidenschaft die Vernunft.

Im Grunde war dieß eben der Vortheil, den wir von diesem Streite ziehen konnten. Eine einfache sinnliche Leidenschaft kann thierisch seyn, und ist es immer mehr oder weniger: eine zwiefache entgegengesetzte muß auf gewisse Weise vernünftig werden, (oder der Mensch ist verloren,) durch die Arbeit, die die Seele selbst dabey anwenden muß, sie auseinander oder in Vereinigung zu bringen. In dem ersten Falle denkt der Mensch wenig. Es ist bloßes dunkles Gefühl bey ihm: und wer will dieses dunkle Gefühl schildern? wer will sich darein versetzen? In dem andern denkt er nothwendig Etwas, seine Empfindungen, die bloße Eindrücke waren, welche auf die Seele geschahen, müssen nun von ihr bearbeitet, geändert, und so zu sagen in die Form gebracht werden, daß sie bey einander Platz haben. Diese Ideen zu beschreiben, dazu ist die Sprache gemacht, das kann allein der Vorsatz des Dichters oder Redners seyn.

Es gibt demungeachtet noch eine reinere oder höhere Vernunft, als die, welche bloß aus dem Zusammenstoße der Leidenschaften zum Vorschein kömmt. Wir wollen sagen, es gibt auch Begierden, die ihren ersten Ursprung in dem Geiste und seinen eignen Vollkommenheiten haben. Diese Begierden machen den Grund der Tugend aus. Sie sind gleichförmig und ruhig, und geben also zu keinen gewaltsamen Aeußerungen, aber wohl zu seiner lebhaften Thätigkeit Anlaß, wenn die Seele diese ihre eigenthümlichen Begriffe, diese ihr am meisten zugehörenden Neigungen bey dem Sturme der körperlichen Begierden und der gewaltsamen Bewegung der Lebensgeister zu erhalten sucht. Dieß ist, glauben wir, ein äußerst interessanter Anblick, der vielleicht nicht so oft recht geschildert worden ist, weil nur die besten und vortrefflichsten Männer in sich selbst das Original zu einer solchen Schilderung finden können. Dieß ist der Kampf des weisen Mannes mit dem Unglücke, und oft auch mit dem Glücke, welchen die Götter selbst, wie Seneka sagt, mit Vergnügen anschauen.

Mit diesem Streite der Leidenschaften, von welchem bisher geredet worden ist, haben zween Fälle etwas ähnliches, die nach Theorie und Erfahrung vorzüglich interessant sind. Des ersten gedenkt schon Aristoteles in seiner Rhetorik. Das Mitleiden, sagt er, wird stärker rege, wenn nach Vollbringung des Streichs, der das Schicksal des

Helden entscheidet, nun ein Umstand sich ereignet oder bekannt wird, der ihn würde gerettet haben, wenn er nicht schon das äußerste erlitten hätte. Was macht Clarissens Tod trauriger, als die Ankunft der Norton, die ihr die Vergebung von ihren Aeltern bringt? Was ist schrecklicher als die Situation des Romeo, der seine Geliebte wieder aufleben sieht, da er das Gift schon getrunken hat? Diese Beyspiele zeigen zugleich die Verschiedenheit, die hierbey noch Statt findet. Ist die Person selbst, wie Romeo, noch am Leben und gegenwärtig, sieht sie selbst den glücklichen alles ändernden Vorfall, und ist doch verloren: so ist die Situation schrecklich. Ist die Person, wie Clarisse, schon todt, und ist es nur der Leser, der das Unglück, welches sie erlitten hat, mit dem Glücke, was ihr bevorstund, vergleicht: so ist die Situation wehmüthig.

Im ersten Falle wird das Leiden des Helden selbst vergrößert; im zweyten wird nur die Vorstellung dieses Leidens bey dem Zuschauer lebhafter.

Ein zweyter Fall, wo nicht ein eigentlicher Streit der Leidenschaften, aber doch ein gewisser Widerspruch in den Begebenheiten und Gemüthsbewegungen das Interesse vermehrt, ist der Fall des Oedips, der gerade durch die Mittel, welche er anwendet, sich zu retten, sein Unglück beschleunigt, gerade durch die Nachrichten, welche ihm einen Zuwachs von Glückseligkeit versprechen, seines Unglücks gewiß wird. Derselbe Bothe, wel-

cher, ihm die Krone von Korinth anbiethet, beweist es ihm, daß er Lajus und Jokastens Sohn sey. Aber woher entsteht hier das größere Interesse? Aus der nähmlichen Ursache, als im vorigen Falle, aus dem größern Aufruhre, in dem Gemüthe des Leidenden. Dort war es das nahe Bild der Glückseligkeit, welches das Gemälde des Unglücks noch schwärzer machte; die Begierden entbrannten zu eben der Zeit heftiger, da sie ihren Gegenstand unwiederbringlich verloren sahen: hier gibt die Gewalt, mit welcher der Mensch seinem Unglück entgegengearbeitet hat, und die gegen ihn selbst gekehrt wird, auch dem darauf folgenden Schmerz eine größre Heftigkeit. Ein lange zuvorgesehenes Unglück, zu dessen Abwendung man nichts gethan hat und nichts hat thun können, kann sehr schmerzlich seyn, aber zu gewaltsamen Entschlüssen wird es selten bringen; das Gemüth bleibt in seiner Lage, obgleich diese Lage traurig ist. Aber wann der Mensch schon vorher, und mit einiger Hoffnung, nach einem Ziele gerungen, wann er Vorkehrungen gegen das Unglück gemacht, Helfer herbeygerufen, alle seine Einsichten und seine Kräfte aufgebothen hat: dann ist schon ohnedieß die Seele in einer lebhaften Bewegung; und wann also mitten in diesem Sturme ein unglücklicher Streich seine Bemühungen vernichtet, dann kehrt sich eben die Kraft der Seele, welche schon in Thätigkeit war, gegen sich selbst; er wird unwillig und aufgebracht über sein Schicksal.

Man sieht leicht, daß auch Fabeln von dieser Art künstlich seyn müssen. Und ohne das System eines blinden Schicksals, welches in der alten Tragödie so sehr herrscht, wird es kaum möglich seyn, viele derselben zu Stande zu bringen. In der That mischt sich dieses Schicksal in die meisten ihrer Stücke. Oedip wird durch einen Orakelspruch zum Vatermörder, Phädra wird von der Venus in ihren Stiefsohn verliebt gemacht, und Orest bringt seine Mutter auf den Befehl des Apollo um, der ihn doch dafür durch die Furien strafen läßt.

Dieses System ist das System der meisten noch rohen unerleuchteten Völker. Und darum sind auch nur in den ältesten Epochen die Geschichten häufig, wo ein Mensch alles thut, einem geweissagtem Schicksale zu entgehen, und gerade dadurch sich in dieses Schicksal verwickelt. Für uns, die wir diese Ideen nicht annehmen, können solche Verwickelungen nicht anders als unwahrscheinlich und unnatürlich scheinen; und wenn sie auch dieß nicht wären, so würden sie das größte Interesse für einen feinern und gesitteten Zuschauer, die Theilnehmung an der Moralität der Handlungen, aufheben.

Noch zu einer Erklärung müssen wir diese Anmerkungen über den Streit der Leidenschaften anwenden.

Was ist wohl das, was die Kunstrichter eine Situation nennen? Es ist eine Zusammenkunft solcher Umstände und Begebenheiten, durch welche

die Empfindungen oder Leidenschaften der handelnden Person, in Wirksamkeit gesetzt und genöthigt werden, in Entschlüssen und Handlungen auszubrechen. Aber wodurch werden sie in diese Wirksamkeit gesetzt? Gemeiniglich durch einen solchen Streit, als wir bisher betrachtet haben.

So wie wir in der Körperwelt die Kräfte nur nach dem Widerstande messen, den sie überwinden, so messen wir in der moralischen Welt, die Stärke der Neigungen oder Empfindungen, nur nach den gegenseitigen Eindrücken oder Begierden, über welche sie die Oberhand behalten. Der Hausvater konnte seinen Sohn und seine Tochter lieben, so stark er immer wollte; daß er ihn liebte, das konnte bekannt seyn, aber wie innigst seine Zärtlichkeit sey, wie weit er andre Väter darin übertreffe, das konnte man erst sehen, da sein Sohn ausschweifend und seine Tochter zurückhaltend wurde.

Diderot redet von nichts anders, als einem solchen Streite, wann er den Kontrast zwischen dem Charakter und den Umständen so sehr empfiehlt. Was ist den der Charakter? Es sind diejenigen Neigungen und Abneigungen, die ebenfalls bey gewissen Vorfällen und Gelegenheiten entstanden sind, aber die sich nun einmahl festgesetzt haben, die fortdauernd sind. Was sind die Umstände? Es sind die jetzt vorfallenden Begebenheiten, welche Gelegenheit zu neuen Empfindungen und Gesinnungen geben. Was wird also der Mann seyn, dessen Cha-

rakter mit seinen Umständen im Streite steht? Es wird ein Mann seyn, welcher die Gewohnheit hat eine Person zu lieben, und welcher jetzt eben Veranlassung bekömmt sie zu hassen; es wird einer seyn, der für beständig eine Person sehr verehrt, und für jetzt veranlaßt ist, sie zu beschimpfen. Also im Grunde dieser Streit zwischen Charakter und Umständen, immer ein Streit zwischen Neigungen und Neigungen; zwischen einer Leidenschaft und der andern. Nur daß die eine Neigung schon längst ist erregt worden, und seit der Zeit fortgedauert hat; die andre erst jetzt erregt wird und größtentheils vorübergehend ist.

Wir empfinden demungeachtet noch hierbey eine Verschiedenheit. Eine Leidenschaft kann einer andern auf eine doppelte Art zuwider seyn: einmahl, wie sich Haß und Liebe gegen dieselbe Person zuwider ist, so ist es bey der Eifersucht; das andremahl, wie der Geitz und die Liebe zu einem armen Mädchen, so ist es beym Harpagon. Man sieht nähmlich, im ersten Falle ist der Streit eigentlich zwischen den Begierden selbst, man muß durchaus eine Wahl treffen; eine Neigung muß aufgeopfert werden. Im andern Falle können beyde Leidenschaften bey einander bestehen, und dauern auch zugleich fort; aber der Streit ist zwischen den Grundsätzen, Meinungen und Arten zu handeln, zu welchen diese Leidenschaften Anlaß geben. Als Geitzhals muß er eine Heirath ohne Mitgift für unvernünftig halten:

und

und als Verliebter muß er sie jetzt billigen. Vielleicht ist die Entscheidung zu gewagt: aber uns dünkt, daß nur der erste Streit eigentlich rührend sey, und für die Tragödie und das Interesse durch Empfindung gehöre; der andre hingegen leichter komisch werde, und mehr bloß durch die Entwickelung des Charakters interessire. Das erste bringt Unruhe, plötzliche Uibergänge, gewaltsame Entschlüsse und zuletzt Reue hervor; das andre hingegen fast immer nur Verlegenheit, und gewisse Widersprüche im Betragen und Reden, die lächerlich werden.

Noch müssen wir einer Leidenschaft gedenken, die eine Art des Zorns zu seyn scheint, und die von den Dichtern vorzüglich oft ist gebraucht worden, das Schrecken oder Mitleiden zu vermehren: das ist der Unwille wider sich selbst; die Reue. Warum ist es rührend, wenn Orosmann befiehlt, daß Zaire, die er umgebracht hat, vor ihn soll gebracht werden? warum ist es so schrecklich, wenn die Mörderin des Königs in Makbeth, ihre blutigen Hände wäscht, und die Flecken nicht wegnehmen kann? Deßwegen glaube ich, weil sich alsdann zwo der unangenehmsten Leidenschaften, die sonst fast immer getrennt sind, mit einander vereinigen, Traurigkeit und Zorn; weil die Reue gemeiniglich den Menschen veranlaßt, sich mitten im Elende den glücklichen Zustand lebhaft vorzustellen, in welchem er ohne seine Vergehung seyn werde, und diese Vorstellung das Rührendste des Elends ist; weil end-

lich unter allen Schmerzen dieser am meisten aus dem moralischen Theile des Menschen, aus dem Innersten seines Geistes selbst entspringt. Jeder andrer Verdruß, jede andre Betrübniß kömmt vom Körper, oder von Dingen außer uns her; die Reue ist der Unmuth eines Geistes über sich selbst. Und so wie in der wirklichen Welt, dieser Unmuth der bitterste Schmerz, und der Stachel beynahe aller andrer Leiden ist, in welche er sich so oft mischt; so ist er auch in der poetischen Welt das Hülfsmittel, unsre Theilnehmung an fremden Leiden stärker und tiefer zu machen.

Was wollen wir denn nun mit allen diesem? wollen wir den Dichter einschränken? wollen wir ihn nöthigen, gerade nur diese und keine andre Begebenheiten zu bearbeiten?

Nein, wir wollen ihn freyer machen; wir wollen ihm sagen, daß jede Begebenheit mannigfaltige Eindrücke machen, mannigfaltige Neigungen erregen könne, nach dem Charakter der Person, die er in die Begebenheit setzet; und daß es also immer in seiner Gewalt stehe, Charakter und Begebenheit so gegen einander abzumessen, daß daraus wichtige und interessante Empfindungen und Leidenschaften entspringen. Wir wollen ihn lehren, daß wir nicht an den Vorfällen und Veränderungen selbst, sondern nur an den Gesinnungen oder den Begierden unsrer Nebenmenschen Theil nehmen, die durch solche Vorfälle erregt oder aufgebracht

werden; und daß es also mehr von seinen Personen, daß heißt im Grunde mehr von ihm selbst, von seiner eignen Art zu denken und zu empfinden, als von dem Stoff abhänge, ob er interessant seyn soll oder nicht.

Es gibt eine Verschiedenheit der Leidenschaft, nach dem sie aus diesem oder jenem Vorfalle entspringt, und nur unter gewissen Umständen möglich ist: so hat jeder Stand, jede Lebensart, jede Verfassung des Menschen ihre eigne Leidenschaften. Es gibt eine andre Verschiedenheit, die bey den mähmlichen Vorfällen Statt findet, nach der verschiednen Seite, von welcher dieselben betrachtet und empfunden werden; so kann dasjenige bey dem einen Zorn erregen, was den andern niederschlägt. Die erste Verschiedenheit ist lange Zeit her, und zum Theil noch, für die wichtigste gehalten, wenigstens sind die meisten Regeln darüber gegeben worden; man hat nur einem gewissen Stande, einer gewissen Art von Umständen und Vorfällen, in Griechenland sogar nur gewissen Familien und Geschichten, erlaubet zu rühren; und das ganze übrige menschliche Leben ist bloß dem Lächerlichen Preis gegeben worden. Diese Schranken müssen wir jetzt niederreissen, da wir anfangen, die Menschheit selbst zu schätzen, was sie werth ist. Aber die andre Verschiedenheit, die Verschiedenheit der Eindrücke, welche dieselbe Begebenheit auf verschiedene Gemüther macht; und welche Eindrücke es eigentlich sind, an

welchen der Zuschauer Theil nimmt, und an welchen er am meisten Theil nimmt: das ist zwar von guten Dichtern nicht aus der Acht gelassen, aber von den Kunstrichtern weniger bearbeitet worden. Und hier nun, glauben wir, können wir, zu folge der obigen Erfahrungen und Schlüsse, folgende Regeln festsetzen:

1) Alle moralische Vergnügungen und Leiden lassen sich leichter mittheilen, und werden stärker mit empfunden, als die physischen. Unter den physischen verstehen wir diejenigen, welche aus Veränderungen der äußern Umstände der Person entstehen; die, welche sich auf die Begierde nach Leben, Gesundheit, Rang, Vermögen und körperlichem Vergnügen gründen. Moralisch aber nennen wir denjenigen Theil der Glückseligkeit oder des Elends, welcher aus Veränderungen des innern Zustandes der Seele selbst entspringt; denjenigen, welcher sich auf die Liebe des Menschen zu seiner eignen Vollkommenheit, oder auf seine Zuneigung zu andern moralischen Wesen gründet. Es ist ein Glück zu lieben, oder geliebt zu werden, es ist ein Elend, zu hassen oder gehaßt zu seyn; es ist ein Glück bey sich selbst ruhig und mit sich zufrieden, es ist ein Unglück über sich mißvergnügt und mit seinen Handlungen unzufrieden zu seyn. Der Mensch also, welcher einen Freund verliert; der, welchen seine Mitbürger anfangen zu hassen; der das hassen muß, was er zuvor geliebt hat; der nicht mehr das

hochachten kann, was er noch jetzt liebt; der Mensch, welcher gezwungen wird, von sich selbst ein nachtheiliges Urtheil zu fällen; der Beschäftigungen, an denen er sonst Vergnügungen fand, weil er sie billigte, aufgeben muß, weil er sie jetzt mißbilligt und verwirft: dieser Mensch ist auf eine moralische Weise unglücklich. Man sieht leicht, daß hier nicht von einer besondern Art der Unglücksfälle, sodern von einer besondern Art der Eindrücke die Rede sey, welche jeder Unglücksfall machen kann. Alle merkliche Veränderungen des Glücks werden zugleich unsre Gesinnungen gegen gewisse Personen, oder dieser ihre gegen uns ändern; bey allen Vorfällen wird unser moralischer Zustand mit berührt werden. Es kömmt nur darauf an, daß der Dichter diesen Gesichtspunct fasse, daß er ihn für den wichtigsten halte, daß er selbst in seiner Person mehr von Freundschaft und Ruhe des Geistes, als von Reichthum und Wohlstand gerührt werde.

2) Der Dichter zeige uns mehr die Theilnehmung der andern Personen an dem Schicksale der Hauptperson, als dieser ihr Unglück selbst. Mit nichts können wir besser sympathisiren, als mit der Sympathie selbst; keine Leidenschaft pflanzt sich leichter fort, als die man selbst durch Mittheilung bekommen hatte. Einen Menschen ermordet zu sehen, ist ein mehr gräßlicher als rührender Anblick: aber eine trostlose Witwe über die Leiche hingebückt, verwaiste Kinder um dieselbe herumstehen zu sehen, das ist rührend. Einen Mann können wir vielleicht ruhig

ins Gefängniß schleppen sehen; aber wir werden bewegt, wenn seine Familie hinter ihm her folgt, und den Kerkermeister um Mitleiden und Gelindigkeit anfleht. So ist es in der wirklichen Welt; so finden wir es auch auf der Bühne. Nicht der Fall des Helden, sondern die vielfachen Bewegungen, die dieser Fall bey den Umstehenden erregt, das ist es, woran wir Theil nehmen. So rührt auch der Maler oft mehr durch Affekten, die er auf den Gesichtern der Umstehenden ausdrückt, als durch die Haupthandlung selbst.

Die Geschichte des Geschmacks bestätigt diese Anmerkung. Vor rohen Zuschauern bringt man alles, was auf dem Theater ist, um; das heißt, man will, daß alle Personen durch ihr eigen Unglück, keine bloß durch ihre Theilnehmung an einem fremden Unglück, die Zuschauer rühre. Aber was ist der Erfolg? Die Zurüstungen der Exekution vergnügen diese rohen Zuschauer mehr, als die Todesfälle selbst sie rühren. In einem aufgeklärten und geschmackvollen Jahrhunderte läßt der Dichter nur Einen sterben, nur Einer wird wirklich und persönlich unglücklich. Aber dieser Eine ist ein Vater, er ist ein Gemahl, ein Hausherr, ein König, eine Stütze verlassener Armen. Aller dieser ihre Empfindungen sind so viel reflektirte Strahlen, die ein gemäßigteres, aber ein lieblicheres Licht geben, als die Strahlen, welche unmittelbar von dem Gegenstande selbst auslaufen.

3) Das Leiden des Verlustes ist rührender als das Leiden des Schmerzens. Nähmlich daran liegt alles, daß der Zuschauer von dem Zustande, an dem er Theil nehmen soll, sich ein vollständiges Bild machen könne; daß ihm Ideen genug gegeben werden, um seine Einbildungskraft selbst in Wirksamkeit zu setzen, sich diesen Zustand vorzustellen. Aber von welcher Art des Leidens lassen sich die meisten Ideen geben? oder vielmehr, auf welche Art bricht jeder Schmerz, der an und für sich ein stummes unerklärliches Gefühl ist, in Gedanken und Worte aus? Fast immer durch eine Vergleichung seines jetzigen Zustandes mit dem vergangenen. Der Kranke denkt an die Tage der Gesundheit, der Arme stellt sich den Wohlstand eines andern, oder seinen ehemahligen Wohlstand vor; der, welcher den Tod eines Freundes betrauert, erinnert sich seines Umgangs. Was rührt im Kaufmann von London am meisten? daß er hingerichtet wird? Nein; daß er alle die Anstalten erfährt, die zu seiner Glückseligkeit waren gemacht worden, und die nun vergeblich sind.

Auch darauf, finden wir, werden die Dichter von selbst geleitet, sobald der Geschmack einer Nation wächst. Was sind die Zeiten der Barbarey die Gedichte und Erzählungen, durch welche man rühren will, was sind jetzt noch die Gedichte und Erzählungen, die man für den Pöbel macht? Bloße simple Mordgeschichten. Man häuft Unglücksfälle

auf Unglücksfälle: und wenn man den Eindruck noch durch etwas verstärken will; so ist es durch das Wunderbare der Vorfälle. In unsern beßten Tragödien und Romanen hingegen, wenn der Held unglücklich werden soll, sehen wir doch das Gemälde seiner Glückseligkeit einen wesentlichen und wichtigen Theil ausmachen. Soll eine Familie zerrüttet werden: man führt uns erst in dieselbe ein, da sie noch einig und glücklich ist; oder man macht uns doch mit diesem Zustande bekannt. Sollen einem Vater seine Kinder ungehorsam, soll einem Liebhaber seine Geliebte untreu werden: man lehrt uns erst, was es heiße, ein Vater guter Kinder, und der Treue seiner Geliebten versichert zu seyn.

4) Alle Leidenschaften, oder vielmehr diejenige Art jeder Leidenschaft, bey welcher eine Thätigkeit der Seele, entweder zu Hervorbringung von Gedanken, oder zu gewissen Bestrebungen und Entwürfen vorkömmt, sind geschickter nachgeahmt um mitgetheilt zu werden, als die, welche der Seele alle Kraft nehmen. Was ist je in der Poesie schwerer gewesen, als bloße reine Traurigkeit? Man schließt deßwegen so bald als möglich, wenn man sieht, daß die Personen nichts mehr übrig haben, als zu klagen. Die Liebe selbst, diese so poetische Leidenschaft, hört auf es zu seyn, wenn sie am meisten bloß Liebe ist; und eine Scene, wo Liebhaber und Geliebte, ihrer gegenseitigen Zuneigung schon gewiß, und von der Einwilligung ihrer Verwandten

versichert, doch noch mit einander heftig verliebt und interessant reden sollen, ist eine erschreckliche schwere Scene. Warum das? Weil, wie wir schon gesagt haben, wir uns mehr mit den Wirkungen und Handlungen eines durch Leidenschaften aufgebrachten Gemüths, als mit seinen Empfindungen vereinigen. Wo Eifer etwas durchzutreiben, oder Behuthsamkeit etwas zu vermeiden vorkömmt; wo Schwierigkeiten zu überwinden, Anstalten zu machen, Unternehmungen und Erwartungen sind: da wird es erst dem Dichter selbst, und dann auch dem Zuschauer leichter, an die Stelle der Person zu treten. Aber wo nun die Leidenschaft ruhig bloß ihrer selbst genießt; wo sie nichts mehr zu wünschen noch zu fürchten hat: da sinkt der Flug des Dichters; seine Begeisterung wird matt, und mit ihm erkaltet der Leser.

Auf eine doppelte Art aber können Leidenschaften wirksam seyn, entweder indem sie zu Gedanken Anlaß geben, oder indem sie Unternehmungen und neue Begierden erzeugen. Ist die Leidenschaft von der Art der stummen, so muß sie unternehmend seyn; ist sie gelassen, so muß sie beredt seyn: der Schmerz auf dem Theater ist entweder Wehmuth oder Verzweiflung.

Aus dieser Regel haben einige neuere Kunstrichter geschlossen, daß die ganz vollkommnen Charaktere in der Dichtkunst nicht interessant seyn kön-

nen, weil sie nicht thätig genug sind. Aber ist diese Entscheidung wohl richtig?

Erstlich muß man unter dem vollkommnen Manne nicht den Menschen verstehen, der alle Geschicklichkeiten und Wissenschaften besitzt, so wie Grandison zuweilen beschrieben wird. Eine solche Schilderung kann frostig werden. Einmahl, weil sie falsch und unnatürlich ist: denn einen ganz tugendhaften Menschen kann es wohl geben, wenigstens ist das Ideal der moralischen Vollkommenheit kein Hirngespinst, es ist vielleicht die reinste, die unverfälschteste Natur; aber einen Menschen, der bey der größten Gelehrsamkeit, dem feinsten Witze, auch der artigste Hofmann, der tapferste Soldat, ein guter Fechter, Reuter und Tänzer sey, den kann es nicht geben, weil diese Geschicklichkeiten Uibungen erfordern, wovon die eine die andere aufhebt. Zweytens, weil in einer solchen Schilderung immer Kleinigkeiten zu viel Werth gegeben wird, auch wenn es der Dichter nicht will.

Zweytens muß man unter dem vollkommenen Charakter nicht nothwendig einen Catonschen Charakter verstehen; wenn man den Cato so annimmt, wie Addison und die meisten ihn schildern. Seine Tugend ist zu einseitig; Muth und Entschlossenheit schimmert unter den übrigen zu sehr hervor; sein Wohlwollen ist zu allgemein und zu kalt: überdieß thut er alles, was er thut, mit einem gewissen Prunk. Der Charakter des Sokrates ist nicht

weniger vollkommen: aber seine Schilderung würde weit interessanter seyn. Er war auch standhaft und beherzt, wenn es irgend einer war: aber er trozte nicht der Gefahr oder den Schwierigkeiten; er überwand sie, indem er sich unter ihnen zu beugen schien. Seine Menschenliebe ist eben so rein, und von eben so großem Umfange: aber sie kann sich bey einzelnen Personen bis zur Zärtlichkeit erwärmen; er wird wechselsweise der Vater, der Bruder, der Freund, der Gespiele der Alten und der Kinder, mit denen er spricht. Endlich ist er in seinem Thun und Reden einfältig und gemein; in dem Innersten seines Geistes ist der große und der außerordentliche Mensch, auf der Oberfläche sieht man nur den gewöhnlichen guten Mann.

Dieß also abgesondert: sollte wirklich der unvollkommne Mensch in seinem Bildnisse uns gefallen und an sich ziehen; und der vollkommenste beste Mensch sollte uns langweilig seyn? Einzelne Strahlen der Tugend sollten einen Charakter erwärmen, und das volle Feuer derselben sollte ihn kalt machen?

Wir fürchten uns vor einer Entscheidung; aber wir wünschten nur einige Data dazu zu sammlen, damit andre besser als wir entscheiden könnten.

Von der einen Seite scheint es wahr, was Diderot sagt, daß der Lorber des Apollo durch

Blut befruchtet werden müsse; daß fast alle beträchtliche Unglücksfälle durch Verbrechen geschehen; und daß in einer Welt voll tugendhafter Menschen keine tragische Begebenheiten mehr möglich wären. Es scheint wahr, daß das Unglück nicht eher recht rührend wird, als wenn es sich ein sonst guter und von uns geliebter Mann durch irgend einen Fehler selbst zugezogen hat; es scheint endlich wahr, daß eine gewisse Ausschweifung und Schwärmerey jeder Leidenschaft, die ohne moralische Unordnung nicht möglich ist, der beste poetische Stoff sey.

Und doch sehen wir auf der andern Seite, daß wir den Mann, an dessen Begebenheiten wir Theil nehmen sollen, lieben oder achten müssen, und daß sich diese Liebe oder Achtung auf irgend eine in seinem Charakter hervorleuchtende Tugend gründet; wir sehen, daß verwickelte Unglücksfälle bloß dadurch interessiren, weil wir eines weisen Mannes Entschlüsse dabey sehen wollen; wir sehen, daß nicht die Begebenheit interessirt, sondern der Charakter, und zwar gewisse Vollkommenheiten des Charakters, die durch die Begebenheit so zu sagen aufgefordert und in volle Wirksamkeit gesetzt worden: auch bey der Bosheit ist es der Muth, bey dem Betruge die Klugheit, welche uns die Unterhaltung gewähret.

Des Dichters Geschäfte ist freylich, die Na-

tur in aller ihrer Mannigfaltigkeit zu schildern; und wenn die Natur mehr mittelmäßig gute als vollkommene Menschen hervorbringt: so würde sein Gemälde nicht treu und also auch nicht lehrreich seyn, wenn er uns sehr oft fehlerlose Menschen vorstellen wollte. Uiberdieß wird er, wenn er vollkommne Menschen schildert, oft bloß nach seiner Einbildungskraft, und nach seiner Idee von Tugend schildern müssen; und diese Idee kann falsch oder mangelhaft seyn, dieser Imagination kann es an Uibereinstimmung der Theile und richtiger Zusammensetzung fehlen; wenn er aber fehlerhafte Menschen schildert, so kann er nach der Natur kopiren; und diese wird ihn weniger irre führen, oder er wird seine Irrthümer leichter einsehen lernen. Eben deßwegen mögen vielleicht vollkommne Charaktere weniger abwechselnd seyn. Nicht, als wenn es nicht in der Vollkommenheit eine Mannigfaltigkeit geben könnte: sondern weil uns diese Mannigfaltigkeit weniger bekannt ist; da wir hingegen die Abwechselungen der Laster oder der Thorheiten vor uns sehen. Das Bild von Vollkommenheit, auch des Einzelnen, hat immer einen Hang zu einem bloß allgemeinen generischen Begriffe; wir wissen nicht, daß der Mensch einer höchsten Vollkommenheit fähig ist, die nur seine Vollkommenheit seyn würde; sondern wir wissen nur von einer höchsten Vollkommenheit der ganzen Gattung. Unsre Moral selbst leidet noch von dieser Unzulänglichkeit unsrer Einsicht, weil sie

sich ebenfalls die gemeinschaftliche Natur als das Muster aller einzelnen Naturen vorstellen, und es also jedem Menschen überlassen muß, die bestimmtere Art der ihm eignen Vollkommenheit besser zu empfinden, als sie sie ihm erklären kann.

Es ist also allerdings wahr, daß der Dichter weniger darauf arbeiten muß, seinen Charakteren die höchste moralische Größe, als vielmehr ihnen moralische Richtigkeit und Verhältniß zu geben; ist er selbst nicht ein sehr großer Mann, so wird er zu der Bildung eines solchen Charakters seinen Geist auf eine gewaltsame Weise anstrengen müssen, und er wird nicht einen großen Mann, sondern einen großen Riesen hervorbringen. Es ist wahr, daß der Dichter uns öfter das Spiel von Eitelkeit und Verstand, die Mischung von Thorheit und Weisheit, als die einförmige ungehinderte Wirksamkeit der Tugend wird vorstellen müssen; denn daran ist uns am meisten gelegen, die Geschichte der wirklichen Welt aus ihm, in ihren innern und feinern Theilen, zu lernen.

Aber dann sehen wir doch auch nicht, warum es dem wahrhaftig großen Geiste, der sich selbst der Vollkommenheit nähert, der das Auge gehabt hat, sie bey andern stückweise aufzusammeln, oder das Glück, sie im Ganzen in einem größern Beyspiele vor sich zu sehen; dem Manne, dessen Ima-

gination weit genug ist, die Züge der moralischen Bildung zu vergrößern, ohne sie zu verstellen, und welcher Einsicht genug hat, die allgemeine Idee von Vollkommenheit mit den Eigenthümlichkeiten eines besondern Charakters zu vergesellschaften: wir sehen nicht ein, warum es ihm nicht erlaubt seyn sollte, dieses Ideal von Vollkommenheit, für welches seyn Herz am meisten erwärmt ist, zu schildern; oder warum diese Schilderung kalt werden sollte? Gibt es denn keine lebhafte Aeußerung des Geistes, als die Leidenschaft? Gibt es keine muthige Widersetzung, als den Zorn, keine innige Zuneigung, als eine weibliche Zärtlichkeit? Oder muß der große Mann allemahl mit Pomp und einer gewissen Zurüstung reden und handeln; und gibt es nicht bey dem höchsten Verstande eine Leichtigkeit und Gemeinheit des Ausdrucks, die allen verständlich ist, und bey der höchsten Tugend ein einfaches und ungekünsteltes Betragen, welches alle einnimmt?

Der Dichter schöpfe nur die Ideen der Vollkommenheit in sich selbst, er schildere sie nur nicht nach angenommenen Begriffen oder Mustern; er suche nicht diese Hoheit in den Worten und in der Pracht der Rede; er nehme sich nicht vor, einen Cato, einen Römer, sondern einen großen Mann zu schildern; er folge nicht den Meinungen der Geschichtschreiber und der Kunstrichter, sondern

seinen Empfindungen von Vollkommenheit: und dann wird er, wenn wirklich in seiner Imagination dieses Bild liegt, wenn er schon dem Ziele nahe genug ist, um es im Gesichte zu haben, uns gewiß das interessanteste Gemälde geben, das aus der Feder eines Dichters fließen kann.

Anhang.

Geschrieben im Jahre 1779. *)

Ohne Zweifel ist die Schwierigkeit, einen fehlerhaften Plan auszuführen, die Ursache gewesen, warum diese Abhandlung damahls unvollendet blieb, als ich sie zuerst schrieb. Diese Schwierigkeit ist jetzt noch größer geworden, da die Länge der Zeit, und die Entfernung von Untersuchungen dieser Art, alle die Begriffe bey mir ausgelöscht haben, mit denen ich die noch fehlenden Theile auszuführen gedachte. Ich hatte nähmlich drey Puncte über das Interesse, das aus Leidenschaften entsteht, auszuführen übernommen: 1) Welches sind die Leiden-

*) Ohnerachtet ich im Anfange entschlossen war, diese Abhandlung ohne Zusätze und ohne Verbesserungen herauszugeben, so habe ich es doch meiner Achtung für das Publikum gemäß gehalten, einen Versuch zu machen, in wie weit ich mich wegen des unausgeführten Plans der gegenwärtigen Abhandlung rechtfertigen, oder denselben ergänzen könne.

schaften, an welchen wir in der poetischen Schilderung am meisten Theil nehmen? Diese Frage ist in dem zweyten Stücke der alten Abhandlung beantwortet. 2) Auf welche Art müssen sie geschildert werden, wenn sie interessiren sollen? 3) Für welche Leidenschaften ist es am nützlichsten, die Menschen zu interessiren? Diese beyden Fragen sind noch zu beantworten übrig. Aber die letztere gehöret zur Untersuchung der Natur des Interessirenden gar nicht, und die erste hat größtentheils schon die Beantwortung erhalten, deren sie fähig ist.

Denn, indem gesagt worden: daß die Leidenschaften des Schmerzes mehr als die Leidenschaften des Vergnügens; die aus moralischen Ursachen entstehenden mehr als die aus körperlichen; die thätigen mehr als die bloß duldenden; die durch Sympathie mehr als die durch eigne Eindrücke empfundnen interessiren: indem gesagt worden, daß die Unruhe der Erwartung mehr Eindruck mache, als der Schmerz der Entscheidung; daß die Liebe gegen die Person, eine gewisse Billigung der Leidenschaft, unsre Sympathie verstärke; daß der Streit der Leidenschaften am lebhaftesten rühre: sind nicht eben dadurch die Mittel angegeben worden, wie Leidenschaften geschildert werden müssen, wenn sie den Leser oder Zuschauer zur Theilnehmung bewegen sollen?

Nähmlich jede Leidenschaft ist ein Zusammengesetztes aus vielen; jede hat vielerley Seiten und Aussichten. Jeder Schlag, der auf die Seele ge-

schieht, zerrüttet nicht bloß den Ort, wo er hintrifft, sondern erschüttert zugleich alle andre empfindliche Stellen ihres Systems. Die Leidenschaft ist ein Feuer, dessen Glanz und Wärme, von hundert Seiten gebrochen und zurückprallend, sich mit der Hauptflamme vereiniget. Was kann man also anders thun, um die Frage zu beantworten: wie sind Leidenschaften zu schildern? als daß man die Zergliederung derselben anstellt; daß man die mittelbaren Wirkungen derselben aufsucht; und daß man anzeigt, welche Elemente der Leidenschaft, welche Art ihrer Wirkungen sich in der Nachahmung durch Worte am besten ausnehmen, am klärsten dargestellt werden können, und am kräftigsten wirken? —

So sind z. B. körperliche und geistige Vergnügen und Schmerzen mit einander vermischt. Die Aussicht auf Wohlstand und Ehre mischt sich in die Unternehmungen unsrer reinsten Menschenliebe. Das zärtlichste Bedauren geliebter Freunde hat zugleich den Schmerz über entstandene äußere Unbequemlichkeiten oder verlorne Vortheile zum Grunde. Aber auch keine Begierde ist so körperlich, das nicht moralische Freuden und Schmerzen, Liebe und Haß, Reue oder Wohlgefallen mit uns selbst, Scham oder Stolz sich darein mischen. Wenn der Dichter also angewiesen wird, in jeder Leidenschaft die moralische Seite aufzusuchen; uns in den Schicksalen seiner Personen vornehmlich die Wirkungen zu

zeigen, die dieselben auf ihr Herz, ihre Gesinnungen, ihre Denkungsart thun: so ist die Methode der Schilderung so weit bestimmt, als es durch Regeln geschehen kann. Ferner: Einerley Begebenheit kann entweder auf viele Personen durch Sympathie Einfluß haben, oder sie kann nur eine einzige Person betreffen. Dieselbe Art von Affekt kann aus verschiedenen Bewegungsgründen entstehn und bald Billigung oder Verzeihung, bald Mißbilligung oder Abscheu erhalten. Endlich, so wie wenige Leidenschaften in der Seele mächtig werden, ohne durch andre verstärkt worden zu seyn, so werden auch wenige eine Zeit lang in der Seele fortdauern, ohne von entgegenstehenden bestritten zu werden. Indem man also sagt: der Dichter muß die Begebenheiten so anlegen, die Charaktere der Personen so bestimmen, daß die Entstehung der Leidenschaften die er ihnen beylegt, dem Leser begreiflich sey, und eben deßwegen von ihm in gewissen Grade genehm gehalten werde: indem man sagt, der Dichter muß in jeder Leidenschaft vornehmlich den Streit schildern, den sie erregt: so hat man zugleich angegeben, wie er Leidenschaften interessant machen müsse.

Alles übrige, was sich unter der Frage Wie? begreifen läßt, ist das Werk des Genies, nicht der Regeln. Es enthält freylich weit mehr, als darüber gesagt worden ist, weit mehr als darüber gesagt werden kann. Und eben deßwegen sind alle

Untersuchungen dieser Art für den Dichter unnütz; und nur eigentlich dem Leser derselben brauchbar, der seinen Geschmack bilden, oder dem Moralisten, der aus dem Bilde den Menschen selbst kennen lernen will. Denn, derjenige, dessen Geisteskräfte zur Erfindung der besondersten Methode zureichen, die der Stoff und das Werk erfordern, welches er vorhat, der, dessen Einbildungskraft ihm die einzelnen Worte der Leidenschaft, ihren Gang, ihre Ausbrüche, gerade in der einzigen Begebenheit weisen, die er bearbeitet: der wird auch durch eben diese Stärke seines Geistes die allgemeinen Regeln finden, oder sie, ohne sie zu wissen, beobachten, die der Philosoph ihm vorschreiben kann. Diese Betrachtung sollte die aesthetischen Schriftsteller vor gewissen allzu speciellen und ins kleine gehenden Untersuchungen bewahren, dieweil sie dem Dichter entbehrlich und zur Erkenntniß der Natur nicht erheblich genug sind, eigentlich keiner Art von Lesern nutzen, und nur zu einem leeren Gepränge des Scharfsinns dienen. Ein Fehler, vor dem ich mich selbst vielleicht in dieser Abhandlung nicht genugsam gehüthet habe.

Alles was man, außer der genauern Bestimmung der Wahl der einzelnen Theile oder der verschiedenen Ansichten und Aeußerungen der Leidenschaften, von der Art ihrer Schilderung sagen kann, läßt sich in die zwey Wörter zusammenfassen: Wahr und natürlich. Wahr bezieht sich auf die

Züge des Gemäldes, es muß ähnlich seyn: Natürlich bezieht sich auf die Stärke des Kolorits: es muß nicht übertrieben seyn. Jenes ist das Werk des Genies: es muß sich zu einem hellen Anschauen der Sache erheben können, daß es die wahre Gestalt derselben trifft; dieß ist das Werk des Geschmacks; er muß in dem Ausmalen des geistigen Bildes eine gewisse Mäßigung beobachten.

Wenn der Sprachgebrauch den Unterschied zwischen diesen beyden Wörtern nicht vollkommen rechtfertigt: so erkennt wenigstens die gesunde Vernunft den Unterschied, den wir zwischen den beyden Begriffen gemacht haben. Es ist gewiß, daß der Zeitpunct in welchem der Dichter erfindet, und seinen Gegenstand geistig anschaut, nicht derjenige ist, wo er sich hinsetzt und seine Verse ausarbeitet. Es ist gewiß, daß jener Aktus in aller seiner Vollkommenheit vorgegangen seyn, und daß dieser zweyte jene Vollkommenheit wieder verdunkeln oder zerstören kann; daß der Dichter, indem er sich zur äußern Darstellung seines innern Bilders wendet, wenn er die Wörter, den Reim, das Sylbenmaaß sucht, das Wahre entweder zu kalt oder zu kühn, zu flüchtig oder zu umständlich sagen kann.

Das Wahre ist allen Epochen der Dichtkunst gemein. Zu jeder Zeit hat es große Geister gegeben, die die Natur kennen und fühlen. Das Natürliche unterscheidet sie. In den ältesten Zeiten bleibt in der Schilderung der Leidenschaften der Ausdruck et-

was zurück. Er ist matt, kurz vorübereilend. In den Zeiten der blühenden Wissenschaften und der verfeinerten Sitten bekömmt er mehr Leben, mehr Umständlichkeit: aber er bleibt noch bescheiden, und concis; in dem dritten Zeitraum wird er kühn und übertrieben. Die Erscheinungen der Leidenschaft werden zu weitläuftig ausgemalt, werden mit zu hellen Farben erleuchtet. Homer, Virgil, Lukan, können die drey Muster von diesen Zeitaltern seyn. Es ist der Erfahrung gemäß, daß das stärkste Interesse nur da Statt findet, wo Wahrheit und Mäßigung sich mit einander vereinigen. Die dunkle Dämmerung des Morgens, oder eines trüben Tages, kann die Gegenstände richtig zeigen, aber es erhellt und belebt sie nicht genug, das Gemüth bleibt träge, indem es sie ansieht, und bekömmt also weder klare Vorstellungen, noch merkliches Vergnügen. Das helle Licht des Mittags im Sommer macht die Gegenstände glänzend: aber es blendet, es ermattet; es macht, daß wir die Augen von den Dingen abkehren. Aber das sanfte Licht des Abends oder eines schönen Herbsttages macht eigentlich die Gegend interessant. Das Auge wird erquickt, gestärkt, indem es zugleich auf die Gegenstände hingezogen wird; das Gemüth bekömmt lebhafte Ideen, und bleibt doch in seiner Ruhe; wir sehen die Natur am meisten natürlich, weil weder Theile derselben uns entwischen, noch ein fremder Schimmer sie entstellt.

Dichter haben zu allen Zeiten noch besondre Methoden gewählt, die Leidenschaften ihrer Personen interessanter zu machen, indem sie sie entweder mit einem besonders schwärmerischen und phantasiereichen Charakter verbunden, oder sie zu einem so hohen Grade getrieben haben, daß sie den Gebrauch der Vernunft völlig aufheben. Die Heftigkeit der Leidenschaften durch Wahnwitz oder Raserey zu schildern, in welche sie bey schwachen oder bey ungestümen Temperamenten ausarten, ist mit dem Ursprunge der tragischen Muse gleich alt. Die Griechen hatten ihren Ajax, ihre Hekuba, ihren Orestes; Schakespear und Garrick sind beyde durch den König Lear berühmt worden. Die schönsten Scenen im Makbeth sind die, wo Gewissensbisse und Furcht ihm und seiner am Königsmorde mitschuldigen Frau die Schreckenbilder ihrer Einbildungskraft als wirkliche Gestalten aufdringen. Die schwärmende Clementine im Grandison, die schwärmende Julie im Romeo machen, jene den Roman, diese das Trauerspiel interessant. Diese so glücklichen Beyspiele haben viele Nachahmer gefunden.

Es ist wahr, die Heftigkeit der Leidenschaften fällt nie mehr in die Augen als wenn sie das Gemüth verrücken. Die Unordnung der Begriffe, der schnelle Übergang von einem Gegenstande zum andern; die beständige Rückkehr selbst von den entferntesten oder gleichgiltigsten Dingen auf die Ursache der Leidenschaft; die Erhöhung der Imagi-

nation, die alle Begriffe in sinnliche Gestalten kleidet, und diese kühn und mit einer gewissen reissenden Geschwindigkeit schildert; alle die Symtome, die die Leidenschaften zu einem poetischen Stoffe machen, sind in dem Zustande des Wahnwitzes noch in einem höhern Grade vorhanden. Zweytens. Dieser Zustand ist an und für sich einer der traurigsten, die der Menschheit wiederfahren können. Wenn er wahr ist, oder bis zu einer Art von Täuschung nachgeahmt werden kann: so findet er bey jedem nicht ganz rohen oder verworfnen Menschen Mitleiden; und wenn er eine Person trifft, die wegen ihres vorzüglichen Verstandes schätzbar, und wegen ihrer anständigen Aufführung liebenswürdig war, so zerreißt er die Seele.

Ferner, so wie im Weine, so auch im Wahnwitz ist oft die Wahrheit. Was der Mensch sonst verbirgt, das entdeckt er alsdann. Er handelt nicht mehr nach Absichten, sondern nach Eingebungen. Eine edle Seele zeigt sich alsdann noch gut, und erweckt noch mehr Mitleiden. Was Plato von den Träumen sagt, das gilt auch von diesem unglücklichen Zustande, wo der Mensch wachend träumt. Die Einbildungen des Verrückten richten sich nach Charakter, den er bey gesundem Verstande gehabt hat, und schildern denselben.

Unterdessen, so wie alle Kunstgriffe, die nicht in der Natur der Sache selbst liegen, nur wenigemahle gebraucht werden müssen, wenn sie nicht ih-

re Kraft verlieren sollen: so ist es auch mit dieser Art von poetischem Kunstgriffe beschaffen. Wohl gebraucht verführt er die Seele das erstemahl ganz; er entzückt, er bezaubert. So ist es mir mit der Clementine, mit der Julie gegangen. Oefter wiederhohlt, wird er, wenn er auch in aller Vollkommenheit angewandt wird, stumpf und unkräftig. Besonders aber kann nichts leichter übertrieben werden, als ein solches Gemälde; nichts leichter verfehlt, als die Absicht desselben.

Zuerst ist es ausgemacht, daß es immer am leichtesten ist, die Extremen zu schildern. Man braucht keine Wahl mehr, wenn man alles aufs äußerste treiben darf. So ist es schon bey der größten Hitze der Leidenschaften, auch wenn sie den Menschen noch bey dem Gebrauche seiner Vernunft läßt. Es gehört zu eben der Mäßigung, von der ich oben geredet habe, daß die poetische Schilderung innerhalb der mittlern Grade der Leidenschaften stehen bleibt, wo die größte Mannigfaltigkeit, die meisten feinen Schattirungen, die größte Vermischung mit verwandten, der meiste Streit mit entgegenstehenden Begierden Statt findet. Nichts grenzt näher an Schwulst, oder kann leichter dazu verführen, als die Sprache der alleräußersten Leidenschaft; und nichts ist kälter und weniger interessant als Schwulst. Eben der Mangel der Urtheilskraft und des Geschmacks, der die römischen Dichter des schlechtern Zeitalters verleitet hat, erhabne Gedanken durch den

Ausdruck schwülstig, oder feine spitzfündig zu machen: eben der hat sie auch dazu gebracht, jeden Zorn in Wuth, jede Liebe in schmelzende Zärtlichkeit oder tobende Begierde, den Stolz in unmenschliches Aufblähen, und den Muth der Tugend in Göttergröße zu verwandeln.

Aber noch weit weniger genaue Richtigkeit, weniger bestimmte Wahrheit ist da nöthig, wo Personen auftreten, die ihres Verstandes beraubt sind. Der Abwege von der Vernunft sind unzählige; der Weg der Vernunft, oder einer der Vernunft untergeordneten Leidenschaft ist jedesmahl nur ein einziger. Alles was nur nicht richtig, nicht zusammenhängend, nicht zur Sache gehörig ist, ist hinlänglich den Zustand des Wahnwitzes zu schildern. Aber das Gemälde einer von Leidenschaften bestrittnen Vernunft erfordert Züge, die mit dem Charakter, den Fähigkeiten, der Lage der Person genau übereinstimmen. Es ist für den Dichter weit leichter, seine Einbildungskraft schwärmen zu lassen, als sie zu gleicher Zeit zu erhöhen und zu fixiren. Und obgleich auch das verwirrte Gemüth seine Gesetze hat, wornach es handelt und denkt, so sind doch diese Gesetze weit weniger ausgemacht, weit weniger bekannt. Der Dichter arbeitet nach einem unbestimmtern Modell, der Zuhörer urtheilt nach einer unsichern Regel.

Uiber dieses kann dieser Gemüthszustand nur unter viel Einschränkungen den Zuhörer rühren.

1) Soll die Abwesenheit der Vernunft nur Mitleiden und Jammer erwecken: so muß bey der Gegenwart derselben uns die Person Hochachtung eingeflößt haben. In einem ganz neuen Stücke *) wird eine der Hauptpersonen gleich vom Anfange an als melancholisch, und bey heftigen Anfällen als rasend vorgestellt. 2) Die Ursache muß nicht nur wichtig genug seyn, um eine solche gänzliche Zerrüttung der Werkzeuge des Gemüths hervorzubringen, sondern sie muß auch von der Art seyn, aus welcher, nach der Erfahrung, eine solche Veränderung zu entstehen pflegt. Es gibt sehr große Unglücksfälle, heftige Leidenschaften, tiefer Gemüthskummer, die doch niemahls die Vernunft angreifen, oder die Werkzeuge derselben in Unordnung bringen. Andre Leidenschaften hingegen, dem Anscheine nach weniger stark, haben oft diese unglückliche Wirkung gethan. Die Liebe steht in dieser Liste der Zerstörerinnen der menschlichen Vernunft oben an. Ihre äußerste Heftigkeit, oder ihre fehlgeschlagnen Erwartungen, haben mehr Wahnwitzige gemacht, als alle andre Affekten zusammengenommen. Die Reue über einen Königsmord, und die Furcht vor den Folgen, kann machen, daß die Hände dem Mörder blutig erscheinen. Aber es scheint mir weniger natürlich, daß ein alter Mann, ein König, durch die Undankbarkeit seiner Töchter kön-

*) Die unglückliche Verschwiegenheit.

ne rasend gemacht werden. 3) Es muß mehr Schwärmerey als Wahnwitz seyn. Raserey oder Narrheit sind nach meinem Gefühl immer, jene schrecklich, diese lächerlich, und können niemahls anders als beleidigen oder Verachtung erregen anstatt zu rühren. 4) Die Anfälle müssen nur kurz und abwechselnd seyn. Scenen dieser Art mögen noch so gut gearbeitet seyn, wenn sie lange dauren, so werden sie eckelhaft. In dem vorgedachten Stücke, erscheint eine Mutter gleich vom Anfange an melancholisch, hat wiederhohlte Anfälle von Raserey, und stirbt an den Folgen derselben. Die Tochter wird nach dem Tode der Mutter ebenfalls unsinnig, spielt die nähmliche Rolle zum zweyten Mahle, und stirbt auf eine ähnliche Art. Ich habe nie ein Stück gesehn, wo, bey so vielen Anlagen zur Rührung, ich so viel gelitten, ich so ängstlich gewünscht hätte, von der Qual des Zuschauens solcher Auftritte befreyt zu werden. So leicht ist es in die äußersten Fehler zu fallen, wenn man das Rührende durch außerwesentliche Mittel verstärken will.

Das wahrhaft große und männliche Genie zeigt sich am meisten, wenn es die Natur in ihrer Reinigkeit und Gesundheit schildert. Die Leidenschaft ist in dem Gemälde der Seele, was die Bewegung in der Schilderung der Körper. Ohne sie können wir nicht die Kräfte gewahr werden, die in beyden verborgen liegen. Aber sie werden dazu unnütz, wenn sie bis zur völligen Zerstörung derjenigen

Charaktere und Gestalten anwachsen, die wir eben durch sie genauer und lebhafter sehen wollen.

Anstatt Vorschriften und Grundsätze dieser Art noch mehr zu häufen, wollen wir einen der berühmtesten leidenschaftlichen Auftritte, den Tod der Dido im vierten Buche der Aeneis, untersuchen, und diejenigen Umstände bemerken, die in demselben vorzüglich interessant scheinen.

Wenn Virgil uns für die Liebe der Dido interessiren wollte, so mußte er machen, daß wir dieselbe in einem gewissen Grade billigen; wenn er wollte, daß wir an ihrem Unglücke Theil nehmen, so mußte er machen, daß wir sie selbst hochachten.

Eine so heftige Leidenschaft, so plötzlich entstanden, und bis auf die Höhe getrieben, wo sie zur Verzweiflung führt, ist allemahl ein Fleck in dem Charakter. Sie mußte also starke Ursachen haben. Aeneas mußte sehr liebenswürdig seyn. So hat ihn auch Virgil geschildert. Sanftmuth, Frömmigkeit, Zärtlichkeit gegen die Seinen, mit Muth verbunden, machen den Charakter des Aeneas aus; Eigenschaften die dem weiblichen Geschlechte vorzüglich gefallen. Aeneas war schön. Aber Venus erhöhte noch, als sie ihn zur Dido einführte, seine natürliche Bildung, durch wunderbar über seine Gestalt und sein Betragen ausgegoßne Reitze.

— — namque ipsa decoram I. 593.
Caesariem nato genetrix, lumenque juventae
Purpureum et laetos oculis adflarat honores.

Diese Eigenschaften, die im Aeneas selbst liegen, läßt der Dichter nicht allein wirken. Die Liebe der Dido ist ein unmittelbares Werk des Amors, der sich unter der Gestalt des Ascanius zu ihr einführen läßt.

Virgil, der sonst weit moralischer ist, als seine Vorgänger, bleibt doch hier dem System getreu, das in der ganzen fabelhaften Geschichte und in allem poetischen Stoffe der Alten herrscht, nach welchem Menschen von der Gottheit unwiderstehlich zu Handlungen getrieben werden, wofür sie doch in der Folge als für freywillige leiden müssen. Dieses System, das die Alten nicht beleidigte, weil sie bloß die Macht der Gottheit verherrlichen wollten, ist unsrer Empfindung zuwider, weil wir die Gottheit vornehmlich durch Gerechtigkeit erhöht wissen wollen. Das Interesse ganzer Geschichten wird dadurch unstreitig für uns gestört; das Interesse einzelner Scenen, weniger. Es scheint zwar die stufenweise Entwickelung der Leidenschaft wegzufallen, wenn eine Gottheit sie einpflanzt: aber bey den guten Dichtern des Alterthums überwindet die Natur das System. Sie nehmen an, daß die Leidenschaft durch ein Wunder erschaffen wird, und lassen sie doch so allmählich wachsen, als wenn sie aus natürlichen Ursachen entstanden wäre.

Virgil hat noch mehr für die Dido gethan, um uns durch ihre Gestalt und ihren Charakter einzunehmen, als selbst für seinen Held.

Ihre Gestalt ist in den schönsten Versen des ersten Buchs beschrieben.

> Regina ad templum, forma pulcherrima Dido I, 500
> Incessit, magna iuuenum stipante caterua.
> Qualis in Eurotae ripis, aut per iuga Cynthi
> Exercet Diana choros; quam mille secutae
> Hinc atque hinc glomerantur Oreades, illa pharethram
> Fert humero, gradiensque deas supereminet omnes:
> Latonae tacitum pertentant gaudia pectus.
> Talis erat Dido.

Oder vielmehr ihre Schönheit wird nicht beschrieben; aber wir bekommen durch diese Verse den Eindruck von einer großen hohen edlen Gestalt, welche Ehrfurcht erweckt.

So wie Sanftmuth bey einem tapfern Manne, so ist Würde bey einer schönen Frau, das was uns am meisten fesselt.

Der Charakter ihrer Gestalt ist auch der Charakter aller ihrer Reden und Handlungen.

Wir finden sie zuerst beschäftigt mit Gründung ihres neuen Staats, Gebäude aufzuführen, Gesetze zu geben, Recht zu sprechen.

Ihre erste Rede an die geretteten Trojaner ist voller Würde. Sie zeigt Muth und Vorsichtigkeit

gegen

gegen die Fremden, die an ihren Ufern landen wollten, in der Absicht zu schaden.

Res dura et regni nouitas me talia cogunt
Moliri et late fines custode tueri.

Dieß hatte die Anstalten hervorgebracht, über welche die Trojaner sich beklagen. Sie zeigt Großmuth und Gastfreyheit gegen die Unglücklichen, die durch das Schicksal auf ihr Ufer ausgeworfen werden.

Was sie den Gefährten des Aeneas sagt, hat nur den Ausdruck von Menschenliebe, mit einer gewissen Hoheit verbunden.

Soluite corde metum, Teucri, secludite curas
etc. I. 562.

Was sie dem Aeneas selbst sagt, hat schon mehr die Sprache des Herzens, es zeigt von Freundschaft und Hochachtung.

Quis te, nate dea, per tanta pericula casus 615.
Insequitur.

Sie erinnert sich ihrer alten Bekanntschaft mit den Trojanern.

Atque equidem Teucrum memini Sidona venire
etc. 619.

Sie gedenkt endlich, welches schon eine gewisse Vertraulichkeit voraussetzt, ihres eignen Unglücks.

Non ignara mali miseris succurrere disco.

Der Eindruck, den Aeneas auf sie macht, findet in ihrem Herzen einen Widerstand, aus welchem natürlicher Weise Streit und aus dem Streit grö-

ßeres Interesse entstehen muß. Dieser Widerstand liegt in der Liebe zu ihrem verstorbnen Gemahl, gestärkt durch die Gefahren, die sein Tod ihr zugezogen, durch die Unternehmungen zu denen er sie veranlasset hat; in dem öffentlich erklärten Entschlusse, nie eines andern zu seyn; endlich in der Würde einer Regentinn und Gesetzgeberinn selbst. Der Schatten ihres Gemahls wird durch die entstehende Neigung beleidigt; ihr Ansehn würde durch den gebrochnen Eid leiden, wenn sie dieser Neigung nachgäbe.

So ist das Herz beschaffen, das sie ihrer Schwester Anna, nach einer schlaflosen, in verliebter Unruhe und Kampf zugebrachten Nacht eröffnet. —

Anna soror, quae me suspensam insomnia terrent!

Alles was sie hier sagt, ist das erste, natürlichste, was ein von einer entstehenden Liebe beunruhigtes Weib sagen kann, wenn sie eine Freundinn hat, vor der sie ihr ganzes Herz ausschüttet.

„Was für ein Mann ist dieser Fremdling!
„Wie schön, wie tapfer, wie edel! Es ist nicht
„möglich seine hohe Abkunft zu verkennen. Und
„was für Thaten er gethan, was für Gefahren
„er ausgestanden hat! Ja, wenn ich nach dem Si-
„chäus noch einen andern lieben könnte, so würde
„es dieser gewesen seyn. Aber lieber wollte ich

„sterben, ehe ich die Treue gegen diesen Gemahl „verletzte.“

Diese ganz einfältigen aber wahren Gedanken haben im Virgil, durch die Wahl der Wörter und ihre Stellung, eine poetische Würde bekommen, ohne etwas von ihrem Natürlichen zu verlieren.

Zuerst redet sie von ihrer Liebe nur noch als von einer ungewissen, einer möglichen Neigung.

Huic uni forsan potui succumbere culpae.

Einen Augenblick drauf, geht sie einen Schritt weiter. Sie gesteht ein, daß sie den Aeneas wirklich liebt.

Solus hic inflexit sensus, animumque labantem
Impulit. Agnosco veteris vestigia flammae.

Aber nichts verräth ihre Leidenschaft mehr, als die Heftigkeit und Stärke des Ausdrucks, mit welcher sie schwört, derselben nicht nachzugeben.

Sed mihi vel tellus, optem, prius ima dehiscat
Vel pater omnipotens adigat me fulmine ad umbras,
Ante, Pudor, quam te violo, aut tua iura resoluo.

Anna, die Schwester der Dido, die, wenn sie auch nicht ganz ein Geschöpf des Dichters war, doch mehr von seiner Willkür abhing, weil er durch keine sehr bekannte Tradition eingeschränkt wurde, konnte entweder sich dieser Leidenschaft widersetzen,

oder ihr schmeicheln. Das erste, dünkt mich, würde im Drama ein lebhafter Interesse gegeben haben, wo die Geschichte der Leidenschaft selbst der Hauptgegenstand wäre. Der Dichter hat das zweyte beliebt. Ohne Zweifel, weil er in einer bloßen Episode seines Werks die Leidenschaft schneller ihrer Katastrophe zueilen lassen mußte, zu welchem Ende es nöthig war, den innern Kampf der Dido abzukürzen, und ihren Ehrgeitz und ihre Schamhaftigkeit geschwind zu überwinden.

Anna billigt also die Neigung der Dido ganz, hebt alle Bedenklichkeiten, findet in der Ankunft der Trojaner eine besondere Führung der Götter, und in der Verbindung mit dem Aeneas die Aussicht auf künftige Sicherheit und Größe ihres Staats.

Diese Gründe sind kurz, deutlich, gedrängt, und mit mäßigem Affekt ausgeführt. Die Reden der Anna werden nur durch diese Art der Beredtsamkeit interessant.

Es ist oben gesagt worden, daß unser Mitleid mit dem Unglück eines andern noch lebhafter wird, wenn er durch eben den Umstand in dasselbe geräth, der in ihm wahrscheinliche Hoffnungen von Größe und Glückseligkeit erweckte. Von dieser Seite betrachtet, tragen die ermunternden Vorstellungen der Anna etwas dazu bey, die Empfindung der folgenden traurigen Auftritte zu schärfen. Wenn der Leser sich an die Stelle der Dido stellt, so erhebt sich sein Herz über der wahrscheinlichen und nahen

Aussicht, alle ihre Wünsche auf einmahl erfüllt, ihren Staat größer und ihre Leidenschaft befriedigt zu sehn. Desto stärker wird es durch den Kontrast des Ausgangs gerührt.

Dido wurde wenigstens von den Vorstellungen ihrer Schwester auf diese Art getäuscht.

> His dictis incenſum animum inflammauit amore
> Spemque dedit dubiae menti, ſoluitque pudorem.

Die Phänomene der schon herrschenden Liebe berührt Virgil mit der ihm eignen Weisheit, nur kurz; malt sie nicht aus, sondern bezeichnet sie nur durch einige allgemeine starke Züge.

Das Vergnügen, mit welchem sie den folgenden Tag den Aeneas in ihrer neuen Stadt herumführt; die Verwirrung die sie überfällt, so oft sie mit ihm spricht; der Eifer, mit welchem sie sich die Schicksale von Troja zum zweytenmahle erzählen läßt; die Liebkosungen gegen den Ascanius; ihre schlaflose Nächte; ihre plötzliche Gleichgiltigkeit gegen alle ihre liebsten Geschäfte, gegen ihre wichtigsten Angelegenheiten, dieß sind die Züge, durch welche er das verliebte Herz der Dido schildert.

Juno und Venus kommen überein, den Aeneas und die Dido bey Gelegenheit einer Jagd, in eine Höhle zu bringen, um ihrer Flamme zu vollem Ausbruche zu verhelfen.

Die Schutzgöttin der Dido scheint in diesem Gespräch das Herz des Lesers auf seiner Seite zu

haben, wie Dido selbst in der ganzen Geschichte. Sie verlangt nicht mehr den Untergang ihres Feindes, sie wünscht nur die Erhaltung, die Glückseligkeit ihres Lieblings.

Die Anstalten der Jagd, und das Gemälde derselben, ist eine kurze Zerstreuung von den leidenschaftlichen Scenen, die weder lang noch ununterbrochen seyn dürfen, wenn sie nicht den Dichter und den Leser erschöpfen sollen.

Das Interesse der Erwartung ist nirgends größer als in diesem Zeitpuncte. Der Leser kennt nun die Heftigkeit der Leidenschaft der Dido. Er sieht die fürchterliche Versuchung zum voraus. Er ahndet etwas Schlimmes, da er auf der einen Seite die unwiederruflichen Schlüsse des Schilcksals über den künftigen Sitz des Aeneas weiß, und auf der andern Seite voraussieht, daß nur ein eheliges Band und ein beständiger Aufenthalt des Aeneas zu Carthago die Ehre der Dido retten, oder ihre Leidenschaft besänftigen könne.

Die Scene der Höhle wird vom Virgil mit der feinsten Sittsamkeit berührt. Er macht sie nur fürchterlich durch die Unglückweissagenden Meteoren die vorhergehn;

— — Fulsere ignes et conscius aether Connubiis, summoque vlularunt vertice Nymphae.

und er läßt ihre Natur errathen, durch die Folgen die sie hat.

Neque enim ſpecie famaque mouetur,
Nec iam furtiuum Dido meditatur amorem;
Coniugium vocat: hoc praetexit nomine culpam.

Sobald Dido der Verſuchung untergelegen, ſobald iſt auch ihre Schamhaftigkeit überwunden. Durch den Genuß wird die Liebe auch des andern Geſchlechts dreiſter, beſonders bey einer Perſon, die Macht und Anſehn beſitzt. Dido geſteht die ihrige öffentlich; und ſucht durch die Hoffnung und das Vorgeben der Ehe, ihre ſtrafbare Schwachheit vor ſich und vor ihrem Volke zu beſchönigen.

Es iſt zweifelhaft, aus welcher Urſache Virgil hier den Jarbas auftreten läßt; einen ehedem von Dido verſchmähten Afrikaniſchen Fürſten, der, da er jetzt erfährt, daß ſie ſich einem Fremdlinge Preiß gibt, von Eiferſucht entbrannt, den Jupiter, deſſen Gottesdienſt er in ſeinem Lande eingeführt hatte, um Rache anfleht.

Geſchieht es bloß, um die Haupthandlung, durch das Bild der Fama (V. 174 — 197) und der Eiferſchucht zu unterbrechen?

Oder geſchieht es, um dem Leſer, der zu partheyiſch für Dido eingenommen iſt, und eben deßwegen den Held des Dichters weniger liebt, gegenſeitige Eindrücke beyzubringen, und ihm zu zeigen, daß Dido eben ſo ungerecht gehandelt habe, als ihr jetzo begegnet wird?

Oder hat Virgil dadurch bloß einen kürzern Weg zur Entwickelung der Geſchichte finden wollen,

indem Jupiter, dieß Verlangen seines Anbethers zu erhören, den Merkurius zum Aeneas absendet, ihm die Abfahrt von Carthago befehlen zu lassen?

Aeneas folgt diesem Befehl ohne Widerspruch.

Ardet abire fuga, dulcesque relinquere terras.

Er hat nicht mit sich zu kämpfen. Sein Entschluß ist gleich gefaßt; aber er ist doch wegen des Schicksals der Dido nicht ohne Unruhe.

Quid agat, quo nunc reginam ambire furentem
Audeat adfatu, quae prima exordia sumat.

Er trägt es seinen Gefährten auf, für die Ausrüstung der Flotte zu sorgen. Er selbst nimmt es über sich, diese Nachricht der Dido zu der gelegensten Zeit, und mit der größten Schonung beyzubringen.

Tentaturum aditus, et quae mollissima fandi
Tempora, quis rebus dexter modus.

Aeneas ist also nicht ganz unzärtlich. Aber er ist doch für unsre Empfindung für unsre Sitten zu kalt. Ohne Zweifel hat das Alterthum, das in Muth und Entschlossenheit fast alle Tugenden der Männer setzte, und das die Liebe für eine schändlichere Schwachheit derselben ansah als wir, anders davon geurtheilt. Davon aber bin ich noch nicht überzeugt, daß Aeneas nicht für alle Zeitalter interessanter ge-

worden wäre, wenn bey ihm, wo nicht Liebe, doch Dankbarkeit mit der Pflicht des Gehorsams gekämpft hätte.

Dido erfährt die Anstalten zur Abreise, ehe sie noch Aeneas ihr entdeckt.

quis fallere possit amantem?

Die Vorwürfe in die sie ausbricht, da sie ihn sieht, (V. 305 — 330), die kalte und bloß vernünftige Antwort desselben (V. 333 — 361), und die noch heftigern Ausbrüche des Zorns und der beleidigten Liebe bey der Dido (365 — 387) gehören unter die schönsten Stellen dieses Buchs.

In allen Reden der Leidenschaft sind in der That diejenigen am interessantesten, die zugleich eine moralische Empfindung ausdrücken. Wenn Dido dem Aeneas vorwirft, was sie alles um seinetwillen aufgeopfert habe, so fällt mir nichts mehr auf als der Vers:

— — te propter eundem
Exstinctus pudor, et qua sola sidera adibam,
Fama prior.

Wenn Aeneas sich rechtfertigt: so macht keine seiner Vorstellungen mehr Eindruck bey mir, als die Sehnsucht nach seinem alten Troja und nach den Uiberresten der Seinigen. Da das Schicksal zu diesen zurückzukehren ihm nicht erlaubt, wie viel weniger wird es ihm vergönnen in Afrika zu bleiben?

Me, si fatis meis paterentur ducere vitam
Auspiciis, et sponte mea componere curas;
Vrbem Trojanam primum, dulcesque meorum
Reliquias colerem..

Aber es ist gewiß, daß Dido, im ganzen genommen, weit interessanter spricht, weil sie mehr gerührt ist.

Virgil ist der Natur getreu, wenn er den Zorn und die Leidenschaft der Dido durch die kalte Vertheidigung des Aeneas noch anwachsen läßt.

Num fletu ingemuit nostro? num lumina flexit?
Num lacrimas victus dedit, aut miseratus amantem est?

Vorher hatte sie nur die Rechte der Liebe für sich angeführt, jetzt rückt sie ihm ihre Wohlthaten vor.

Ejectum litore, egentem
Excepi, et regni demens in parte locaui.

Vorher hatte sie sich nur über ihr Unglück beklagt, jetzt will sie das seinige.

Dabis improbe, poenas.
Audiam, et haec manes veniet mihi fama sub imos.

Erschöpft von Liebe und Zorn, verliert Dido das Bewußtseyn, sobald mit der Gegenwart des Aeneas, diese heftige Aufwallung aufhört.

An diesem einzigen Orte scheint Aeneas erweicht. Sie verließ ihn plötzlich, da er eben noch viel zu sagen wünschte, und nicht Worte finden konnte:

Linquens multa metu cunctantem et multa parantem
Dicere.

Der Poet sagt sogar ausdrücklich, daß er selbst die Unruhe der Liebe gefühlt habe.

Lenire dolentem
Solando cupit, et dictis auertere curas,
Multa gemens, magnoque animum labefactus amore.

Aber sein Vorsatz ist deßwegen nicht erschüttert. Die Anstalten zur Abreise werden verdoppelt.

Dido wendet sich an ihre Schwester. „Niemand, sagt sie, kann diesen Mann besser behandeln als du, keines Menschen Worte machen bey ihm mehr Eindruck."

Man wünschte, daß eine Person, die beyden Verliebten so wichtig ist, hätte mehr auftreten, sich hätte thätiger beweisen können.

So lange Dido den Aeneas vor sich sah: so lange hatte der Unwille über die Liebe die Oberhand. Sie wollte, daß er reisen sollte:

Neque te teneo, neque dicta refello.
I, ſequere Italiam ventis, pete regna per undas.

Jetzt, nachdem sie wieder mit sich allein ist, ihre Lebensgeister sich besänftiget haben, bekömmt die Zärtlichkeit über den Zorn ihr altes Uibergewicht. Sie will ihn nicht mehr weglassen. Sie bittet ihre Anna, den Aeneas nur dahin zu bringen, daß er ihr eine kurze Frist verwillige, daß er den Winter bey ihr abwarte, um sich nicht selbst in Gefahr zu setzen.

Exspectet facilemque fugam, ventosque ferentes.

Es liegt etwas Rührendes in dieser Besorgniß für die Sicherheit eines Ungetreuen.

Anna erfüllt ihren Auftrag, aber ohne Erfolg.

Fata obstant, placidasque viri deus obstruit aures.

Stoische Standhaftigkeit bey einem empfindlichen Herzen wird durch folgenden Vers schön gezeichnet:

Mens immota manet, lacrymae voluuntur inanes.

Die Unbeweglichkeit des Aeneas, schreckliche Anzeichen bey ihrem Opfer, und die Stimme ihres Gemahls, die sie aus seinem sacrario hört, bringen endlich die Dido zu dem Entschluß zu sterben.

Sie zeigt nun ihrer Schwester Anna ein heiteres Gesicht; und gibt vor, sie habe einen Weg gefunden, durch magische Künste Aeneas Liebe, oder ihre Ruhe zu bewirken.

Die fürchterlichen Anstalten, das Geheimnißvolle, und das Wunderbare der Zauberey, haben sie, so lange der Glaube an dieselbe noch vorhan-

den war, zu einem sehr poetischen Stoffe gemacht. In sehr viele alte Fabeln ist derselbe verwebt, wie in die Geschichte der Medea, in andre ist er mit Kunst hineingebracht worden. Kein Dichter ist in der Beschreibung derselben weitläuftiger, als Lukan, wo er die Thessalische Hexe dem Sohne des Pompejus den Ausgang der Pharsalischen Schlacht durch einen wiedergebrachten Todten vorhersagen läßt. Aber auch Virgil, der solcher Hülfsmittel des Schreckens am wenigsten nöthig hatte, der im Stande war, eine Situation durch die Gesinnungen und die Gedanken der Personen selbst rührend zu machen, die sich in derselben befinden; Virgil, der seine Dido deßwegen erst bey den Römern entschuldigen mußte *), die wie alle abergläubische Völker, die magischen Künste zugleich glaubten und verabscheuten: Virgil hat doch ein solches magisches Opfer mit allem Pomp der Poesie beschrieben; und er enthält sich nicht, die ungereimten und abergläubischen Mittel anzuführen, durch welche man glaubte die Liebe erzwingen zu können. Einen Umstand hat Virgil dadurch erhalten, der wirklich den letzten Auftritt, den Tod der Dido, noch rührender macht. Es gehörte zu den Zubereitungen des magischen Opfers, daß ein Scheiterhaufen errichtet,

*) Testor, cara, deos, et te, germana, tuumque IV. 492.
Dulce caput, magicas inuitam accingier artes.

mit Cypressen umkränzt, und mit den Waffen, den Geschenken des Aeneas, und mit ihrem unächten hochzeitlichen Bette belegt werden mußte. Unter diesen entleibt sich Dido. Der Schauplatz ihres Todes konnte auf keine Art geschmückt werden, die zur Verstärkung des Eindrucks mehr beygetragen hätte.

Es folgt die letzte Nacht, in welcher das Gemüth der Dido, von Liebe, Rache und dem Gedanken des nahen Todes beunruhiget, in dem größten Aufruhr ist.

„Was soll ich thun? Soll ich die ehemahls „verschmähten Freyer wieder aufsuchen? — Oder „wie? wenn ich selbst mit den Trojanern ginge? „Mit den Trojanern? Vielleicht, weil ich ihnen „Gutes gethan habe? — Als wenn sie etwas von „Dankbarkeit wüßten. — Nein, sie werden mich „nicht in ihre Schiffe aufnehmen; oder sollten sie, „so werden sie mich als ihre Sklavinn behandeln. — „Und wie sollt' ich gehen? Allein, oder mit mei„nem Volke? O Schwester, du bist an meinem Un„glücke schuld! Warum blieb ich doch nicht meinem „ersten Gemahle getreu? so hätt' ich nichts von „diesen Qualen empfunden."

Diese Gedanken so einfältig, so ohne das Feuer des Ausdrucks und der Poesie vorgetragen, zeigen doch schon ihre Wahrheit, ihre Schicklichkeit zu den Umständen. Was für Eindruck müssen sie nicht

alsdann machen, wenn sie in virgilianische Verse eingekleidet sind?

Aeneas, durch eine neue Bothschaft des Merkurs aus dem Schlafe geweckt, segelt noch in dieser Nacht mit der größten Eile ab.

Dido sieht des Morgens aus ihrer Burg die Ufer und den Hafen leer. Ihr Affekt kömmt aufs Aeußerste.

„Alles soll dem Flüchtlinge nach. — Aber es „ist zu spät. — Früher hätte ich ihn bestrafen sol„len! — Nein, das kann der zärtliche Sohn nicht „seyn, der seinen alten Vater aus dem Feuer trug. „— O wenn ich doch ihn, sein ganzes Heer, sei„nen Sohn, und mich selbst mit ihnen hätte in „den Untergang stürzen können!“ Jener Gedanke und diese Empfindung haben etwas mehr Auffallendes, als die übrigen Theile dieser Rede, weil sie eine mehr einleuchtende Wahrheit haben. Ein empfindliches Herz, das Vaterliebe kennt, kann gegen die Liebe einer andern Art nicht ganz fühllos seyn. Der Zorn, der aus Li be entsteht, wüthet gegen sich selbst immer zugleich mit, indem er sich gegen den Beleidiger ausläßt.

Es folgen Verwünschungen gegen den Aeneas die zugleich Prophezeihungen von Vorfällen enthalten, die diesem wirklich in Italien begegnen; und der letzte Befehl an ihr Volk, die Römer ewig zu hassen.

Der letzte Auftritt dieses Trauerspiels ist der ausgearbeitetste unter allen, und er ist es vielleicht vorzüglich, der dem ganzen Buche seinen Ruhm verschafft hat.

Dido, in dem Augenblicke, da sie sterben will, ist nicht mehr in Wuth — dieß würde den Leser nicht gerührt, sondern beleidigt haben. Sie ist bey dem Anblicke der Waffen und aller Denkmähler des Aeneas und ihrer Liebe, die auf dem Scheiterhaufen liegen, nur gerührt, nur wehmüthig.

Dulces exuuiae!

Sie schiebt die Ursache ihres Unglücks mehr auf das Schicksal, als auf ihren Geliebten:

Dum fata deusque ſinebant.

Dann wird sie groß. Sie sieht in sich nicht mehr die schwache verliebte Dido, nicht die verachtete und verzweifelnde Geliebte: sondern die Königinn, die Stifterinn eines neuen Staates, die glückliche Rächerinn des Todes ihres Gemahls:

Et nunc magna mei ſub terras ibit imago.
Vrbem praeclaram ſtatui: mea moenia vidi:
Vlta virum.

In allem war sie glücklich und groß, bis auf den Augenblick, da die Trojaner landeten:

Felix, heu nimium ſelix, ſi litora tantum
Nunquam Dardaniae tetigiſſent noſtra carinae!

Sie verbirgt ihr Gesicht in das Bette, den Zeugen ihrer Lust, und die Quelle ihres Unglücks; eine neue, aber nicht so heftige Aufwallung ihres Un-

willens und ihres Schmerzes beschließt ihren Kampf: — „Wie? ungerochen soll ich sterben? — Ja! auch „so ist es besser zu sterben. Der Grausame mag „die Flamme meines Scheiterhaufens sehen, und „dieses Vorbedeutungszeichen auf seine Reise mit-„nehmen.“

Virgil hält sich bey ihrer Entleibung nicht auf. Alles, was bloß sinnlich ist, muß in einer Scene, die das Herz rühren soll, nur kurz berührt werden.

Das Gerücht von ihrem Tode erschallt bald durch die ganze Stadt. Anna läuft herzu, und findet ihre Schwester sterbend.

Ich halte mich bey ihren Klagen nicht auf. Sie scheinen mir etwas kalt, wie die ganze Rolle dieser Person.

Aber warum rühren diese drey letzten Zeilen so sehr?

> Ter ſeſe attollens, cubitoque innixa leuauit,
> Ter reuoluta toro eſt, oculisque errantibus alto
> Quaeſiuit coelo lucem, ingemuitque reperta.

Anna hängt über der Dido, und will ihren letzten Hauch auffangen. Sie sucht sie in ihren Armen zu erwärmen. Diese Bemühung, die Liebe der Dido zu ihrer Schwester, die Begierde ihr noch etwas zu sagen, bringt die schon Sterbende wieder zu sich.

Der erste Theil der obigen Stelle enthält nur das Bild einer körperlichen Aktion; aber sie ist so

kurz und so gut gemalt. Das Anstrengen der letzten Kräfte einer Sterbenden, sich in die Höhe zu richten, und das Zurücksinken der Ohnmacht, wird unsrer Einbildungskraft durch die wenigen Worte auffallend deutlich.

Der zweyte Theil enthält ein moralisches Gemälde von dem größten Ausdrucke, und so einfältig, in anderthalb kurze Zeilen eingeschlossen.

Dido kömmt zu einem halben Bewußtseyn, öffnet die Augen, hat sie starr gen Himmel gerichtet; aber sieht kein Licht mehr. Ein dunkler Eindruck von Aengstlichkeit über die ungewohnte Finsterniß an dem Orte, der sonst der Sitz und die Quelle des Lichts war, macht, daß sie die Augen halb willkürlich, halb durch eine mechanische Bewegung, hin und her kehrt, um irgend einen Ausgang ins Freye zu suchen, um dem vermeinten Hindernisse auszuweichen, das die gewünschten Strahlen auffängt. Jetzt kömmt die Sterbende zu einem vollern Bewußtseyn: ihre Augen werden von den Lichtstrahlen gerührt, sie fühlt ihr Daseyn wieder; und ein tiefer Seufzer ist der einzige Ausdruck dieses Gefühls.

Was rührt an diesem Gemälde? Erstlich, es scheint so wahr. Wenn dieß nicht die Empfindungen von Sterbenden sind: so sind es doch genau die Empfindungen, die wir Sterbenden zuschreiben. Der Dichter hat genau das Ideal getroffen, das wir von dieser interessanten Scene des menschlichen

Lebens mit uns herumtragen, wenn er auch nicht den Gegenstand selbst getroffen hätte.

Zweytens, ohne auf die Richtigkeit der Schilderung zu sehen: was kann rührender seyn, als ein Mensch, der leidet, der schon anfing in dem Schlummer des Todes das Bewußtseyn seiner selbst und mit demselben seiner Noth und seines Schmerzes zu verlieren, und der nun wieder erwacht, sich und alles sein Elend wieder fühlt, und das zurückkehrende Leben beseufzt.

Was ist rührender, als dieser Streit der menschlichen Natur zwischen der Furcht vor dem Tode, welche macht, daß der Sterbende das Licht wünscht und sucht, und zwischen dem Jammer des Lebens, der ihm Seufzer auspreßt, wenn er das Licht gefunden hat.

Zwo allgemeine Folgerungen will ich aus dieser vielleicht zu weitläuftigen Zergliederung des virgilianischen Gemäldes ziehen.

Erstlich: Wo viel Interesse in den Reden der Leidenschaft seyn soll, da muß Abwechselung, Streit und Verbindung mehrerer Leidenschaften seyn. Der schnelle Uibergang vom Zorne zur Zärtlichkeit, von der Reue zum Stolze, macht die Reden der Dido vorzüglich interessant. Man lasse eine von diesen allein herrschen; und die interessante Sprache derselben wird viel schwerer zu finden, wird viel kürzer auszuhalten seyn. Aeneas, Anna, alle sind, mit ihr verglichen, langweilig. Ihre Reden sind

mehr beredt als rührend, weil ihre Gesinnungen einfach sind.

Zum zweyten: Das vornehmste Interesse der Dichtkunst, besonders der epischen Dichtkunst, ist, Wahrheit und Natur in poetischem Schmucke zu sehen, natürliche Gedanken in schönen Versen. Da dieser Schmuck so leicht der Wahrheit Eintrag thut, so empfinden wir die überwundene Schwierigkeit, wenn beyde glücklich vereinigt sind, und genießen das Vergnügen der Kunst. Da uns oft die Würde des Ausdrucks auf gemeine Wahrheit erst aufmerksam machen muß: so werden wir im Bilde gewahr, was uns im Original entwischte, und genießen also das Vergnügen an der Natur.

Den letzten Punct des alten Plans, welche Leidenschaften zu erwecken am nützlichsten seyn, halte ich für unnöthig zu berühren. Jede wohlgetroffene Schilderung hat den Nutzen, daß sie uns den Menschen kennen lehrt. Seine Leidenschaften wechseln zwar in den verschiedenen Zeitpuncten vielleicht eben so ab, wie seine Krankheiten, und es scheint also am nützlichsten zu seyn, jedesmahl diejenigen zur öffentlichen Belehrung oder Warnung im Bilde auszustellen, zu denen die Versuchungen am größten, oder deren schlimme Folgen die ausgebreitetsten sind. Allein, nach der Wahrheit und der Erfahrung, nützt die Poesie nicht sowohl unmittelbar durch den Gegenstand, den sie schildert, als mittelbar durch die Wahrheiten, die sie beyher lehrt, oder durch die

Muster des Schönen, die sie dem Geiste vorhält. Diesen Nutzen befördert sie, welche Art von Leidenschaften sie auch zu schildern vornehme, wenn sie nur die wahre Natur derselben trifft.

Anstatt dieser besondern Untersuchung, zu der ich mich anheischig gemacht hatte, will ich noch einige allgemeine Lücken der obigen Abhandlung ausfüllen, oder einige Fehler verbessern.

Nach meiner jetzigen Einsicht ist überhaupt die Materie von Erweckung der Leidenschaften für den Zweck des Ganzen zu weitläuftig abgehandelt worden. Interessiren und rühren grenzt in einem Puncte an einander: aber es ist nicht einerley. Das eine geht auf das Ganze eines Werks, das andre auf einzelne Scenen desselben: das eine ist eine Aufbiethung unsers Verstandes; das andre eine Erweichung des Herzens: das eine ladet zum Lesen oder Anhören einer Geschichte ein; das andre gibt wirklich den Genuß, wozu wir eingeladen sind.

Neugierde, Liebe und Vortheil sind die drey Triebfedern, die uns für etwas interessiren. Begebenheiten, Personen und Wahrheiten sind die Gegenstände, für welche wir interessirt werden können. Neugierde interessirt uns hauptsächlich für Begebenheiten, und wird erhalten durch die Verwickelung; Liebe interessirt uns für Personen und wird erweckt durch ihre Charaktere.

Unser Vortheil kömmt bey der Poesie in keine oder nur in eine entfernte Betrachtung.

Der Artikel von der Verwickelung ist oben ausgelassen worden. Ich will noch einige Worte darüber hinzufügen:

1) Ist die Verwickelung zum Interesse einer poetischen Erzählung nothwendig? Kann insbesondere ein dramatisches Stück ohne dieselbe sehr interessant seyn?

Ich bin ehedem dieser Meinung gewesen. Ich habe geglaubt, daß die Intrigue mehr zu dem Vergnügen eines rohen geschmacklosen Haufens gebildeter denkender Zuhörer beytrage; daß eine Gallerie von Gemälden aus dem menschlichen Leben, wohlgetroffen und auf irgend eine Art mit einander verbunden, uns hinlänglich an sich ziehen könne; daß endlich die sogenannten Historys des englischen Theaters der mittlern Zeit nur besser behandelt werden dürfen, um noch jetzt interessant zu werden. —

Ich ändre jetzt diese Meinung. Wenn ich auf die Denkungsart des größten Theils der Menschen sehe, für welche doch die Poesie, und besonders die theatralische, bestimmt ist; wenn ich auf meine eigne in den Zeiten sehe, wo ich mich erhohlen will, und diese Zeiten soll das Theater eigentlich ausfüllen: so werde ich gewahr, daß die unterhaltene und

befriedigte Neugier, das Wohlgefallen an einer wunderbaren und doch natürlichen Begebenheit, die Erwartung in die wir wegen des Erfolgs gesetzt werden, die Grundlage von dem Vergnügen ausmache, das wir während der Anhörung des Stücks genießen, und daß das Vergnügen der Rührung und des Unterrichts nur einzelne Theile der Zeit ausfülle, die wir zu dieser Erlustigung bestimmen.

Wißbegierde und Neugierde ist im Grunde Eins. Jene geht aufs Allgemeine, diese aufs Besondre; jene auf Wahrheiten, diese auf Fakta. Eine kann also die andre erklären. In beyden Fällen entsteht der Reitz aus der Schwierigkeit, die Befriedigung aus der Auflösung.

Was thut die populäre Beredtsamkeit, um allgemeine Materien interessant vorzutragen? Außer der Klarheit, der Ordnung im Vortrage, von welcher im Anfange dieser Abhandlung geredet worden, und welche macht, daß der Leser ohne Mühe und in der kürzesten Zeit die Begriffe faßt, die der Schriftsteller gehabt hat, bleibt in der Methode nichts übrig, als eine Art von Verwickelung und Auflösung, durch die die eine Untersuchung Leben erhält. Der Schriftsteller muß zuerst die Schwierigkeiten zeigen, sie in ihrem größten Lichte darstellen, und dann diese heben.

Der vorzügliche Reitz, den die Mathematik für ihre Kenner hat, rührt vornehmlich davon her, daß in ihr mehr, als in andern spekulaliven Wissenschaften, Aufgabe und Auflösung, die Schwierigkeit und die Hebung derselben, sich deutlich von einander unterscheiden.

2. Aber worinne besteht die Verwickelung? Die Uiberwindung großer Schwierigkeiten ist es allemahl, was den großen oder den merkwürdigen Mann zeigt. Diese müssen also in jeder Begebenheit vorkommen, welche interessiren soll. Aus diesen entsteht die eigentliche Verwickelung, sobald dieselben, in einen kleinen Zeitraum zusammengedrängt, sich schnell wieder auflösen sollen. Daher finden wir in der Epopee, wo die Erzählung Zeit und Raum hat, zwar allemahl große Hindernisse, widrige Zufälle, feindliche Anschläge, Gefahren, die den Muth oder die Weisheit des Helden aufbiethen: aber weil diese Schwierigkeiten sich nicht auf einen Punct vereinigen, weil sie nicht auf einmahl sich verlieren: so ist Verwickelung, Intrigue im engern Verstande, nicht diesem Gedicht eigen. Auf dem Theater ist die Zeit durch die Dauer der Vorstellung eingeschränkt. Die Zufälle, deren nicht viele seyn können, müssen sich mehr zusammendrängen; der Knoten muß also verwickelter werden, die Schlingen desselben durchkreuzen sich mehr.

Die Vollkommenheit liegt auch hier in der Mitte. Eine Verwickelung, wo die Zufälle zu sehr gehäuft, zu künstlich durch einander verschlungen werden, ist schwer zu fassen, wird unwahrscheinlich, und verwirrt, anstatt zu interessiren. Eine allzueinfache Handlung, wo jede Ursache ihre gewöhnliche vorhergesehene Wirkung thut, und durch keine entgegenwirkende in dem Laufe ihrer Erfolge aufgehalten wird, kann zwar durch das Sittliche der Charaktere und die Wahrheit des Dialogs belebt werden, aber doch nie ein starkes Interesse, besonders in einem längern Werke, hervorbringen.

Die Einheit des Interesse, die alte und oft wiederhohlte Vorschrift der Kunstrichter, ist nun zweyer Ursachen wegen nothwendig. Unsere Schwachheit ist die eine. Wir können nicht viel Sachen auf einmahl fassen, wir können nicht an vieler Menschen Schicksale zu gleicher Zeit Theil nehmen. Es gehört eine gewisse Beschäftigung des Gemüths dazu, sich in eines andern Stelle zu versetzen; und diese kann man nur auf Einen Gegenstand auf einmahl verwenden.

Die Nothwendigkeit einer Verwickelung ist die zweyte. Wenn die Handlungen, die Begebenheiten zwoer Personen zu gleicher Zeit neben einander fortlaufen: so wird entweder keine verwickelt seyn

können, und alsdann wird unsere Aufmerksamkeit von keiner gereitzt; oder sie sind es beyde, und alsdann wird sie ermüdet. Es ist seltsam, daß die Art der Imagination, die zu Erfindung wunderbarer Verwickelungen gehört, die, welche den poetischen Stoff schaft, in verfeinerten Zeiten weniger gemein ist, als in rohen, und daß daher die Dichter des erstern Zeitraums oft genöthigt sind, ihren Stoff aus den Erfindungen des letztern zu nehmen, und sich lieber bemühen, ihn von den Ungereimtheiten zu säubern, die ihm ankleben, als ihn durch ganz neue Erfindungen zu ersetzen. Die Dichter des erleuchteten Griechenlands nahmen alle ihre Subjekte aus der Mythologie; und noch bis auf die späteste Zeit arbeitete der Witz und der Scharfsinn ihrer besten Köpfe, die Geschichten zu verschönern, die die wilde Einbildungskraft ihrer Vorfahren erfunden hatte. Die neuern Dichter haben die Romane und die Schauspiele der mittlern Zeiten auf gleiche Weise benutzt.

Ist es, daß die Einbildungskraft ganz zügellos, an keine Regeln gebunden seyn will, wenn sie eigentlich erfindet, und daß, um sich an Richtigkeit und Ordnung zu binden, sie schon einen Plan, wenn auch nur einen Chaotischen, vor sich haben muß?

Es gibt eine Neubegierde, unbekannte seltsame Dinge zu erfahren. Es gibt eine andre, bekannte Dinge erklärt, mit unbekannten oder großen in Verbindung gesetzt zu sehen, oder ihren Ursprung zu erfahren. Dieser Art des Interesses haben sich die alten Dichter, und vorzüglich Virgil bedient, indem sie fast alle Personen, die sie aufführen, aus der Fabel und Tradition hernehmen und mit der bekannten Geschichte in Verbindung bringen, indem sie lauter solcher Begebenheiten erwähnen, die auf die Erbauung bekannter Städte und den Ursprung großer historischer Erfolge eine Beziehung haben. An keinem Orte landet Aeneas, wo nicht Städte oder Gegenden, von ihm und seinen Begleitern benannt, noch zu Virgils Zeiten vorhanden waren; er thut keinen Schritt, der nicht Spuren und Denkmähler zurück läßt, die noch die Leser Virgils erkennen konnten. Die ganze Liebesgeschichte der Dido ist zugleich die Veranlassung des Streits zwischen Rom und Chartago.

Aus eben dem Grunde ist das Interesse zu erklären, das wir an Nachahmungen nehmen; ein Interesse, das von den alten Dichtern mit Vorsatz und offenbar gesucht worden, anstatt von ihnen vermieden oder versteckt zu werden. Die griechischen Dichter gingen geflissentlich auf den Fußstapfen des Homers; die Römischen geflissentlich auf den Fuß-

stapfen der Griechen. — Es ist allerdings ein Vergnügen, eine alte Geschichte wieder verjüngt zu sehen; Züge aus einem verehrten alten Schriftsteller in einem ungewohnten Glanze wiederzufinden; und ihnen vielleicht zum erstenmahle aus Empfindung den Beyfall zu schenken, den wir ihnen bisher nur des Ansehns und des Alterthums wegen vergönnt hatten. —

So wie die alten Dichter von Seiten des Reichthums und der Mannigfaltigkeit des Stoffs, unter dem sie zu wählen hatten, eingeschränkter waren als die unsrigen, indem ihnen so viel Jahrhunderte von Geschichten, merkwürdigen Personen und Kenntnissen fehlten: so waren sie auf der andern Seite begünstigt durch die allgemeinere Bekanntschaft, in welcher die geringere Anzahl von Personen, Begebenheiten und Schriften stand, aus welchen sie den Stoff oder wenigstens den Schmuck ihrer Gedichte hernahmen. Ihre Schilderungen hatten nicht immer das Verdienst der Neuheit, aber sie hatten das Verdienst, geschwinder verstanden und durchgängiger gefühlt zu werden. Personen, Oerter, Flüsse, nichts war den Lesern ganz fremde. Selbst ihre Anspielungen gingen weniger verloren. Die nähmliche Art der Neubegierde, die das Bekannte so gerne unter fremden Gegenständen wieder findet, macht auch in den Epischen Gedichten, die Vorhersagun-

gen solcher Begebenheiten, die zu oder kurz vor den Zeiten des Dichters und seiner Leser vorgegangen, so interessant. Alle Dichter, die nach dem Virgil gekommen sind, haben sich der fruchtbaren Materie bemächtigt, die ihnen dieser, nach dem Homer, in Aeneas Hinabfahrt in den Orkus angezeigt hatte. Alle haben auf eine oder die andre Weise, mit mehr oder weniger Schicklichkeit, die Geschichte ihrer Zeit und ihrer Nation weissagen lassen.

Ich beschließe diese Zusätze mit der Bemerkung eines Maaßstabes, wornach der Schriftsteller zum voraus muthmaßen kann, welcher Theil seines Werks seine Leser am meisten interessiren wird. Grade derjenige, der ihn selbst, da er schrieb, am meisten interessirt hat; bey dem er die meiste Lust, die größte Leichtigkeit, und das vollste Gnüge fand. Gedanken, die andern lebhaft werden sollen, müssen sich uns zu der Zeit, da wir sie hervorbrachten, mit vorzüglicher Klarheit dargestellt haben. Und wenn die Helligkeit der Begriffe den Leser vergnügen soll, bey dem sie doch durch die Verschiedenheit seiner Denkungsart etwas verdunkelt wird, wie sollte sie den Schriftsteller gleichgiltig gelassen haben, bey dem sie in ihrem ersten Lichte strahlt! wenn Begebenheiten zeitvertreibend oder rührend sind für diejenigen, die sie stückweise und nach und nach erfahren, wie vielmehr müssen sie denjenigen ergötzt oder gerührt

haben, der sie auf einmahl übersah, und ihre Theile selbst ausbildete!

Die Aufmerksamkeit des Scribenten ist allemahl größer, als die Aufmerksamkeit auch des besten Lesers. Was dieser nicht entwischen und doch nicht anstrengen soll, muß also jene noch weit stärker und mit größrer Leichtigkeit gefesselt haben.

Uiber den
Einfluß einiger besondern Umstände auf die Bildung unserer Sprache und Literatur.

Eine Vorlesung.

Meine Herren,

Wann wir die Fähigkeiten eines Menschen kennen, um zu wissen, was er thun kann, und seine besondern Umstände, um zu wissen, was er zu thun Gelegenheit und Bewegungsgründe gehabt: so können wir ungefähr voraussehen, welche Werke er unternehmen wird; wenigstens können wir diejenigen, die er bereits geliefert hat, uns erklären. Eben so, wie mit einzelnen Menschen, verhält es sich auch mit ganzen Nationen. Was man die Literatur eines Volks nennt, ist der Inbegriff der Werke, die es in seiner eignen Sprache besitzt: und die Gestalt derselben hängt theils von dem Eigenthümlichen in dem Geiste der Nation, theils von den besondern Umständen ab, durch welche dieser Geist seine Richtung gegen gewisse Gegenstände, und mehr Hülfsmittel zu der einen als zu der andern Gattung erhalten. Das Eigenthümliche in dem Geiste der Nation selbst ist ausnehmend verborgen; es ist schwer, das Gemeinschaftliche in der Denkungsart eines

Volks aus einer so unendlichen Menge von einzelnen Verschiedenheiten herauszubringen: und da man nur immer eine sehr kleine Anzahl von Fällen vor sich hat, so kann man fast nie einen allgemeinen Schluß machen, der nicht durch gegenseitige Beyspiele wankend würde. Die besondern Umstände aber, unter welchen die Aufklärung eines Volks sich angefangen, liegen mehr vor Augen, und lassen sich mehr außer Streit setzen: oder wann auch hier eine so vielfältige Verbindung mannigfach wirkender Ursachen Statt fände, daß die Geschichte sie nicht alle angeben, noch die Philosophie sie alle errathen konnte; so gibt es doch darunter einige so merkliche und so mächtige, daß sich ihr Einfluß weder verkennen, noch auch unrecht verstehen läßt.

Sie sehen leicht, meine Herren, daß diese Umstände von doppelter Art sind; daß sie entweder außer der Nation, von der die Rede ist, oder in ihrer eigenen innerlichen Verfassung liegen. Zu jenen gehört vornehmlich die Zeit, in der eine Nation an Wissenschaft überhaupt, und besonders aus ihrer eigenen Sprache, Geschmack gewinnt, und dann die Beschaffenheit der Literatur bey andern Nationen, die vor ihr aufgeklärt wurden, und ihr Licht ihr mittheilten.

Was war es für ein Zeitpunct, wo die Barbarey sich zuerst in Teutschland zu zerstreuen anfing? Ein späterer allerdings, als bey den mittäglichen und westlichen Völkern. Italien ist das erste

und fast das einzige Land, das zu eben der Zeit, wo es die Meisterstücke der alten Sprachen mit Mühe wieder kennen lernte, zugleich Meisterstücke in seiner eigenen schuf. Das Licht, das dort aufgegangen war, kam in nicht gar langer Zeit darauf auch zu uns; aber es war ein fremdes Feuer, das uns nur erleuchtete, ohne zugleich unser eigenes anzuzünden. Wir lasen und lernten, ja wir schrieben so gar lateinisch und griechisch; viele gut, einige so gar vortrefflich: aber doch konnte das noch lange keine Literatur geben, keine uns eigene Literatur, die ein treues Gemälde unsers besondern Geistes, unserer unterscheidenden Denkungsart gewesen wäre. Die Gelehrten machten in diesem Jahrhunderte gleichsam eine eigene, unter die andern zerstreute Nation aus, die allenthalben ungefähr dieselbige Denkungsart, denselbigen Ton hatte: und zwar deßwegen, weil sie durchgängig auf einerley Art war gebildet worden. Da sie ihre eigene, dem übrigen Theil des Volks unverständliche Sprache redeten und schrieben; so hatten sie zwar unter sich selbst eine nähere, mehr unmittelbare Gemeinschaft, als die Gelehrten unsers Jahrhunderts: aber auf die Uibrigen der Nation hatten sie wenig Einfluß; auch nahmen sie eben so wenig von der besondern Denkungsart derselben und der eigenthümlichen Wendung ihres Geistes an. Denn sie schrieben nicht allein, sondern sie faßten auch ihre Ideen in einer fremden Sprache.

Was damahls Luther für die teutsche Sprache gethan hat, darf ich Ihnen, meine Herren, nicht sagen. Es ist wahr, seine Sorgfalt, seine Richtigkeit im Ausdrucke, seine Genauigkeit in der Wortfügung haben unsre Gramatik und unser Wörterbuch in einer größern Reinigkeit erhalten, vielleicht auch vollständiger gemacht, als es ohne ihn würde geschehen seyn: aber bey alle dem haben doch seine Werke unsre Literatur nicht angefangen; sie haben es uns nicht leichter gemacht, Werke der Gelehrsamkeit oder Schriften zum Vergnügen in unserer Sprache zu liefern. Wer diese hervorbringen wollte, hatte noch alles zu thun; er mußte noch selbst die Ausdrücke, die Wendungen, die Zierathen aus dem zerstreuten Reichthume der Sprache zusammenlesen; mußte noch selbst unbestimmte Wörter bestimmen, oder wenn er für seine Ideen gar keines hatte, bald durch Zusammensetzung und Abänderung neue finden, bald sich dadurch helfen, daß er fremde entlehnte; mußte noch selbst neue Verbindungen, neue Wendungen wagen, wo die Sprache zu ungelenk war: kurz, er mußte sich seinen Styl noch erschafen. — Doch war das nachfolgende Jahrhundert in aller Absicht weit dunkler und barbarischer, als das, worin Luther lebte. Man vergaß sein Bischen ächtes altes Latein über den Zänkereyen, zu welchen sich eine verderbte, mit spitzfündigen Begriffen überladene Latinität am besten schickte; und teutsch lernte man auch nicht.

Mit einem Worte: man hatte eigentlich gar keine Sprache.

In dieser Zwischenzeit, am Ende des vorigen Jahrhunderts, machten unsre westlichen Nachbarn, die Franzosen, auf einmahl ein gewaltiges Aufsehen. Sie eroberten und schrieben: und wer durch die Pracht des Königs und den Muth der Truppen auf die Nation war aufmerksam gemacht worden, der fand, wenn er näher mit ihr bekannt ward, Schriftsteller und Künstler, die Hochachtung und Bewunderung verdienten. Die Veränderung war so plötzlich, so groß, daß sie nothwendig so wohl die Franzosen selbst, als auch ihre Nachbarn in eine Art von Betäubung setzen mußte, in welcher beyde nicht wußten, was sie von sich und was sie von den andern zu halten hätten. Jene glaubten getrost, daß sie die erste Nation auf der Welt wären, und in der That hatten sie einigen Anspruch auf diesen Nahmen.

Die teutsche Nation war damahls noch ein so zusammengesetztes, ungleichartiges Ganze, daß das Urtheil über jene sehr verschieden ausfiel. Alle, die durch ihren Rang oder ihre Theilnehmung an den öffentlichen Staatsgeschäften den Glanz dieses erobernden und witzigen Volks mehr in die Nähe sahen, und ihn mit der traurigen Dunkelheit ihrer eigenen Nation verglichen, welche nichts als Schulgelehrte aufweisen konnte; die alle beeiferten sich, an diesem Glanze Theil zu nehmen, suchten sich,

so viel als möglich, dieser fremden Nation einzuverleiben, sich von ihrer eigenen durch Sprache und Sitten zu unterscheiden: und so waren sie herzlich zufrieden, daß die Teutschen von den Franzosen verachtet wurden, weil sie selbst glaubten, halbe Franzosen zu seyn. — Unsre Gelehrten hingegen, die dem Spiel sehr in der Ferne zusahn, ließen sich noch wenig durch diese Verachtung der Fremden und ihrer eigenen Landsleute rühren, oder sie trösteten sich durch eine gegenseitige innige Verachtung der elenden Tändeleyen eines Volks, bey welchem, nach ihrer Meinung, die wahre Gelehrsamkeit auszusterben anfing. Von dieser Seite also war es nicht zu hoffen, daß Ehrgeiz und Eifersucht sehr rege werden und teutsche Schriftsteller mit den französischen um den Preis kämpfen sollten. Unterdessen verbreitete sich der Geschmack an dem Ausländischen in Sprache, Sitten und Schriften von den Großen bis zum wohlhabenden Bürger, und endlich bis zu der Classe von Leuten, die zwischen den Gelehrten und dem Weltmanne in der Mitte stehen. Begierde, den Großen zu gefallen und sein Glück zu machen, Theilnehmung an ihrer Arbeit in gelehrten Bedienungen, Ehrgeitz, ihres Umganges gewürdiget zu werden, Handel mit den Franzosen, die die nützlichen Künste zugleich mit den angenehmen und schönen zur Vollkommenheit brachten: alles das trug zu der allgemeinen Ausbreitung dieses fremden Geschmacks bey. Nun dachten endlich auch wir Teut-

schen daran, daß wir eine Sprache hätten, die sich schreiben ließe; aber da wir hieran nicht eher dachten, als bis wir schon von den Schönheiten einer fremden Sprache gerührt, schon von der Politut fremder Schriftsteller eingenommen waren, so konnte es gar nicht anders seyn, wir mußten ihnen nachahmen, auch ohne die Absicht zu haben. Lassen Sie uns doch sehen, meine Herren, wie weit ungefähr diese Nachahmung sich erstreckt hat.

Man muß hier die Gestalt unsrer Wissenschaften und den Charakter unsrer jetzigen Schriftstellersprache wohl unterscheiden. In jenen steckt, wenn ich so reden darf, mehr lateinischer Geist, in dieser hingegen mehr französischer und englischer. Beyde zusammen machen eine Mischung, die, wenn man sie recht aus einander scheiden könnte, den Zustand unsrer Köpfe und unsrer Schriften am besten erklären würde.

Wissenschaften und Philosophie fingen nicht erst da bey uns an, wo wir anfingen, teutsche Schriftsteller zu haben. Wir hatten schon einen großen Vorrath von Gelehrsamkeit, und zur Philosophie hatten wir viele und uns eigene Anlage. — Den Stoff dazu hatten wir, wie alle europäische Nationen, von den Alten, theils unmittelbar durch ihre eigene Werke, theils mittelbar durch die unreinen Kanäle der neuern scholastischen Theologie und Philosophie bekommen. Sokrates, Aristoteles und Cicero, sammt dem guten Tho-

mas Magister, haben vielleicht auf die Art und Weise, wie wir die Wissenschaften lehren, auf die Abtheilung und Hauptörter unserer Systeme, auf die Fragen, die wir vorzüglich untersuchen, die Schwierigkeiten, die wir auflösen, und die Streitigkeiten, die sich immer von neuem bey uns entspinnen, weit mehr Einfluß, als wir uns vorstellen mögen.

Aber nun unsre eigene Sprache. Die Unterscheidung dessen, was in ihr schön, edel, anständig seyn sollte, die Beeiferung, sich über allerhand Arten von Gegenständen in ihr auszudrücken, und gut auszudrücken; diese hat sich erst angefangen, als sich das jetzige Jahrhundert anfing. Und woher haben wir da unsre Regeln und unsre Muster genommen? — Die alten Sprachen sind von der unsrigen zu entfernt, als daß sie viel zu ihrer Ausbildung beytragen könnten: überdieß sind die, welche teusch schreiben, und gut zu schreiben sich Mühe geben, gerade nicht die größten Kenner der alten Sprachen. Es war also ganz natürlich, daß die schon verfeinerte Sprache unsrer Nachbarn, die wir alle eher gelernet hatten, ehe wir in der unsrigen arbeiteten, und deren eingebildete oder wahre Vortrefflichkeit uns zuerst gereizt hatte, auf eine Verbesserung unserer eigenen zu denken; daß, sage ich, diese unsern Ausdruck oft ohne unsern Vorsatz bildete und bestimmte. Das Französische kam zuerst; das Englische folgte. Man merkt den Uibergang von

jenem zu diesem gar deutlich in unsern Schriftstellern. Unser Styl ist in der neuesten Zeit gedrungener, körnichter, reicher geworden, aber auch oft gewagter und zuweilen ausschweifender. Man drückt seine Gedanken vielleicht freyer und eigenthümlicher aus, und bey guten Köpfen gewinnt der Leser dabey allemahl: aber man verzeiht sich auch seltsame Zusammensetzungen von Wörtern, ungewöhnliche Redensarten, und das artet dann bey schlechten Schriftstellern sehr oft ins Sinnlose und Abendteuerliche aus. Kurz, diese Art von Freyheit hat, so wie jede andere, ihren Vortheil und ihren Nachtheil. Die guten Schriftsteller werden dadurch vortrefflich und die mittelmäßigen elend.

Vielleicht, meine Herren, halten Sie es der Mühe werth, daß ich von dem Einflusse dieser fremden Literatur auf die unsrige noch etwas genauer rede, und zwar besonders, insofern er sich auf die Sprache erstreckt hat.

Eine sich bildende Sprache nimmt von einer andern entweder einzelne Wörter, oder Wendungen, oder eine gewisse allgemeine Farbe an, die sich eher empfinden, als deutlich erklären läßt. Einzelne Wörter kann eine Sprache, wie die unsrige, eigentlich von keiner fremden borgen, die gar nicht mit ihr verwandt ist, die ihren Wörtern ganz andre Endungen gibt, sie mit ganz andern Tönen ausspricht, sie nach ganz andern Gesetzen abändert. Und doch hat sie dergleichen nicht wenige aus der

französischen und englischen herübergenommen; oft, weil sie wirklich zu arm war, noch öfter aber, weil die Schriftsteller ihren ganzen Reichthum nicht kannten, oder aus Trägheit nicht erst lange durchsuchen wollten. Armuth ist es in einem doppelten Falle: einmahl, wenn für die Sachen, die wir sagen wollen, ganz- und gar keine Wörter in der Sprache vorhanden sind, entweder weil die Sache bey der ersten Bildung der Sprache noch gar nicht da, oder weil sie der Nation noch nicht bekannt war; und dieser Fall kömmt in allen Sprachen vor, wo sich jeder, der von unbekannten Dingen zum erstenmahl spricht, des Rechts bedient, ein neues ausländisches Wort zu brauchen: zweytens, wenn zwar die Sprache ein Wort hat, die Sache im Ganzen auszudrücken, aber keins, das edel und zu dem jetzt gewählten Tone der Schreibart passend wäre, oder keins, das zugleich alle Nebenbegriffe ausdrückte, die wir eben jetzt zu unserer besondern Absicht glauben nöthig zu haben. Dieses letztere ist es, was so viel fremde Wörter auch in unsre guten Schriftsteller gebracht hat. In der That muß der Fall bey einem guten Schriftsteller öfter vorkommen, weil bey diesem immer die Ideen genauer bestimmt sind, und er mehr auf die kleinen Schattirungen Acht hat, die ganz gleichscheinende Wörter noch unterscheiden. Schreibt er besonders über eine Materie, worin die Ausländer viel gearbeitet und viel von ihm sind gelesen worden; so wird sich ihm mancher Begriff

gar unter keinem andern Worte, als unter dem fremden darbiethen; mancher wird ihm nicht genau und stark genug gesagt scheinen, so bald er nicht mit eben demjenigen Worte gesagt wird, womit er zuerst ihn bekommen hat. Oft ist es bloße Einbildung, wenn uns das nicht mehr vollgiltig dünkt, was durch den langen Gebrauch unscheinbar geworden, obgleich das Fremde und Neugeprägte in der That von keinem größern innern Gehalte ist. Oft aber ist es wahre Empfindung, und dann ist dessen Ohr nicht so wohl zärtlich, als verzärtelt, der weniger ein fremdes Wort, als eine halbgesagte, übel passende Idee dulden kann, weniger von der feinen Richtigkeit in den Gedanken, als von einer pedantischen Reinigkeit der Sprache gerührt wird.

Eine Sprache, wenn sie für alle Classen von Werken bequem seyn soll, muß einerley Sache auf mehr als einerley Art, nach den verschiednen Gattungen der Materie und den verschiedenen Absichten des Schriftstellers, ausdrücken können. In diesen Gattungen der Schreibart gibt es unzählige mittlere Stufen: doch lassen sie sich überhaupt auf dreye bringen. Diese sind die eigentlich poetische und malerische, die populäre und dialogische, und die didaktische.

Sehen wir unsere Sprache an, so finden wir sie an Wörtern der ersten Art reicher, als vielleicht irgend eine andre. Nahmen, die die Dinge oder

die Veränderungen von ihrer sinnlichsten Seite vorstellen, die so zu sagen, nur die sichtbare Erscheinung der Sache, nicht ihre innere Natur ausdrücken, solche Nahmen haben wir in Menge: und oft sind wir auch im Stande, neue zu machen, ohne daß wir der Sprache Gewalt thäten. Diesen Reichthum unsrer Sprache hat wohl niemand besser gekannt, besser genutzt, als Klopfstock und Geßner, obgleich in zwo ganz verschiedenen Arten. Wie weit hier die französische hinter der unsrigen bleibe, das zeigen ihre eigenen Originalwerke, die immer, so bald es auf Schilderung der sichtbaren Natur ankömmt, zu allgemein sind, und der Imagination das Bild mit zu wenig Bestimmung, zu wenig Lebhaftigkeit vormahlen; noch mehr aber zeigen es ihre Uibersetzungen unsrer teutschen Dichter, besonders der beyden, die wir oben genannt haben. Klopfstock verliert im Französischen ganz unendlich. Tausend im Teutschen genau bestimmte Wörter werden dort zu allgemein, denen die bedeutungsvolle Nüance fehlt; eine unzählige Menge der malerischsten, ausdruckvollsten Beywörter, die aus der schwachen dunklen Ferne dem Auge der Imagination das Bild näher und in die rechte Lage rückten, geht zum Theil ganz verloren, zum Theil werden sie durch solche ersetzt, die weit abstrakter und eben deßwegen weit leerer sind, zum Theil werden sie mit einem Schwalle von Wörtern umschrieben, worunter die ganze Idee erstickt. Oder wenn man die Uibersetzung der Mes=

siade für zu unvollkommen hält, um sie bey der Vergleichung zum Grunde zu legen; so vergleiche man die Uibersetzung Geßners, die von so ausgemachter und vorzüglicher Güte ist, mit dem Originale.

Was Wörter im gesellschaftlichen Style betrifft, so wie er im Lustspiele, in der Erzählung, in andern zur Ergötzung geschriebenen Werken vorkömmt, so möchten wir sie in hinlänglicher Anzahl haben; nur daß die Grenze zwischen dem Niedrigen, dem Komischen, dem Vertraulichen, u. s. w. weniger genau bestimmt ist, oder oft das alte sehr ausdrückende Wort verächtlich und pöbelhaft geworden, ohne daß ein andres an seine Stelle gekommen. Bey einigen solcher Wörter ist alle Rettung verloren; besonders wenn man sich einmahl bey ihnen an gewisse unanständige oder ekelhafte Nebenbegriffe gewöhnt hat: bey andern ist die Rettung noch möglich, wenn sich ihrer ein Schriftsteller vom ersten Range annimmt. Ein Mann, von dem schon die ganze Nation überzeugt ist, daß er mit der feinsten Auswahl und sorgfältigsten Uiberlegung schreibt; wenn so ein Mann ein mit Unrecht verachtetes Wort wieder gebraucht: so wird man vielleicht in dem ersten Augenblicke anstoßen; aber bald wird man auf Gründe zu seiner Entschuldigung denken; man wird das Wort an Stellen hingesetzt finden, wo es so eigenthümlich und passend ist, daß man es für unentbehrlich halten muß; von dem Ansehen dieses

Mannes unterstützt, werden es andre Schriftsteller ihm nachgebrauchen, und bald werden wir eben so gewohnt seyn, es zu hören, als ob wir uns niemahls davon entwöhnt hätten. Auf diese Art hat uns Ramler und Leßing schon manches Wort, manchen Ausdruck gerettet, und andre Schriftsteller von gleichem Ansehen, wie sie, sollten es auch thun. Die meiste Unbequemlichkeit findet man, wenn man Gespräche schreibt. Man möchte so gerne die Sprache rein erhalten, so gerne alles das teutsch sagen, was wirklich teutsch gesagt werden kann; und doch möchte man auch der Nachahmung das völlige Ansehen der Natur geben; man möchte gerne die Redensarten beybehalten, wie sie im Gespräche wirklich gehört werden. Wie will man aber beyde Endzwecke vereinigen, wann sich von den unglücklichen Zeiten her, wo man weder Französisch noch Teutsch, sondern ein Gemengsel von beyden Sprachen redete, noch eine so große Menge fremder Wörter und Redensarten, besonders unter den Vornehmen, erhalten hat, wofür schlechterdings kein gleichgeltender teutscher Ausdruck da ist, der gemein und gebräuchlich wäre? Diese Unart hat indessen an den meisten Orten schon ziemlich nachgelassen; man bedienet sich schon weit mehr, als vordem, der Ausdrücke der Muttersprache: und wo diese noch nicht gewöhnlich sind, da hat der Schriftsteller das Recht, sie gewöhnlich zu machen. Er bildet, wenn er nur sonst vortrefflich ist, die Sprache

des Umgangs, wie die Sprache der Bücher; und schreibt der Nation vor, wie sie reden soll, wenn er ihr nicht nachschreiben kann, wie sie wirklich redet.

Wenn es den Teutschen in irgend einer Gattung der Schreibart an Wörtern fehlt, so fehlt es ihnen an der didaktischen Gattung. Daher kömmt es, daß unsre Philosophen, oder die, welche auch in Werken anderer Art gerne philosophiren, entweder immer in Metaphern schreiben, oder eine Menge fremder Wörter gebrauchen. Hier nun hat die französische und englische Sprache einen augenscheinlichen Vorzug. Da unsere Wissenschaften, wie ich bereits gesagt habe, von den Lateinern zu uns gekommen sind, oder uns durch lateinisch geschriebne Bücher sind überliefert worden; so sind die meisten Wörter, die wir in den abstrakten Theilen der Wissenschaften nöthig haben, lateinisch. Diese haben nun natürlicher Weise in Sprachen, die von der lateinischen abstammten, leicht können aufgenommen werden: und die Franzosen, die sonst für die Reinigkeit ihrer Sprache so sehr besorgt sind, nehmen in dieser Art alle Tage noch mehr auf. Wir, die wir eine eigne Stammsprache haben, konnten diese Wörter durchaus nicht in teutsche verwandeln. Wir mußten also teutsche suchen oder machen, die mit jenen einerley Ideen bezeichnen sollten. So haben wir uns freylich zu helfen gesucht: aber wer in dieser Gattung schreibt, und noch mehr, wer darinne übersetzt, der wird finden, daß für eine Menge

von Begriffen immer nur Ein Wort vorhanden ist, wo die philosophische Genauigkeit deren mehrere verlangt, und unsre Nachbarn auch wirklich deren mehrere haben.

Dieß, meine Herren, sey genug von den einzelnen Wörtern gesagt. Das Zweyte, was eine Sprache von der andern entlehnen kann, sind Redensarten, gewisse Verbindungen von Wörtern, die schon ganze vollständige Gedanken bezeichnen; gewisse eigene Wendungen und Uibergänge. Und hier ist es nun, wo unsre Sprache unstreitig sehr viel von ihren Nachbarinnen angenommen hat, und auch künftig noch annehmen wird, so wie wir uns mit neuen Nationen bekannt machen, oder neue Bücher lesen und bewundern werden. Wie weit darinne der Gebrauch gehe, und wo der Mißbrauch anfange; das ist auch hier, wie in allen andern Dingen, unendlich schwer zu bestimmen. Zum Unglücke hilft das Eifern sehr wenig, wenn auch der Mißbrauch augenscheinlich wäre. Die Sprachen haben ihre Revolutionen, wie die Völker, die sie reden; und diese Revolutionen mögen nun zur Verbesserung oder Verschlimmerung gereichen, so werden sie demjenigen allemahl Verderbniße scheinen, der an die Neuerungen noch nicht gewöhnt ist. Freylich würde unsre Sprache ganz anders seyn, wenn unsre Nation, als die erste an Kultur und Künsten, alles das aus sich selbst hervorgebracht hätte, was ihr jetzt von andern ist überliefert worden, an-

ders

ders würde sie seyn, wenn die Griechen und Römer so unsre Nachbarn wären, wie jetzt die Franzosen und Engländer; anders endlich, wenn die sprachverwandten nordischen Nationen entweder vor uns oder mit uns zu gleicher Zeit durch ihre Schriftsteller Aufsehen gemacht hätten. Vielleicht, wenn bey der Sache ja etwas zu bedauern ist, so ist es dieß, daß wir gerade am meisten mit Völkern in Verbindung gestanden, deren Sprache so wenig mit der unsrigen gemein hat, und uns niemahls um diejenigen bekümmert haben, die unsre eigne älteste Sprache oder einen Dialekt derselben reden.

Unter der Menge besonderer Anmerkungen, die ich machen könnte, will ich nur eine einzige machen, die mir vorzüglich wichtig scheint. Die französische Sprache gebraucht lange nicht so viel Verbindungswörter, als die unsrige; sie bringt die Ideen in keinen so genauen Zusammenhang, als die unsrige. Dadurch hat sie eine abgerissene sentenziöse Schreibart veranlaßt, worinne man Satz auf Satz einzeln hinwirft, und es dem Leser selbst überläßt, sich die Verbindung hinzu zu denken. Wenn der Mann, der so schreibt, in der That ein bündiger Kopf ist, der sich an eine strenge und genaue Ordnung seiner Gedanken gewöhnt hat, so mag für einen auch denkenden Kopf in einer solchen Schreibart viel leichte und schmeichelhafte Beschäftigung, und mithin viel Reizendes seyn. Aber sobald sich ihrer ein nicht so bündiger Schriftsteller bedient,

so leitet sie ihn ohne Unterlaß von dem geraden Wege seiner Ideen ab; sie führt ihn in Versuchung, Sätze zusammenzuhäufen, die keine richtige Folgen machen: und dann verliert sich der Schriftsteller oft völlig von seinem Ziele, scheint uns die scharfsinnigsten Sachen zu sagen, und sagt uns im Grunde so viel als nichts. Die so geschriebenen schlechten Bücher sollten gar nicht übersetzt werden; die so geschriebenen guten Bücher sollte der Uibersetzer eben dadurch am meisten verteutschen, daß er die wirklich vorhandene Verbindung der Ideen so viel als möglich angäbe; und keiner unsrer Originalautoren sollte der Sprache Gewalt thun, um sie eben so zerrissen und unzusammenhängend in ihren Gliedern zu machen, als die französische es geworden ist. Nichts ist einem guten Werke so wesentlich, als ein richtiger Gang und eine genaue Verbindung der Gedanken; und nichts an einer Sprache so schätzbar, als wenn sie durch ihr Genie diesen richtigen Gang und diese genaue Verbindung begünstiget.

Sie sehen, meine Herren, daß meine Materie kaum angefangen, und nichts weniger als erschöpft ist; ich kann Ihnen daher aus den übrigen Theilen nur einige zerstreute Gedanken vorlegen, deren Ausführung ich mir aufs Künftige vorbehalte.

Die Provinz, in welcher die guten Schriftsteller zuerst zum Vorscheine gekommen sind, und der Dialekt dieser Provinz muß nothwendig mit in Betrachtung gezogen werden, wenn man wissen will,

warum unsre Denkungsart und unsre Sprache gerade diesen und keinen andern Schwung genommen haben? Wäre die Dichtkunst in Schwaben, wo sie aufzublühen anfing, zur völligen Reife gediehen, so würde sich unser Geschmack ganz anders gewöhnt haben; wir würden uns unstreitig von dem, was gut teutsch heißt, von dem, was in den Ausdrücken edel oder lächerlich seyn soll, ganz andre Begriffe machen, als jetzt. — Alle Sprachen, die in großen Reichen gesprochen werden, müssen Dialekte haben; aber nicht bey allen haben diese Dialekte gleiche Wirkung. Wenn jedermann, oder wenn wenigstens der Mann von Erziehung die Hauptdialekte seines Landes versteht, wie das in Griechenland war, und noch jetzt in Italien ist; wenn nicht jede Provinz den Dialekt der andern durchaus und absolut lächerlich findet; wenn der Athenienser, seines feinen und verwöhnten Ohrs ungeachtet, doch die Delikatesse und den Wohlklang des jonischen Herodots nicht verkennt: so kann davon die Dichtkunst und Beredtsamkeit Vortheil ziehen. Uns aber, bey denen jene Bedingungen nicht Statt finden, würde ein Dichter, wie Homer, der die verschiedenen Dialekte unsers Landes vereinigen wollte, nicht anders als abenteuerlich und abgeschmackt scheinen.

Uiber den Mangel einer allgemeinen Hauptstadt ist schon vielfältig geklagt worden. Halb ist diese Klage gerecht, und halb ist sie ungerecht. Auf

die Künste hat freylich eine allgemeine Hauptstadt einen sehr großen Einfluß; denn nur durch die gegenseitige Mittheilung der Einsichten und Erfindungen, und durch den Ehrgeiz, den die Nebenbuhlschaft erregt, können die Menschen ihre Werke zur Vollkommenheit bringen; und bey den Künsten findet diese Mittheilung anders nicht Statt, als durch die Gegenwart und den Anblick. Zur Kultur der schönen Wissenschaften ist es in gewisser Absicht nützlich, daß die Schriftsteller beysammen wohnen, sich ihre Gedanken und Entwürfe mündlich mittheilen, einer des andern Rath hören, einer den andern entflammen und aufmuntern; aber so nothwendig ist es bey weitem nicht, als bey den Künsten. Es gibt hier schon Wege, wodurch sich Kenntnisse und Geschmack auch in entfernte Gegenden verbreiten können. Ja, vielleicht besäßen wir einige unsrer schönsten Werke nicht, die sich durch den originellen Charakter der einfältigsten und liebenswürdigsten Natur empfehlen, wenn unsere Schriftsteller nur dem üppigen Publikum einer allgemeinen Hauptstadt hätten gefallen wollen, und der gekünstelte Ton der vornehmen Welt einmahl Mode geworden wäre. — Wer am meisten Recht hat, über den Mangel einer Hauptstadt zu klagen, das ist der theatralische Dichter. Denn dieser vermißt damit ein gebildetes, bestimmtes, überall bekanntes Publikum, dessen Sitten er kopiren und das ihn hinlänglich belohnen könnte; er vermißt eine

Bühne, die reich genug wäre alle guten Schauspieler der Nation an sich zu ziehen, und eben dadurch vollkommen genug, ihn über das Praktische seiner Kunst zu belehren, und ihm Muth zur Uiberwindung ihrer unzähligen Schwierigkeiten zu geben.

Es scheint, als wenn es unsern Schriftstellern bisher noch an der Beharrlichkeit gefehlt hätte, lange Zeit an einem Werke im Verborgenen zu arbeiten, und viele Jahre lang einen weitläufigen Plan zu verfolgen, ohne die Frucht desselben zu genießen. Und doch sind die Werke der Montesquieu und der Ferguson nur auf diese Weise entstanden. Eine Hauptursache davon ist wohl die, daß bey den meisten unsrer jungen Köpfe der Ruf, den sie als Schriftsteller suchen, bloß das Mittel seyn soll, ihr Glück zu machen. Freylich können sie alsdann nicht genug eilen, diesen Ruf zu erhalten; und es wäre sehr unnatürlich, wenn sie nicht mit einer kleinern Vollkommenheit ihrer Werke zufrieden wären, wofern dieselben nur gut genug sind, Leute die ihre Umstände verbessern können, auf sie aufmerksam zu machen.

Man klagt darüber, daß unsre Großen unsere Bücher nicht lesen, und man hat Recht, darüber zu klagen. Aber auch dieß hängt so natürlich mit den Umständen unserer Nation und selbst mit der Beschaffenheit unserer Literatur zusammen, daß man sich wenigstens nicht wundern darf, wenn man auch

klagt. Keine Werke der Philosophie erlauben mehr Erhabenheit im Ausdruck, mit mehr Scharfsinn in der Untersuchung verbunden, als die, welche von Verwaltung der Staaten handeln. Keine ziehen die Aufmerksamkeit der Staatsmänner und der Großen mehr auf sich. Wir haben bisher noch kein einziges Werk dieser Art, das wir den Schriften unsrer Nachbarn an die Seite setzen könnten. — Wenn es uns gelänge, unsern Fürsten einen teutschen Montesquieu in die Hände zu geben, vielleicht würden sie dann auch unsre Klopstocke und Geßner und Lessinge und Moses lesen.

Verzeichniß der Abhandlungen.

Seite

Vorrede 3

Versuch über die Prüfnng der Fähigkeiten 9

Betrachtung einiger Verschiedenheiten in den Werken der ältesten und neuern Schriftsteller, besonders der Dichter 89

Vermischte Anmerkungen über Gellerts Moral, dessen Schriften überhaupt und Charakter 151

Einige Gedanken über das Interessirende. Erster Theil 193

Einige Gedanken über das Interessirende. Zweyter Theil 239

Seite
Anhang zur voranstehenden Abhandlung 287

Uiber den Einfluß einiger besondern Umstände auf die Bildung unserer Sprache und Literatur. Eine Vorlesung 333

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Garve, Christian,

Sammlung einiger Abhandlungen

Bd.: [1]

Breßlau (1801)

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Germ.299(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11090700-2